

Alex Willener, Dieter Geissbühler, Jürg Inderbitzin, Mark Ineichen, André Meier, Nika Spalinger, Sibylle Stolz Niederberger (Hrsg.)

## Projekt BaBeL: Quartierentwicklung im Luzerner Untergrund

1. Auflage 2008  
208 Seiten, Broschur 170 x 221 mm  
ISBN 978-3-906413-57-0

Die Publikation erschien im interact Verlag, dem Fachverlag der Hochschule Luzern - Soziale Arbeit und ist als Open Access erhältlich.

Das Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Lizenz:



- Name muss genannt werden
- keine kommerzielle Nutzung erlaubt
- keine Derivate (Änderungen) erlaubt

**interact**

Hochschule Luzern

Soziale Arbeit

interact Verlag  
Hochschule Luzern – Soziale Arbeit  
Werftstrasse 1  
Postfach 2945  
6002 Luzern  
[www.hslu.ch/interact](http://www.hslu.ch/interact)

Webshop: [www.interact-verlag.ch](http://www.interact-verlag.ch)

Alex Willener  
Dieter Geissbühler  
Jürg Inderbitzin  
Mark Ineichen

André Meier  
Nika Spalinger  
Sibylle Stolz Niederberger  
(Hrsg.)



## Projekt BaBeL: Quartierentwicklung im Luzerner Untergrund

Einsichten – Ergebnisse –  
Erkenntnisse

interact  
Hochschule Luzern  
Soziale Arbeit

v/d/f



Vorwort: Quartierentwicklung ist eine gemeinsame Sache.  
Ruedi Meier, Guerino Riva Seite 2

Einleitung. Alex Willener Seite 6

- 1 Architektur und Städtebau im Untergrund – Die Geschichte vom Leben im Quartier. Heinz Horat Seite 10
  - 2 Das Projekt BaBeL, Organisationsstruktur und Finanzierung. Jürg Inderbitzin Seite 34
  - 3 «Mitverändern» – ein Slogan, der herausfordert. Sibylle Stolz Niederberger Seite 56
  - 4 Architektur, Städtebau und Nachhaltigkeit. Dieter Geissbühler Seite 66
  - 5 «BaBeL Kids»: Sozialraumorientierte soziokulturelle Arbeit mit Kindern und Jugendlichen. Alex Willener Seite 78
  - 6 Aussenräume, Begegnungsräume, Freizeiträume, Wasser. Dieter Geissbühler Seite 94
  - 7 Migration, sozialräumliche Integration und die Frage der Beteiligung der Migrationsbevölkerung an der Quartierentwicklung. Alex Willener Seite 104
  - 8 Kunst und Kultur im Quartier. Nika Spalinger Seite 128
  - 9 Gesundheit im Quartier. Enrica Zwahl Seite 152
  - 10 «BaBeL Sounds» – Soziokulturelle Aktivierung und musikalische Betätigung als Integrationsfaktor. Jesús Turiño, Alex Willener Seite 172
  - 11 Projekt «Shop & Food»: Standortmarketing der besonderen Art. Alex Willener Seite 182
- Bildnachweis, Autorinnen und Autoren. Seite 194

## Quartierentwicklung ist eine gemeinsame Sache!

Das Untergrund-Quartier liegt im Norden und Westen der Stadt Luzern, entlang der Basel- und der Bernstrasse – deshalb auch der entsprechende Projektname BaBeL – zwischen Reuss und den steil abfallenden Hängen des Gütsch. Die Besonnung ist eingeschränkt, und Eisenbahn und Durchgangsverkehr vermindern die Lebensqualität zusätzlich. Auszunehmen davon sind allerdings die Uferbereiche der Reuss. Das Quartier liegt noch heute quasi vor den Toren der historischen Stadt Luzern, so wie früher, als der Untergrund gleich durch zwei Stadtmauern von der eigentlichen Stadt abgetrennt war.

Diese Position am Rande der Stadt drückt sich auch aus in der Zusammensetzung der Bevölkerung. Im Ancien Régime wohnten jene Leute in diesem Stadtteil, die kaum Rechte hatten und zugezogen waren, um am Rande der Stadt und von der Stadt mehr schlecht als recht überleben zu können. Im 19. Jahrhundert dann liessen sich Männer und Frauen aus den umliegenden ländlichen Gebieten nieder, die hier Arbeit in den handwerklichen und industriellen Betrieben fanden. In den Boomjahren vor und nach der Jahrhundertwende von 1900 und nach dem Zweiten Weltkrieg kamen dann die Arbeiter aus dem Ausland, zuerst die Italiener, später Migrantinnen und Migranten aus ganz Europa, ja aus der ganzen Welt. Typisch für den Untergrund ist nicht nur die Funktion, die neu nach Luzern zuziehenden Arbeitssuchenden zu beherbergen. Typisch ist auch, dass diese Menschen, sobald sie die Integration geschafft hatten und es ihnen wirtschaftlich besser ging, das Quartier wieder verliessen. Nur wenige – zu wenige! – Erfolgreiche blieben. Zurück blieben vor allem jene, die mit sozialen und wirtschaftlichen Problemen zu kämpfen hatten. Vor diesem Hintergrund war das Quartier über Jahrhunderte mit dem immer gleichen Problem konfrontiert: Zuwanderung, Abwanderung, neue Zuwanderung, wieder Abwanderung. Und dies ist heute nicht anders!

### Die Problemspirale

- Wir sind heute mit globaler Migration konfrontiert, was sich in der Bevölkerungszusammensetzung des Quartiers Basel-/Bernstrasse drastisch ausdrückt. Rund 75 Staatszugehörigkeiten sind zu verzeichnen und vermutlich noch mehr verschiedene Muttersprachen werden gesprochen.
- Seit den frühen 90er-Jahren hat sich die Schere zwischen Arm und Reich auch in der Schweiz zunehmend geöffnet. Arbeitslosigkeit, Sozialhilfebezug, «Working Poor» und ein Leben an der Armutsgrenze sind unübersehbarer Teil der schweizerischen Realität geworden.
- Die enorme Zunahme der Mobilität und der allgemein steigende Nutzungsdruck haben in vielen städtischen Gebieten zu einem massiven Verlust an Wohn- und Arbeitsqualität geführt.

Diese Problemspirale erfasste das Untergrund-Quartier ganz stark. Befand sich das Quartier bis in die frühen 80er-Jahre noch in einem gewissen – allerdings labilen – Gleichgewicht, so drehte sich die Spirale seither abwärts. Lärm und Gestank nahmen zu, die Bevölkerung wurde immer ärmer und war immer schlechter integriert, Investitionen lohnten sich kaum mehr, die Qualität der Wohnungen nahm ab, vor allem die Drogenkriminalität war und ist beachtlich, Betriebe fanden keine Nachfolgelösungen mehr usw. Probleme über Probleme.

Diese Entwicklung entging weder den gesellschaftlichen Kräften noch der Politik. Die Quartiervereine machten seit einiger Zeit darauf aufmerksam, die Pfarreien verstärkten ihr Engagement, besonders sensibilisierte Bewohnerinnen und Bewohner des Quartiers gründeten einen neuen Quartiertreffpunkt – den Senti-treff, und die offizielle städtische Politik richtete ein besonderes Augenmerk auf die Entwicklung dieses Quartiers und leistete projektbezogen zusätzliche Unterstützung. Aber dies reichte nicht.

#### Ein breit abgestütztes Entwicklungsszenario

Erst die Initiative der Hochschule Luzern, getragen von vier Teilschulen – Technik & Architektur, Design & Kunst, Wirtschaft sowie Soziale Arbeit – vermochte frischen Wind in die Aufgabenstellung zu bringen. Auch die im Quartier aktiven Kräfte schlossen sich dieser Dynamik an. Und die Stadtpolitik unterstützte diesen Aufbruch schnell und mit Nachdruck.

Die bisherigen Erfahrungen von BaBeL zeigen, dass nur eine breite und tiefe und langfristige Projektanordnung Erfolg haben kann. Dies in mehrfacher Hinsicht:

- Möglichst alle sozialen und kulturellen Kräfte im Quartier – Quartiervereine, Treffpunkte, Pfarreien, Schulen usw. – müssen mittragen und diesen Weg gehen.
- Wo keine organisierten und nur schwache Kräfte bestehen, etwa bei Teilen der Migrationsbevölkerung, sind sie zu fördern.
- Möglichst viele wirtschaftliche Interessentinnen und Interessenten – Hausbesitzer, Gewerbetreibende, Ladenbesitzer usw. – müssen von Anfang an einbezogen sein.
- Interessierte Einwohnerinnen und Einwohner müssen – im Sinne eines partizipativen Verfahrens – aktiv mitwirken und mitentscheiden können.
- Die Stadtpolitik muss den Prozess aktiv und breit verankert unterstützen.
- Und – dies ist besonders wichtig – es braucht einen breiten Fächer von sichtbaren Entwicklungsmassnahmen, von kurz- bis langfristig ausgerichteten Projekten, von kulturell-sozialen Klein- und Teilprojekten bis hin zum umfassenden Investitionsvorhaben. Hier konnten die Teilschulen der Hochschule ihre Kernkompetenzen und ihre volle Kraft entfalten.

#### 14 Entwicklungsbausteine

Aber diese breite und tiefe und langfristige Verankerung ist nur möglich, wenn ein Entwicklungsszenario verfolgt wird, das auf einem politischen Konsens beruht. Alle beteiligten Kräfte müssen wissen, in welche Richtung die Reise geht. Und darum ist es auch wichtig, dass die Erarbeitung eben dieser Entwicklungsrichtung sehr sorgfältig und breit abgestützt erfolgt. Dies ist in Luzern geschehen. Es existiert ein Entwicklungsszenario mit 14 Entwicklungsbausteinen mit entsprechenden Teil- und Massnahmenschritten. Wichtig ist dabei der Konsens, dass das Quartier in Bezug auf die Bevölkerungszusammensetzung nicht vollständig verändert werden soll. Es geht darum, über die Entwicklung für die sozial schwächeren Bevölkerungsteile mehr Lebensqualität zu schaffen, sie also nicht zu verdrängen, und für andere Bevölkerungsschichten das Quartier attraktiv zu machen.

### Eine spezielle Projekt- und Führungsstruktur

Ein derart ambitioniertes Vorhaben braucht aber auch eine massgeschneiderte Projekt- und Führungsstruktur. Gerade weil die breite Abstützung ganz wichtig ist, taugen die herkömmlichen Mittel der Stadtpolitik zu wenig. Nötig sind eine besonders enge und verbindliche Zusammenarbeit sowie eine besondere Nähe aller Kräfte. Im Falle des BaBeL-Projekts wurde für die zweite Projektphase ab 2007 ein Verein gegründet, in dem der Quartierverein, der Quartiertreff, die katholische Pfarrei und die Stadt im Vorstand mit führenden Leuten vertreten sind. So sind aus der fünfköpfigen Stadtregierung zwei Stadträte delegiert. Der Verein verfügt über finanzielle Mittel, die er zum einen selber beschafft; zum andern aber beschliesst er über die Verwendung der öffentlichen Gelder, die ihm über einen Leistungsvertrag mit der Stadt Luzern jeweils für drei Jahre zugesichert werden. Ganz wichtig dabei sind die Mehrjährigkeit des Leistungsvertrags und die Verwendungsfreiheit der Gelder im dessen Rahmen.

### Die Nagelprobe steht noch aus!

Für die ganz grossen Projekte – zum Beispiel die Aufwertung der öffentlichen Räume – und für die grosse Investitionstätigkeit im Immobilienbereich bleibt aber die Entschlossenheit der Stadt in Verbindung mit privaten Trägern und Investoren weiterhin sehr wichtig, ja entscheidend. Und solche Projekte brauchen Zeit. Es ist darum sehr anspruchsvoll, einen derart grundlegend angelegten Entwicklungs- und Veränderungsprozess, der seine Zeit braucht, politisch langfristig abzusichern. Die BaBeL-Vereinsstruktur kann diese Kontinuität mit ihrem Einfluss auf die Politik absichern, wenn es ihr gelingt, alle Quartierkräfte zu bündeln und mit einer Stimme zu sprechen. BaBeL ist erfolgreich gestartet, der Verein BaBeL ist gut aufgestellt, vieles wurde bereits erreicht, aber die eigentliche Nagelprobe steht noch aus, der Turnaround ist noch nicht geschafft. Aber die Zeichen stehen gut.

Guerino Riva, *Präsident Quartierverein Bernstrasse / Präsident Verein BaBeL*  
Ruedi Meier, *Stadtrat/Sozialdirektor der Stadt Luzern / Vorstandsmitglied Verein BaBeL*



## Einleitung

Das vorliegende Buch fasst die Geschichte eines breit aufgefächerten fünfjährigen Quartierentwicklungsprozesses zusammen. Es beleuchtet einen Ausschnitt und zeitlichen Abschnitt eines vielfältigen Quartiers, das sich seit seiner Entstehung in permanentem Wandel befindet. Um der Komplexität der gewachsenen städtischen Situation gerecht zu werden, versuchte BaBeL mehrdimensional auf die Entwicklung Einfluss zu nehmen. Gleichzeitig wurde angestrebt, nicht isolierte disziplinäre Sichtweisen auf diesen Raum entstehen zu lassen, sondern wenn immer möglich Zusammenhänge zwischen städtebaulichen, ökonomischen, sozialen, kulturellen und ökologischen Aspekten aufzuzeigen und sie im Rahmen von Umsetzungsmassnahmen so weit wie möglich zu verknüpfen. Bildlich gesehen entsprach das Projekt BaBeL einem Grenzobjekt im Schnittpunkt verschiedener disziplinärer «Stammesgebiete». Die Aushandlung einer gemeinsamen Sprache – eine Voraussetzung transdisziplinärer Zusammenarbeit – entstand im Dialog zwischen den Beteiligten und im ständigen Bemühen, unterschiedliche Sichtweisen, Erklärungen und Begründungen von Massnahmen zuzulassen.

Aus praktischen Gründen werden in den folgenden Texten die Zusammenhänge strukturell wieder entflochten, die einzelnen Segmente des Fächers sichtbar gemacht und vertieft. Die einzelnen Kapiteln haben je ihre eigene Sprache, Form und Struktur. Manche Elemente tauchen aber in verschiedenen Kapiteln in je anderen Worten wieder auf, womit die Schnittpunkte und die Gemeinsamkeiten ansatzweise wieder sichtbar werden. In verschiedenen Kapiteln werden spezifische Erkenntnisse herausgeschält. Diese sind mit grüner Schriftfarbe hervorgehoben.

Im ersten Kapitel lässt Heinz Horat die wechselvolle Geschichte des Quartiers Revue passieren und zeigt auf, wie die heutige Situation eines gewachsenen Siedlungsgebiets das Resultat wirtschaftlicher, baulicher und gesellschaftlicher Prozesse ist. Jürg Inderbitzin stellt aus der Sicht des Gesamtprojektleiters die Besonderheiten der Organisationsstruktur des Projekts dar und gibt einen Überblick über das gesamte Projekt. Im folgenden Kapitel beschreibt Sibylle Stolz die Bedeutung der Partizipation sowie ihre Ansätze, Ausprägungen und Auswirkungen. Dieter Geissbühler stellt im vierten Kapitel Aspekte der Architektur, des Städtebaus und der Nachhaltigkeit in einen Zusammenhang und illustriert dies mit zahlreichen Facetten, die unter anderem durch Studierendenarbeiten vertieft wurden. Aspekte des Aufwachsens in einem benachteiligten Quartier, den daraus resultierenden Handlungsbedarf und die Antworten darauf beschreibt Alex Willener im fünften Kapitel. Dieter Geissbühler beschreibt darauf die Situation und die Bedeutung des Wohnumfelds im Quartier und zeigt Massnahmen und Handlungsansätze für behutsame Aufwertungen im Bereich der Aussenräume auf. In einem weiteren Kapitel wirft Alex Willener einen Blick auf das durch Migration geprägte Quartier und stellt die Handlungsansätze dar, mit denen die Beteiligung der fremdsprachigen Bevölkerung gefördert wurde. Im achten Kapitel beschreiben Nika Spalinger und Robi Müller die Möglichkeiten, Formen und Chancen künstlerischer und gestalterischer Interventionen im Quartier, die auch wieder durch studentische Arbeiten bereichert wurden. Enrica Zwahl weist auf

die Bedeutung gesundheitlicher Aspekte in einem durch zahlreiche Beeinträchtigungen geprägten Sozialraum hin und stellt das entsprechende Teilprojekt vor. Im zweitletzten Kapitel fassen Jesús Turiño und Alex Willener ein Teilprojekt zur Förderung der musikalischen Betätigung und damit des kulturellen Kapitals zusammen. Und das letzte Kapitel widmet sich lokalökonomischen Aspekten und einem weiteren Teilprojekt, das die Stärkung des lokalen Gewerbes bezweckt.

Die Zusammenarbeit von vier Teilschulen der Hochschule Luzern findet Ausdruck in der Gestaltung dieses Buches, die von Patrick Rohner, einem Designstudenten der Hochschule Luzern – Design & Kunst in intensiver Zusammenarbeit mit der Herausgeberschaft erarbeitet und umgesetzt wurde. Begleitet wurde er durch den Dozenten André Meier, der während längerer Zeit Mitglied der Projektleitung von BaBeL war. An dieser Stelle sei auch der Beitrag von Marietherese Schwegler, Verantwortliche für die Kommunikation in den Anfangszeiten des Projekts, gewürdigt, die den treffenden und nachhaltig wirksamen Namen BaBeL kreierte. Und schliesslich danken wir Moritz Wandeler, der als Geschäftsführer das Projekt vorangetrieben und ihm die notwendige Kontinuität verliehen hat sowie Karin Buschor, die als soziokulturelle Animatorin im Teilprojekt «BaBeL Partizipation» im Quartier beharrlich an den Netzwerken im Alltag der Menschen geknüpft hat.

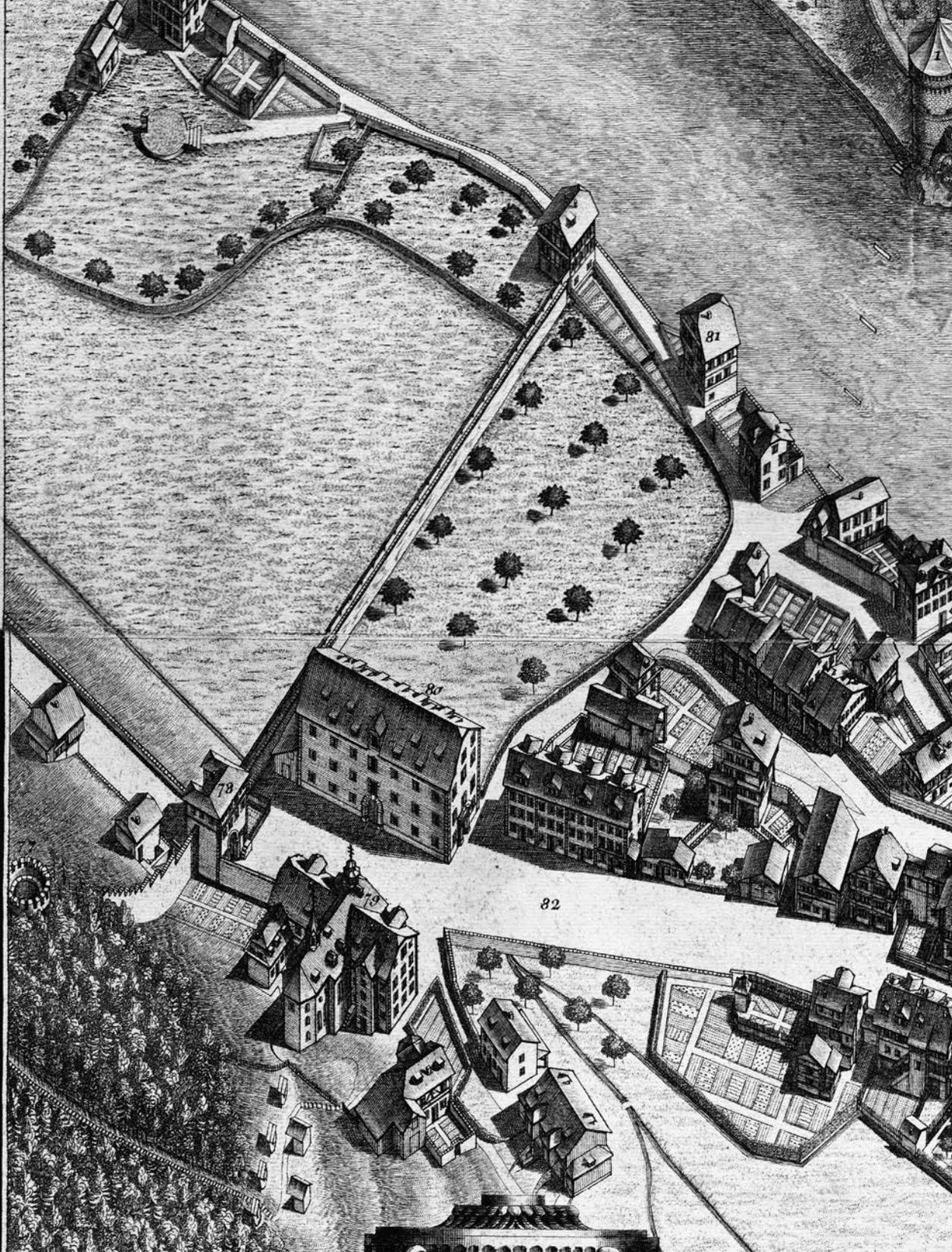
Gedankt sei schliesslich all den vielen in unterschiedlicher Art und Weise am Projekt Beteiligten für die gute Zusammenarbeit: In erster Linie den ehrenamtlich Engagierten im Quartier und den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Quartierinstitutionen, namentlich des Sentitreff, der Pfarrei St. Karl, der Quartierarbeit für Kinder und Jugendliche der Stadt Luzern und den Schulhäusern St. Karli und Grenzhof; ebenso aber auch den Verantwortlichen in Politik und Verwaltung der Stadt Luzern, den Kolleginnen und Kollegen sowie der Leitung der Hochschule Luzern, den privaten und öffentlichen Geldgebern des Projekts sowie all den Menschen, die im Quartier leben oder arbeiten und es mit ihrer Anwesenheit prägen und beleben.

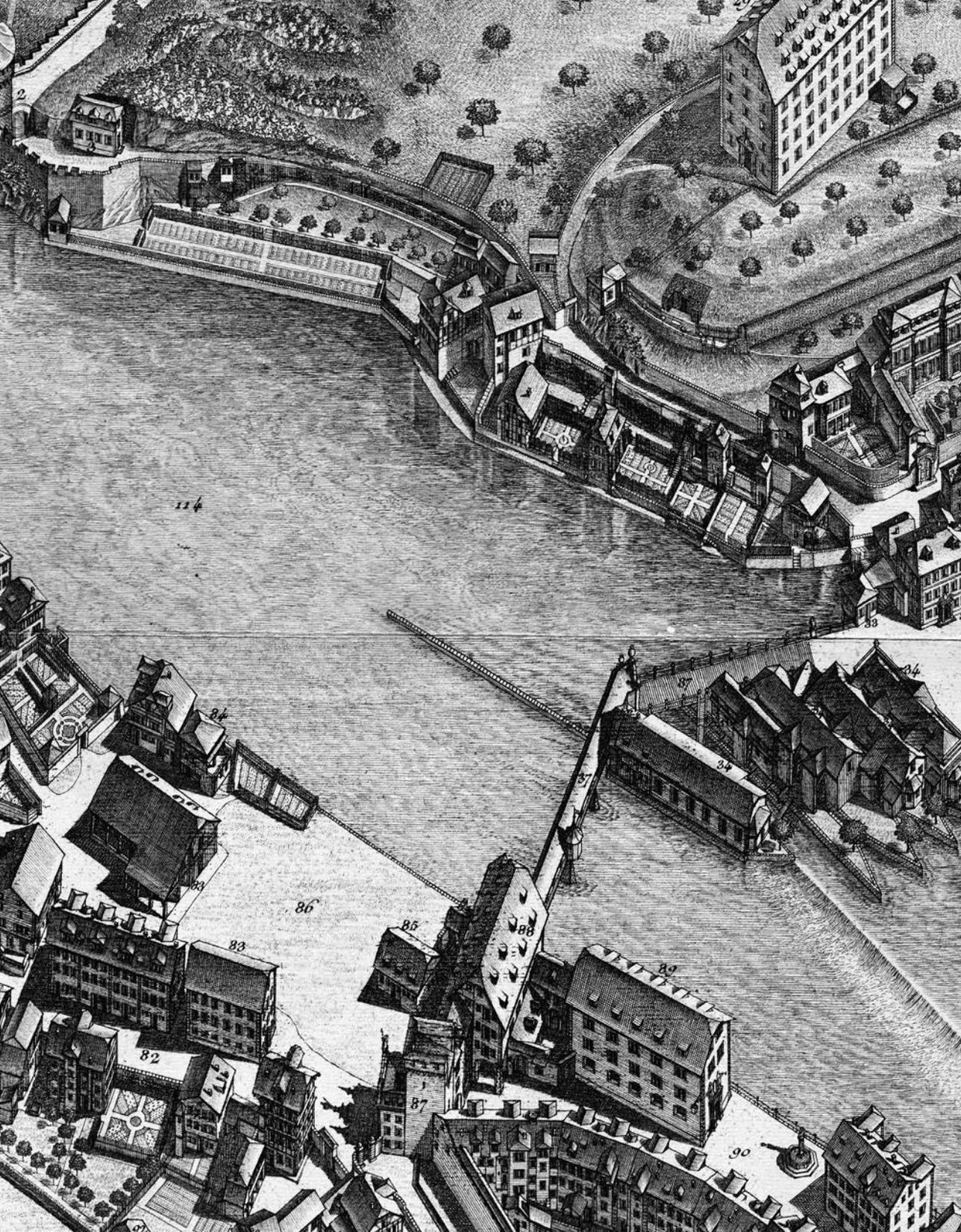
Alex Willener,

*namens der Herausgeberschaft und Projektleitung BaBeL bis 2006:*

*Jürg Inderbitzin (Projektleiter), Dieter Geissbühler, Mark Ineichen, André Meier, Nika Spalinger, Sibylle Stolz Niederberger, Alex Willener*

*Aktuelle Informationen zu BaBeL finden sich unter [www.babelquartier.ch](http://www.babelquartier.ch)*





114

33

84

84

83

86

85

88

89

82

83

87

90

## Architektur und Städtebau im Untergrund – Die Geschichte vom Leben im Quartier.

Kein anderes Quartier der Stadt Luzern hat im Laufe der Zeit eine solche Fülle von unterschiedlichen Nutzungen aufgenommen, wie der Untergrund, die westliche Vorstadt von Luzern. Von parzellenübergreifender, quartierbezogener, geordneter Planung kaum eine Spur. So bleibt denn nichts anderes übrig, als ebenso überrollend, überlagernd und turbulent darzustellen, was sich dergestalt entwickelt hat. – Von Heinz Horat

Vorhergehende Doppelseite:

Der Untergrund 1792 von Süden. Ausschnitt aus der Stadtansicht von Franz Xaver Schumacher. Unten rechts das Baslertor (87) und das Kornmagazin (88) an der Spreuerbrücke, der Judenturm steht bereits nicht mehr. Davor der Kurzweilplatz (86), «Viehmarkt» genannt, mit der städtischen Steinwerkhütte (85), dem Holzmagazin und der städtischen Holzwerkhütte (83) und dem Schiesshaus der Armbrustschützen (84). Am linken Bildrand das Sentitor (78) und das Sentispital (79), gegenüber an der Baselstrasse das Kornmagazin in der Senti (80) und zwischen Sentiwiese und Reuss das Blatternhaus (81), «Tollhaus» genannt. Ganz links oben auf

der Sentimatte das Haus des Scharfrichters und der Richtplatz auf dem Kalenberg. Gut sichtbar ist die 1704–1707 gebaute barocke Vorstadt an der Baselstrasse, zweimal vier zusammengebaute dreigeschossige Häuser. Die grosse, für das zu errichtende Waisenhaus frei gelassene Lücke dazwischen wird vom St. Jakobsspital und kleineren Gebäuden belegt. Dahinter die Häuschen des Schnepfengestells und zwei stattliche Häuser mit schönen Gärten direkt an der Reuss. Ähnliche Wohnlagen mit schönen Gärten gibt es südlich der Baselstrasse, auf die Schützenmatt orientiert, in der Mitte am unteren Bildrand.

## Die städtebauliche Entwicklung

Die Bezeichnung «Niederer Grund» für die westliche Vorstadt Luzerns zwischen Reuss und Gütsch ist 1385 bezeugt. Vom «Oberer Grund», dem Quartier Richtung Kriens, ist der Untergrund durch das Bruchgebiet getrennt. Der Name «Untergrund» wird im 18. Jahrhundert bereits verwendet und umfasst 1833 anlässlich der Stadtgliederung in acht Quartiere das Bruchquartier, die St.-Jakobs-Vorstadt zwischen Baslertor und Sentitor sowie die Basel- und Bernstrasse bis zur Stadtgrenze.<sup>1</sup> Heute bezeichnen wir das Gebiet entlang der Basel- und Bernstrasse bis zur Stadtgrenze als Untergrund und konzentrieren uns im Folgenden auf diesen Parameter.

Aus der Pfistergasse verliess man die Kleinstadt, durchschritt auf der Baselstrasse den «Niederer Grund», liess den Wochenmarktbezirk des Stadtherrn beim Sentispital hinter sich und reiste Richtung Basel und Bern weiter. Vorerst auf dem Weg über Littau, seit ungefähr 1305 der Reuss entlang nach Reussbühl zur Emmenbrücke, denn zu Beginn des 14. Jahrhunderts scheint die den Weg blockierende Felsnase in der Krummfluh entfernt worden zu sein, wie der Chronist Melchior Russ berichtet.<sup>2</sup> Am Kreuzstutz zweigte die Strasse Richtung Littau ins Entlebuch und nach Bern ab. Diese Wegscheide markierten, so beschreibt es Renleuch Cysat, ein steinernes Kreuz, das so genannte «elend Kreuz», und eine Kapelle.<sup>3</sup> Die heute bestehende Bernstrasse nach Littau wurde 1821–1828 nach Plänen des kantonalen Strasseninspektors Anton Weingartner gebaut.<sup>4</sup> Früher bestand ein Saumweg vom Bruchtor am Krienbach zum Steinbruch im Gütschtobel nach Littau und Richtung Bern, der bis in die Neuzeit begangen worden sein soll, jedenfalls wird er noch im 17. Jahrhundert «alte Entlebucherstrasse» genannt, was eine «neue» Entlebucherstrasse, wohl jene ab dem Kreuzstutz, voraussetzte.<sup>5</sup>

Im Untergrund überquerten während langer Zeit keine Brücken die Reuss. Für den nach Fertigstellung der Museggmauer 1408 erweiterten Museggumgang wurde jedes Jahr vom Nölliturm zur Innenseite der Sentistadtmauer ein Holzsteg mit Geländer über den Fluss gebaut. Dessen in die Reuss gemauerte Pfeilerfundamente sind auf dem Schumacherplan 1792 und auf dem Stadtplan von 1848 sichtbar.<sup>6</sup> Etwas unterhalb des Nöllitürms entstand 1891 die Geissmattbrücke.<sup>7</sup> Sie hiess vorerst St. Karlibrücke und gab den Namen an die 1909 vollendete neue St. Karlibrücke weiter, die zuerst Spitalbrücke genannt wurde. Diese neue St. Karlibrücke ersetzte eine 1863 von der Sentimatte zum Reussbad auf der Liegenschaft St. Karlstrasse 19 eingerichtete Fähre.<sup>8</sup>

Die ab 1854 gebaute und am 1. Juli 1859 eröffnete Centralbahnlinie von Basel nach Luzern schnitt das 200 Meter schmale Terrain zwischen Reuss und Gütschhang entzwei.<sup>9</sup> Hinter der Sentikirche überquerten die Züge die Baselstrasse und fuhren in den Gütschtunnel ein. Schiebebarrieren sicherten den Niveauübergang. Die Eisenbahnlinie Luzern–Zürich kam 1864 dazu, die Linie Luzern–Bern 1875, die Gotthardbahn Luzern–Küssnacht–Goldau 1897. Die projektierte rechtsufrige Führung der Gotthardbahn und die Frage ihrer Einmündung auf das Trasse der Linie Basel–Luzern regten eine grundsätzliche Diskussion über den Standort des Luzerner Bahnhofs an. Der technische Inspektor der Schweizerischen Eisenbahnen, Oberingenieur Leopold Blotznitzki, legte 1874 ein Projekt für einen Luzerner Zentralbahnhof im Untergrund vor. Die ganze Anlage hätte den

Raum zwischen Reussbühl und dem Kasernenplatz vollständig beansprucht. Das Projekt wurde von Gutachtern im November 1874 als nicht realisierbar, da zu sehr eingeeengt, verworfen.<sup>10</sup> 1894–1896 wurde das gesamte Eisenbahntrasse auf einen 4 Meter hohen Damm verlegt, der das Quartier noch weit stärker teilte.

Damals entstand auch der neue, höher gelegene Gütschtunnel, der heute bestehende, zusammen mit einer Gitterwerkbrücke anstelle des Niveauüberganges auf der Baselstrasse. Im alten Gütschtunnel richtete Wilhelm Amrein 1907 eine Champignonzucht ein, die 1911–1915 florierte und während des Ersten Weltkrieges einging.<sup>11</sup> Der Bahndamm koppelte die Sentimatte vollständig ab. Anfänglich führte er nur bis zum Kreuzstutz. 1911 wurde er erhöht und bis zur Fluhmühle fortgesetzt. Um 1934 erfolgte der Ausbau des Bahntrassees auf drei Spuren. 1884 wird die Standseilbahn von der Baselstrasse zum Hotel Gütsch eröffnet.<sup>12</sup> Nach der Höherlegung des Eisenbahntrassees und dem Bau des neuen Gütschtunnels musste die Talstation der Gütschbahn an den heutigen Standort verlegt und neu gebaut werden. 1899 war die Strassenbahnlinie Luzern–Kreuzstutz fahrbereit, bis 1901 verlängerte man sie nach Emmenbrücke.

An der Baselstrasse gab es schon im Hochmittelalter das Siechenhaus in der Senti, das 1291 erstmals indirekt erwähnt wird.<sup>13</sup> Es diente der Aufnahme von Aussätzigen. Typisch für eine solche Institution, war das Sentispital aufgrund latenter Ansteckungsgefahr ausserhalb der Stadt an der Landstrasse situiert, dort, wo die Kranken auf ein Almosen der Passanten hoffen durften. Im 19. Jahrhundert wurden hier Irre, Arbeitslose und Liederliche untergebracht.<sup>14</sup> Stadteinwärts schräg gegenüber kam zwischen 1417 und 1471 das St. Jakobsspital dazu, ein schlichtes, zur Strasse giebelständiges Holzhaus mit Garten, eine Herberge für Pilger und Elende.<sup>15</sup> «Elende» waren im damaligen Sprachgebrauch Fremde, Reisende.<sup>16</sup> Zwischen 1573 und 1654 wurden hier auch die der Hexerei verdächtigten Frauen gefangen gehalten. Renward Cysat berichtet, 1575 seien im St. Jakobsspital mehrere Kämmerlein gebaut worden als Gefängnisse für «unsinnige» Leute und Burger, die sich «liederlich, unnützlich oder ungehorsam» gegen die Obrigkeit aufführten. Da sei auch noch «ein schwärere Gfengknuss von altem har gewesen, die Löwenguob genannt, für gar wüettende, oder sonst solche Lüt, die man nit demmen mögen und ein so schwäre Gfangenschafft verdient».<sup>17</sup> 1739 richtete die Stadt im St. Jakobsspital das Waisenhaus ein. An der Baselstrasse 8 befand sich das Wirtshaus «Zur Löwengrube». Hier hatte die 1863 gegründete «Gesellschaft der löblichen St.-Jakobs-Vorstadt» ihr Stammlokal.<sup>18</sup>

1609 verlegte man das Blatternhaus, auch «Franzosenspital» genannt, wo Syphiliskranke eingeliefert waren, vom Obergrund in ein eigens dafür neu gebautes Haus im Untergrund an die Reuss, unmittelbar an der Sentistadtmauer, nicht weit vom Sentispital entfernt.<sup>19</sup> 1766 werden das St. Jakobsspital und das Blatternhaus in das Heilig-Geist-Spital einverleibt. Zum Sentispital gehörte ein Friedhof, der 1622 und 1713 erweitert wurde. Nach 1799 fanden vermutlich keine Bestattungen mehr statt. Beim Bau des ersten Gütschtunnels 1855 kamen viele Knochen zum Vorschein.<sup>20</sup>

Das Baslertor schloss die Pfistergasse und damit die Kleinstadt im engeren Stadtperimeter nach Westen ab.<sup>21</sup> Es ist 1297 erstmals als «Nideres Tor» erwähnt. Um 1408 wurde es durch den Judenturm am südwestlichen Kopf der Spreuerbrücke an der Reuss ergänzt. Er musste 1773 wegen Baufälligkeit abgebrochen werden. Zu unbekanntem Zeitpunkt wurde die dem Baslertor westlich vorgelagerte Senti- oder St.-Jakobs-Vorstadt durch das Sentitor und die dazugehörige Stadtmauer geschützt. Renward Cysat nennt 1333 als Erbauungsjahr.<sup>22</sup> Adolf Reinle vermutet den Bau dieser dritten, äussersten Stadtbefestigung in der Senti zu Beginn des 14. Jahrhunderts, als die Vorstädte zur Stadt kamen.<sup>23</sup> 1833 wird das Sentitor zusammen mit der Sentimauer abgebrochen. Das Baslertor folgt 1862.

Die ersten Abbildungen, welche das Quartier darstellen, stammen aus dem 16. Jahrhundert. Diebold Schilling zeigt 1513 die mit groben Feldsteinen belegte Baselstrasse vor dem Baslertor stadteinwärts.<sup>24</sup> Rechts, also gütschseitig, ist ein hohes Riegelhaus auf gemauertem Sockelgeschoss sichtbar. Es ist durch ein Schild als Wirtshaus gekennzeichnet. Renward Cysat schreibt in seinen «Collectanea», 1603 habe ein Brand «das hoch höltzin Hus vorm Niedertor» zerstört. Dieses Feuer sei gefährlich gewesen, weil damals im Quartier noch viele Holzhäuser bestanden hätten.<sup>25</sup> Ob mit diesem hohen Haus das von Schilling dargestellte gemeint ist, lässt sich nicht entscheiden. Links erstreckt sich der Reuss entlang bis zum Judenturm die durch eine niedrige Mauer abgegrenzte Zielstatt der Armbrustschützen, mit fahrbarem Schützenstand, Richterhäuschen und Zielwand am Judenturm. Eine weitere Schützenscheibe ist an der Stadtmauer zwischen den beiden Türmen befestigt. Der Scheibenstand konnte auf kleinen Rädern vor- und rückwärts gerollt werden, um die Distanz zu verändern. Als Preise gab es bei diesen Wettschiessen Hosen zu gewinnen. Um 1460 kamen Tätschschüssen der Knaben auf dem Kurzweilplatz, dem heutigen Kasernenplatz, auf. Dabei wurde auf 15 Schritte auf eine Lehmscheibe, den Tätsch, geschossen. Die nördliche, reussseitige Strassenseite flankiert eine Steinmauer, ein geflochtener Holzhag begrenzt den Gütschhang.

Martin Martini gibt 1597 eine Gesamtübersicht in Vogelperspektive Richtung Westen, stadtauswärts. Auf halber Höhe sind als Abschluss der Pfistergasse das Baslertor, die Kornschütte und der überdimensioniert dargestellte Judenturm zu sehen. Gleich ausserhalb ist rechts der Kurzweilplatz an der Reuss situiert, links zieht die Baselstrasse zwischen den sie begleitenden Häusern nach Westen. Oben erkennt man das Sentitor mit der äussersten Stadtmauer und der Sentikirche, dann beginnt kaum bebautes Land, durch das sich, angelehnt an den Gütschhang, die Baselstrasse windet. Die Fläche zwischen Sentispital und Reuss ist ein offenes, baumbeständenes Feld. Daneben scheinen schon die kleinen Handwerkerhäuser des Schnepfengestells vorhanden zu sein.

Im 16. Jahrhundert säumten ganz wenige Häuser die Baselstrasse, und dies nur am Gütschhang, denn die reussseitige Sentimatte war sumpfig. Auch war die Situation alles andere als attraktiv. Auf der Sentimatte stand das Haus des Scharfrichters, den man 1572 vom Obergrund in den Untergrund disloziert und unmittelbar ausserhalb der Sentistadtmauer angesiedelt hatte.<sup>26</sup> Zum Wohnhaus

gehörte der direkt daneben liegende Richtplatz auf dem so genannten «Kalenberg». Die ganze Matte war mit Obstbäumen bepflanzt. Am Rande der Sentimatte, bei der Weggabelung am Kreuzstutz, besass Joseph Thüring Schwytzer von Bonas das seit 1787 als Gasthof erwähnte Lädelihaus.

Bewusste Stadtplanung war im Quartier nur selten ein Thema. Die barocke Vorstadt unmittelbar ausserhalb des Baslertores an der Nordseite der Baselstrasse ist ein solches Vorhaben und wurde 1704–1707 geplant und ausgeführt.<sup>27</sup> Sie bestand aus zweimal vier zusammengebauten dreigeschossigen Häusern (Baselstrasse 2–8 und 12–18). Eine grosse Lücke hielt man für ein künftiges Waisenhaus frei. Dieses wurde allerdings erst 1808–1811, aber an diesem Standort, als stattliches klassizistisches Palais von Josef Singer errichtet.

1834 verkaufte der Staat das Land nördlich der Baselstrasse an Staatsschreiber Anton Hunkeler, der in der Folge mit dem Geld, welches ihm der Kanton Luzern aus den Güterverkäufen von St. Urban vorgestreckt hatte, die Häuserzeile gegen das Lädeli baute. Darum hiess das Gebiet im Volksmund St. Urbaner Vorstadt.<sup>28</sup> Das Scharfrichterhaus brannte 1856 nieder, worauf die Sentimatte an Baumeister Xaver Meyer verkauft wurde. Schon 1817 hatte der Sentiverwalter Alois Rusconi die Entsumpfung der Sentimatte angeordnet. Durch diese Trockenlegung und die Tätigkeit von Baumeister und Immobilienhändler Meyer wurden sowohl die Sentimatte wie auch beide Flanken der Baselstrasse bis 1890 praktisch vollständig überbaut. Viele der auf der nördlichen, reussseitigen Strassenseite errichteten drei- bis viergeschossigen biedermeierlichen Häuser stehen heute noch. Einzelne, und dazu die ganze gütschseitige Häuserzeile, sind seit den 1960er-Jahren durch sehr viel grössere Volumina ersetzt worden.

Zwischen 1890 und 1910 wurden im Untergrund drei Siedlungsräume weiter verdichtet: die Bernstrasse, die untere Baselstrasse vom Kreuzstutz Richtung Fluhmühle sowie die Sentimatte entlang der Reuss. Bauspekulation war weit verbreitet. An der Bernstrasse entstanden Miethäuser, deren Eigentümer nicht im Quartier wohnten und die hauptsächlich von italienischen Familien bewohnt wurden. Darum der Übername «Oberitalien», so wie die Baselstrasse «Klein-Chicago» genannt wurde. 1890 wohnten neun Hauseigentümer an der Bernstrasse, total gab es erst dreizehn Häuser. Bis 1900 wurden um die fünfzig neue Häuser errichtet.<sup>29</sup> Die am Kreuzstutz beginnende Wohn- und Geschäftshauszeile Richtung Reussbühl wurde 1897–1899 im Kopfbau an der Abzweigung Baselstrasse/Bernstrasse und mit der Häuserreihe Baselstrasse 91–99 erbaut. Sie ergänzte die wenigen 1860–1880 entstandenen schlichteren Häuser. Auf Strasseniveau befinden sich Werkstätten und Läden, darüber Wohnungen.

Eine für den alten Untergrund besonders typische Häusergruppe war das Schnepfengestell, innerhalb der Sentistadtmauer zwischen der Reuss und der Häuserzeile an der Baselstrasse gelegen.<sup>30</sup> Die schon im 17. Jahrhundert erwähnte malerische Ansammlung von kleinen, einfachen, windschiefen Häuschen mit An- und Vorbauten, Schöpfen und kleinen Gärten dazwischen hat viele Quartierumbauphasen überlebt. Der Name ist nicht geklärt. Einerseits fing man mit Schnepfengestellen die gleichnamigen Vögel, andererseits werden mit «Schnepfen» Vorstände an Häusern, kurze Wagnerbeile, Schnitzmesser und «lange

krumme Sebel oder Schnepfen» (Cysat) bezeichnet. Alles kann für die Häuschen und die hier wohnenden zahlreichen Handwerker zutreffen. Mit dem Bau der Militärstrasse wurde 1877 eine Schneise durch das Schnepfengestell geschlagen. Weitere Häuser mussten 1901 dem Bau des Schlachthofes weichen, so auch das Haus Militärstrasse 6, ein stattliches Palais mit grossem Garten direkt an der Reuss, das der Malerfamilie Hurter gehört hatte. Der Bau der Waisenstrasse zerstörte 1912 nochmals sechs Häuser.

Der Kasernenplatz hat im Laufe der Zeit seine Nutzung, seinen Namen und sein Aussehen massiv verändert. Während langer Zeit war er als Kurzweilplatz bekannt, weil hier, auf der offenen Fläche unmittelbar vor der Stadt, «Churzwil» beziehungsweise Spiele, Leibesübungen und Armbrustschieszen veranstaltet wurden. Nach 1500 verlegte man den Rindermarkt und den Schweinemarkt vom Hirschenplatz in der Grossestadt auf den Kurzweilplatz. Das behinderte die Volksbelustigungen aber nicht. 1837 sollte gar das Stadttheater auf dem Kurzweilplatz gebaut werden. Der Grundstein war schon gelegt, da entstand breite Kritik wegen des Gestankes des Schweinemarktes. Das Bauvorhaben wurde eingestellt. Doch dann wird wirklich gebaut, und der Kurzweilplatz verschwindet, denn die neue Infanteriekaserne von 1863 belegt als mächtiges Gebäudegeviert einen Grossteil der Fläche. 1971 wird sie gesprengt. In den folgenden Jahren entsteht der heutige Kasernenplatz, indem das Haus Baslertor der Firma Hochstrasser und weitere Gebäude abgebrochen werden; auch das Waisenhaus an der Baselstrasse wird 1975 geschleift und an der Reuss neu aufgebaut. Dazu kommt noch ein neuer Herrenkeller als pseudohistorischer Riegelbau. Der Platz ist wieder frei und erhält sein heutiges unansehnliches Aussehen. 1974 wird die Autobahn eröffnet, deren Stadtausfahrt führt auf den Kasernenplatz.<sup>31</sup> Am 26. Oktober 1976 wird der Sonnenbergtunnel in Betrieb genommen, der Stadumbau ist vorläufig abgeschlossen.

## Quartierprägende Gebäude

Markante mittelalterliche Gebäude gab es im Untergrund nicht. Das grösste, das Sentispital, war schon seiner Funktion entsprechend arm und bescheiden und trat nur gerade durch seine gemauerte, mit einer Längsfassade die Baselstrasse flankierende Kirche inmitten der Holzbauten in Erscheinung. 1582–1584 errichtete Werkmeister Anton Gross neue Spitalgebäude, 1659 wurden sie durch eine neue, um 90 Grad gedrehte Kirche ergänzt.<sup>32</sup> 1817–1818 baute Josef Singer neue Wohntrakte und legte der Kirche 1819 die heute bestehende klassizistische Fassade vor. Dem Sentispital gegenüber und anstelle der dort vorhandenen Sentscheune errichtete die Stadt 1697 unmittelbar an der Sentistadtmauer ein Magazin.<sup>33</sup> 1799–1834 diente das geräumige Gebäude als Kaserne. 1834–1839 wurde diese Kaserne nach Plänen von Louis Pfyffer von Wyher und unter der Bauleitung von Karl Emanuel Müller aufgestockt, erweitert und als Strafanstalt eingerichtet.<sup>34</sup> Da sie an der Baselstrasse 20 situiert war, nannte man sie «s Zwänzgi». Im Hauptgebäude an der Baselstrasse waren die männlichen Gefangenen untergebracht. Im rückwärtigen Neubau, dem Weiberhaus, waren die Frauen. Es gab Räume für 300 Sträflinge. Für Absonderung und Strafhaft standen 18 Gefängniszellen zur Verfügung. An beide Gebäude schlossen sich grosse ummauerte

Hofräume an, welche als Arbeitsplätze dienten. Die Häftlinge arbeiteten, assen und schliefen in grossen Sälen, was scharf kritisiert wurde: «Die ausschliessliche Gemeinschaft ist ein Krebschaden unserer Strafhaeinrichtungen, die fortfliessende Quelle der Verschlechterung der bessern Gefangenen durch das mit der Strafe verknüpfte Übel eines verderblichen und abstumpfenden Zusammenlebens mit den schändlichsten Verbrechern.» Nach der Eröffnung der kantonalen Strafanstalt im Wauwilermoos 1949 wird die Strafanstalt Baselstrasse 20 abgebrochen.<sup>35</sup>

Zwischen dem Baslertor und dem Brückenkopf der Spreuerbrücke befanden sich angrenzend an das Zeughaus die alte, zuletzt als Kaserne genutzte Kornschütte und der Herrenkeller. Hier projektierte der Zürcher Kantonsbaumeister Johann Kaspar Wolf 1856 die neue Infanteriekaserne für 1100 Mann.<sup>36</sup> 1861–1863 wurde sie gebaut. Bauleiter war der Luzerner Architekt Gustav Mossdorf, Baumeister Xaver Meyer von der Sentimatte. Die alte Kornschütte und das Baslertor wurden abgebrochen. Die neue Kaserne war ein äusserst imposantes Bauwerk. Ein sehr grosser Neurenaissancepalast, der heute ohne Zweifel unter Denkmalschutz gestellt würde. Die rund 100 Meter lange viergeschossige Hauptfassade flankierte die Baselstrasse und begrenzte den Blick aus dem Hirschengraben. Nachdem auf der Allmend 1935 die neue Kaserne bezogen worden war, hatte die alte am Kasernenplatz ihre Funktion verloren.<sup>37</sup> Dann wurde sie während langer Zeit ganz verschieden genutzt: für Klassenzimmer, Luftschutzmaterial, Guggenmusik, Warenlager, und auf dem Dachboden legte eine Samenfirma Setz Zwiebeln zum Trocknen aus. Im Zuge der Autobahnplanung wurde sie am 15. April 1971 gesprengt. In Ergänzung zur neuen Kaserne entstand an der Militärstrasse 33 1865–1866 eine grosse Militärreithalle mit Stallungen für 150 Pferde. Dieses Areal wurde zusammen mit jenem der Strafanstalt, Baselstrasse 20, 1950 geräumt. Auf der sehr grossen Fläche entstand 1951–1954 eine moderne Wohnsiedlung, der «Sentihof», geplant von Architekt Heinrich Auf der Maur. Eine Blockrandbebauung mit 15 Wohnblöcken, welche einen mit Bäumen bepflanzten Innenhof umschliesst. Sie umfasst 25 Einzimmerwohnungen, 116 Zweizimmerwohnungen, 116 Dreizimmerwohnungen und 39 Vierzimmerwohnungen. Es ist erstaunlich, wie problemlos das in der öffentlichen Meinung stark negativ belastete Strafanstaltgrundstück im Bewusstsein der Bevölkerung ins Positive umgekehrt werden konnte. Ein moderner, eleganter Prospekt pries die insgesamt 296 Mietwohnungen als schön, komfortabel, pflegeleicht und modisch an, und die Leute strömten in Scharen herbei. Wartelisten wurden notwendig!<sup>38</sup>

Seit dem 15. Jahrhundert gab es im Untergrund beim Kurzweilplatz Schlachtbänke. 1854 wurden diese Freibänke ausgebaut, weil die Kritik am Schlachthaus in der Stadt immer lauter wurde. Der Gestank und der Lärm der Tiere wurden als unausstehlich bezeichnet. 1873 baute man im Untergrund neben der Infanteriekaserne zwischen Militärstrasse und Reuss ein Zentralschlachthaus. Obwohl dieses als an dieser Lage total unpassend bezeichnet wurde, blieb es während 100 Jahren bestehen, denn es wurde 1901 noch bedeutend grösser, mit einer 100 Meter langen Fassade und einem Hochkamin, neu gebaut. 1969 wurde das Schlachthaus abgebrochen.<sup>39</sup>

Der 1932–1935 von Architekt Adolf Vallaster erbaute «Lädelihof», Baselstrasse 74–80, ist ein gutes und frühes Beispiel des Neuen Bauens in Luzern, wie auch das 1936 gleich daneben vom gleichen Architekten erbaute Strassenwärter- und Toilettenhäuschen, das auch als Tramhaltestelle diente. Schräg gegenüber entstand am oberen Ende der Reussinsel 1943–1944 eine von den Luzerner Architekten E. Scherz und H. Bucher geplante Wohnsiedlung: zwölf Häuser in drei Reihen direkt an der Reuss.<sup>40</sup> Die Architekten Werner J. Roos, Wolhusen, und August Rüegg, Luzern, bauten 1959–1960 an der Dammstrasse 17 das Wohn- und Geschäftshaus St. Karlihof, ein qualitativvolles Gebäude mit elegantem Treppenhaus.<sup>41</sup>

Die städtische Industrie entwickelte sich vorerst auf der Reussinsel, zwischen Kreuzstutz und Fluhmühle.<sup>42</sup> Franz Xaver und Ludwig von Moos richteten 1842 in einer alten Getreidemühle einen Drahtzug und eine Stiftenfabrik ein. Sie siedelten später nach Emmenbrücke aus. Eduard Drexler gründete 1875 eine Diamantenschleiferei. Roman Scherer produzierte ab 1877 in seiner Holztypenfabrik Holzschriften, Holzeinfassungen und übrige Materialien für den Plakatdruck nebst Reklame-Clichés. Er verlegte seinen Betrieb 1889 nach Kriens. Der Mechaniker Robert Schindler und der Kaufmann Eduard Villiger eröffneten 1874 eine mechanische Werkstätte zur Produktion von Gras- und Getreidemaschinen, Obstpressen, Pochwerken und Transmissionen. 1883 verlegten sie den Betrieb auf die Sentimatte, wo sie Dampfmaschinen, Schiffsmotoren sowie Hotel- und Wäschereinrichtungen produzierten. 1890 wurde hier der erste hydraulische Aufzug gefertigt. 1888 beschäftigte die Firma 15 Arbeiter, 1904 waren es bereits 124 Arbeiter und 4 Arbeiterinnen. 1957 siedelte die Firma nach Ebikon aus und verkaufte die Fabrikanlage dem Kanton Luzern. Noch im gleichen Jahr und bis 1960 baute der Luzerner Architekt August Boyer die Gebäude für das eben gegründete Zentralschweizerische Technikum um.<sup>43</sup>

Neben den öffentlichen Gebäuden und den Fabrikationsanlagen gab es im Untergrund einige besonders auffällige Geschäftshäuser der Belle Epoque: Der Schlossermeister Leonz Bielmann gründete 1829 an der Baselstrasse 12 zusammen mit zwei Brüdern eine Nagelhandlung, produzierte Glocken und betrieb Eisenwarenhandel. Zum 75-jährigen Bestehen der Firma bauten seine Erben 1904 das neue, repräsentative Wohn- und Geschäftshaus an der Baselstrasse 12 mit 800 Quadratmetern Verkaufsfläche und 40 Wohnungen. Hundert Angestellte arbeiteten auf acht Etagen. Die nackten Hermenpilaster an den Fassaden erregten öffentliches Ärgernis. 1971 wurde das Haus abgebrochen.

Die Spezerei- und Kaffeeirma Hochstrasser wurde 1852 gegründet. 1912–1913 baute der bekannte Luzerner Architekt Wilhelm Hanauer für Franz Hochstrasser (1880–1953) in heroisch-trutzigem Burgenstil einen neuen Geschäftssitz, das Haus zum Baslertor. Trotz seines historistischen Aussehens war das Gebäude konstruktiv ein Betonbau, wohl der erste Luzerns. 1976 wurde das markante Haus am Kasernenplatz (Militärstrasse 1–3) zusammen mit dem traditionsreichen Restaurant Löwengrube im Zuge der Geländeanpassung im Bereich des Stadtanschlusses der Autobahn abgebrochen.<sup>44</sup> Damit waren die letzten alten Bauwerke nördlich der Baselstrasse verschwunden und durch neue Überbauungen ersetzt.

Ein letztes dieser stolzen Geschäftshäuser steht noch heute, amputiert jedoch durch den Abbruch des Druckereigebäudes Baselstrasse 11. Der Geschäftssitz der Buchdruckerei Keller an der Baselstrasse 13–15 ist 1912 von den Luzerner Architekten Alfred Möri und Karl-Friedrich Krebs anstelle der schon im 18. Jahrhundert erwähnten «Alten Farb» als traditionsreiches Gebäude der liberalen Zeitung «Luzerner Tagblatt» gebaut worden.<sup>45</sup>

## Das Leben im Quartier

Der Markt in der Stadt war geschützt. Wehe, wenn ein Fremder hier seine Waren verkaufen wollte. Viele Krämer umgingen diese Verbote, indem sie ausserhalb der Stadtmauern, im Untergrund entlang der Landstrasse zur Emmenbrücke, Stände aufstellten und ihre Waren feilboten. Am 27. September 1647 wurden die Kramläden an der Baselstrasse, die offenen Stände, verboten, aber durchsetzen liess sich das Verbot nicht.<sup>46</sup> Jedenfalls musste sich die Safranzunft vom Rat mehrmals sagen lassen, die Zunftmeister hätten die Kramläden entlang der Baselstrasse allzu lange unbehelligt wachsen lassen. So einigte man sich schliesslich, und die fremden Krämer durften hier genau festgelegten Kleinkram anbieten: Tabak, Tabakpfeifen und Tabakbeutel, Kerzen, Lederkappen, Lebkuchen, Schuhnägel, Schwefelhölzchen, Feuersteine, Zundel, Hosenbündel, Hosennestel, Nadeln, Faden und Baumwolltücher, Kindskäppchen, Brusttücher und Harnischblätze. Der Verkauf von Seidenwaren und Toilettenartikeln aber blieb verboten. Erst wenn ein fremder Krämer sein Haus verkaufte oder starb, musste der Laden geschlossen werden.

Am 11. Mai 1742 wurden Jakob Theiler, Christian und Jakob Ross, Peter Ineichen und Johann Frey, alles Krämer von Littau, welche entgegen der Urkunde von 1647 Kramläden an der Baselstrasse entlang der Reuss betrieben, die sie «auf die Strass gestellt» hatten, gebüsst.<sup>47</sup> Ein Drechslermeister, der an der Baselstrasse ein kleines Haus erworben und einen Laden eröffnet hatte, musste ihn 1742 auf Druck der ortsansässigen Meister schliessen.<sup>48</sup> 1747 sollten die «Lädeli» ausserhalb der Stadt an der Baselstrasse bis zur Emmenbrücke abgeschafft werden.<sup>49</sup>

1559 klagten die Schuhmacher über Fremde, die an der Emmenbrücke einen eigentlichen Schuhmarkt unterhalten würden und auch sonst auf Stadtboden Aufträge übernahmen. Aus einer Eingabe der Schuhmacher gegen Stümper, die zwischen dem Baslertor und der Emmenbrücke ihr Handwerk betrieben, geht hervor, dass hier 1756 neun Schuhmacher lebten, mehr als ein Fünftel der ganzen Stadtmeisterschaft. Das Geschäft entwickelte sich für alle mehr oder weniger tolerierbar. Wurde der Druck der städtischen Behörden aber zu gross, siedelten sich diese Handwerker auf Littauer Boden an, an derselben Strasse hundert Meter weiter bei der Fluhmühle.<sup>50</sup>

Es gab aber auch Handwerker, die sich im Untergrund ganz legitim niedergelassen hatten. So betrieben Bläsi und Benedikt Bucheli 1664–1668 vor dem Baslertor eine Färberei, Josef Fötzer am Sentirain im Untern Grund ist 1642–1682 als Hafner überliefert.<sup>51</sup> Im Steuerrodel der Stadt Luzern werden 1691 «ussert der Stadt [...] am Schnepfengestell» zwei Öltrotten, die «Schützenlaube», die «Löwengrube», das obere und das untere Waschhaus, das «Schützenhaus» sowie die «Grosse» und die «Kleine Farb» genannt. 1698 sind namentlich erwähnt: der

Wollenweber Franz Büeler, der Wagner Hans Fischer im unteren Waschhaus, der Zimmermann Peter Sigrist, der Scharfrichter Balz Mengis und die Renner'sche Hochfarb.<sup>52</sup> Heute ist die Häuserzeile Baselstrasse 1–9 das einzige noch bestehende Relikt dieser damaligen Gewerbetätigkeit. In den bescheidenen kleinen Häuschen betrieben die Eigentümer Schmitten, Schreinereien oder Schlossereien. Eine Baumwollmanufaktur befand sich im St. Jakobsspital, wo 1702 bereits eine Seidenmanufaktur existiert haben soll. Hier wurde 1739 das städtische Waisenhaus eröffnet, und mit ihm war eine Wolltuchmanufaktur verbunden.<sup>53</sup> Man wollte neue Wege der Arbeitserziehung beschreiten und dem Müssiggang und der Armut entgegenwirken. Der Wollweber Alfons Suter von Beromünster beschäftigte 14 mindestens zehnjährige Mädchen und Buben. Die Kinder arbeiteten ohne Lohn.

Mit 2618 Einwohnern (22,4% der Stadtbevölkerung) war der Untergrund 1860 der mit Abstand bevölkerungsreichste Stadtbezirk.<sup>54</sup> Damals waren sieben von zehn Einwohnern des Untergrundes Zuzüger von der Luzerner Landschaft. Jeder 25. Einwohner stammte aus dem Ausland. Die Stadtbürger wohnten in der St.-Jakobs-Vorstadt. Ausserhalb des ehemaligen Sentitores lebten Handwerker mit beschränkten Bürgerrechten. 1880 gab es im Untergrund erst 150 Ausländer, 1900 waren es bereits 600, meist Italiener. Bis 1910 stieg die Zahl auf 1700. Damals war an der Bern- und Baselstrasse jeder dritte Einwohner ein Fremder. Der Bürgeranteil betrug ganze 13,4 Prozent.

Im Untergrund lebten hauptsächlich Leute der Unterschicht: Schneider, Schuhmacher, Schreiner, Maurer, Zimmerleute und Kleinkrämer. Es gab nur wenige Bäcker, Metzger oder Wirte. Das Steuerkapital des Untergrundes war 1910 rund zehnmal geringer als jenes im vornehmen Hofquartier. Auch lässt sich ein deutliches Gefälle des Wohnungskomforts zwischen den Quartieren im Hof und im Untergrund feststellen. Ein Bad war um 1900 in Luzern ein absoluter Luxus, auch im Nobelquartier Hof. Nur Villenbesitzer leisteten sich Bäder. Im Untergrund gab es damals 39,9 Prozent Wohnungen ohne eigenes WC, im Quartier Hof waren es nur (oder immerhin noch) 11,1 Prozent. Die hygienischen Verhältnisse waren im Untergrund während langer Zeit prekär.<sup>55</sup> Der Stadtrat schreibt 1886:

*«Einzig das Gebiet des Untergrund, wo Kanäle beinahe ganz fehlen, blieb bis jetzt in seinen unterirdischen Anlagen unverändert, obwohl auch dort die Notwendigkeit einer geordneten Kanalisation nicht minder fühlbar ist, als in andern Stadttheilen. Namentlich hat der trockene Sommer 1885 die bestehenden Übelstände in grellem Lichte erscheinen lassen, indem die offenen Kanäle, mangels zeitweiser Spülung von Schmutzwasser angefüllt, die Umgebung verpesteten. [...] Vom Bahnübergang der Baslerstrasse abwärts bestehen rechts und links der Bahnlinie offene Abzugsgraben. In den rechtsseitigen Graben mündet der vom Bruch kommende städtische Kanal, welcher Schmutzwasser mitführt, das sich nur deshalb wenig bemerkbar macht, weil der in den Kanal eingeleitete Bruchbach einigermaßen spült. Ungünstiger liegen die Verhältnisse beim linksseitigen Bahngraben. In diesen münden die Abtritt-Überläufe und Schüttsteinwasser-Dohlen fast sämtlicher Häuser des Untergrund, die Abwasser von Stallungen, ohne dass eine regelmässige Spülung stattfindet. Da überdies der Graben ein sehr geringes Gefälle hat, so bleibt in demselben aller Unrath liegen und bildet eine grosse offene Kloake.»<sup>56</sup>*

In einem Bericht zum Gesundheitswesen in der Stadt Luzern wird der Untergrund am 12. September 1892 ausführlich beschrieben: Aborte sind defekt, auch müssen sie desinfiziert werden, die Ablaufrohre sind nicht mehr dicht und rinnen in den Keller, die Jauchekasten überfließen, die Erdgeschosswohnungen sind feucht, die mit Kehricht gefüllten Innenhöfe sind ideale Nährböden bei ausbrechenden Epidemien. Mauritz Walter hat in einem Schuppen an der alten Gütschstrasse eine Masse «Fleischbeine» gelagert, über deren Ausdünstung sich die Nachbarschaft sehr beklagt. Und 1905 wird rapportiert:

*«Schon seit einigen Jahren haben sich an der Bernstrasse 57–67 in einigen der Konkursmasse Lehmann gehörenden Häusern eigentliche Infektionsherde gebildet, wo fast das ganze Jahr hindurch Fälle von Masern, Scharlach, Diphtherie, sogar Typhus vorkommen und zwar meistens in Familien, die armenärztlich behandelt, von den Armenvereinen unterstützt werden und der Ortsgemeinde zur Last fallen.» Ein sehr grosser Teil dieser Fälle ist auf den schlechten Zustand der Wohnungen zurückzuführen, von denen viele schlechte Heizanlagen haben, defekte Aborte, mangelhaft schliessende Fenster oder faulende Tapeten.<sup>57</sup>*

1897 werden die Wohnverhältnisse in der Stadt Luzern statistisch erfasst.<sup>58</sup> An der Bernstrasse sind die Wohnungen derart überbelegt, dass nur 2,9 Quadratmeter pro Person zur Verfügung stehen, wenn alle Möbel entfernt wären. Im Untergrund gibt es am meisten vernachlässigte, feuchte und toilettenlose Haushalte: 345 Haushalte gelten als vernachlässigt (im Quartier Hof sind es 41), feucht 356 (Hof: 21), ohne Toilette 215 (Hof: 22). Sehr viele Wohnungen besitzen neben der Küche nur eine Heizvorrichtung, einige nur gerade die Küche. Gewisse Familien verfügen über gar keine Küche, sondern kochen auf einem rauchenden Petroleumherd oder einem eisernen Holzofen in ihrem Wohn-, Arbeits- oder Schlafzimmer. In sehr vielen Wohnungen liegen WC und Küche nebeneinander, das WC wird mit einem Fensterchen in die Küche entlüftet. Im Untergrund leben oft gleich mehrere Schlafgänger, sehr viele italienische Tagelöhner, im selben Haushalt. Sie benutzen die Betten im Schichtbetrieb rund um die Uhr.

1864 gründeten Einheimische den «Quartierverein Wächter am Gütsch», dessen Name Programm war, eine Reaktion auf den Wandel durch äussere, fremde Einflüsse. Der Verein setzte sich für die Wohlfahrt im Quartier ein. Darunter verstand man die Förderung gemeinsamer materieller Interessen. Der 1896 gegründete «Quartierverein Bernstrasse» grenzte sich noch viel direkter gegen die Ausländer ab. Die Vereinsmitglieder sprachen sich gegen Kinderlärm und gegen das Wäscheaushängen an den Hausfassaden und für einen lokalen Polizeiposten aus, also gegen die Italiener und ihre Lebensweise. Andererseits aber war gerade das Vereinsleben im Untergrund ganz allgemein äusserst rege und galt in der Stadt als einzigartig. Der Veloclub Concordia zum Beispiel wurde 1906 von zwanzig jungen Italienern gegründet.<sup>59</sup>

Lebten im Untergrund während Jahrhunderten einfache Leute wie Krämer, Handwerker, Fuhrleute und Polizisten, wurde die St.-Jakobs-Vorstadt zwischen Baslertor und Sentikirche mit dem liberalen Umschwung 1832 zum bevorzugten Wohnquartier der Liberalen.<sup>60</sup> Einflussreiche liberale Politiker kauften Grundstücke und bauten repräsentative klassizistische Häuser.<sup>61</sup> Zwischen 1850 und 1870 hatten hier zum Beispiel zwei Regierungsräte, ein Grossrat, zwei Stadträte,

drei Stadtpräsidenten, fünf Grosse Stadträte, ein Oberrichter, der bischöfliche Kommissar, der Stadtarzt, der Stadtschreiber, der Amtsstatthalter, ein Gerichtsschreiber, Rentner, Akademiker, Künstler und Händler ihren Wohnsitz. Wohnqualität gab es ohne Zweifel, denn einerseits war die Baselstrasse noch keineswegs intensiv befahren, und andererseits war die St.-Jakobs-Vorstadt im Gegensatz zur eigentlichen Baselstrasse ausserhalb des Sentitores ein offener, sonniger, gibraltarseitig auch ruhiger Wohnstandort. Das heute abgebrochene repräsentative Haus Baselstrasse 17 baute der liberale Regierungsrat Anton Hunkeler, neben dem Baumeister Xaver Meyer der grösste und reichste Grundstückeigentümer im Untergrund. Er verkaufte es 1853 an seinen Parteifreund Leonz Gurdi, Stadtpräsident 1866–1871. 1883 wohnte Josef Vonmatt, liberaler Nationalrat, Grosse Stadtrat und Fürsprecher, in diesem Haus. Dr. Johann Winkler, liberaler Stadtpräsident 1854–1859, wohnte in dem noch bestehenden Haus Baselstrasse 9. Auch sein Sohn, Grosse Stadtrat und Fürsprecher, später Bundesgerichtspräsident, wohnte hier. Xaver Meyer, Baumeister und liberaler Grosse Stadtrat 1845–1878, Stadtrat 1857–1858, wohnte an der Sentimatt 1–3. Der Fabrikant Robert Schindler wohnte im Direktorenhaus auf seinem Fabrikareal, Sentimattstrasse 2–3. Erst als Rentner zog er vor 1910 in eine Villa im Hofquartier. Er war Vorstandsmitglied des Quartiervereins Wächter am Gütsch, Mitglied der St.-Jakobs-Gesellschaft und liberales Mitglied des Grossen Stadtrats, in den er 1899 mit den meisten Stimmen aller Kandidaten gewählt wurde. Gärtnermeister und Holzhändler Baptist Meyer, 1895 liberaler Grosse Stadtrat und später Grossrat, wohnte an der Baselstrasse 39. Der Spenglermeister Josef Geisshüsler-Bucher, liberaler Grossrat und 1921 Grosse Stadtrat, wohnte an der Baselstrasse 83.

1891 gibt es keine ranghohen Politiker mehr im Quartier. 1911 lebt von den zehn sozialdemokratischen Grosse Stadträten kein einziger im Untergrund. 1921 ist es von 19 sozialdemokratischen Grosse Stadträten nur einer, Schreinermeister Samuel Bächtold, der mit den Kommunisten sympathisiert, denn in diesem Jahr ist die erste kommunistische Lokalsektion der Schweiz im Untergrund, im Restaurant Kreuzstutz, gegründet worden.

Gleich vor ihren Wohnhäusern konnten die Politiker auf dem Kurzweilplatz allerlei Volksbelustigungen beiwohnen. Zum Beispiel waren fahrende Artisten zu sehen: «Grosser Schauplatz der berühmten akrobatischen Künstler-Gesellschaft Familie Karl Knie in der gedeckten Bude vor dem Basler Tore», stand im «Luzerner Tagblatt» vom 30. August 1852 zu lesen. Vom 3. bis 5. Juli 1825 veranstaltete Jost Melchior Bühlmann, der Wirt zum «Steinbruch», Baselstrasse 24, vor dem Untern Thor ein Freischiessen. Der Schausteller Georg Traber trat vom 25. August bis zum 5. September 1830 mit seiner Truppe vor dem Basler Tor auf. Er präsentierte den «Grossen Schauplatz der Dressirung der wilden Hirsche und gymnastische Künste. [...] Rudolf Knie wird den grossen Bataillensprung über sechs aufgefanzte Gewehre während des Abfeurens machen. Der Bajazzo wird in grossen Tremplinsprüngen seine Aufwartung machen, auch wird er durch zwei Fässer sammt den Hirschen springen. [...] Die Kassa wird um 4 Uhr geöffnet – Der Anfang ist präzis um 5 Uhr.»<sup>62</sup>

- Abkürzungen für das Literaturverzeichnis: LHV: Luzerner Historische Veröffentlichungen, SALU: Stadtarchiv Luzern, StALU: Staatsarchiv Luzern, ZHBL: Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern
- Balthasar, Andreas, Meier, Ruedi, Polli, Marco: Heraus aus Dreck, Lärm und Gestank... Bilder aus dem Luzerner Untergrund. Luzern 1988.
- Cysat, Renward: Collectanea, Chronica und denkwürdige Sachen. Bd. 1 und 2, hrsg. von Josef Schmid. Luzern 1969.
- Garovi, Angelo, Die Örtlichkeitsnamen der Stadt Luzern im Mittelalter. Beiträge zur Luzerner Stadtgeschichte 2. Luzern 1975.
- Göttler, Werner: Jakobus und die Stadt. LHV 35. Luzern 2001.
- Liebenau, Theodor von: Das alte Luzern. Luzern 1881.
- Reinle, Adolf: Die Kunstdenkmäler des Kantons Luzern, Bd. II und III. Luzern 1953, 1955.
- Rosenkranz, Paul: Geschichte der Zunft zu Safran Luzern 1400–2000. Luzern 2006.
- Von Moos, Andreas: Der Luzerner Untergrund 1850–1920. Liz.-Arbeit Universität Zürich 1994 (StALU Ez 201).
- Vom Gütsch zur Reuss. Der alte Untergrund zu Luzern. Quartiergeschichtliche Beiträge zum 100-Jahr-Jubiläum des Quartiervereins «Wächter am Gütsch», gegründet 1864. Luzern 1965.
- Weber, P.X., Aus der Geschichte des Bruchquartiers, Vortrag 13. März 1933, StALU Bro B 526/46.
- Wicki, Hans: Bevölkerung und Wirtschaft des Kantons Luzern im 18. Jahrhundert. LHV 9. Luzern 1979.
- Wyss, Beat: Luzern. Inventar der neueren Schweizer Architektur 1850–1920, Bd. 6. Luzern. Bern 1991.
- 1 Garovi, S. 90. 1792 erscheint der Begriff auf dem Schumacherplan. Ruedi Meier: Der Plan der Stadt Luzern von 1790 von Franz Xaver Schumacher. Historisches Museum Luzern 1995. Der Plan wurde 1792 publiziert.
- 2 Hans Dommann und Fritz Glauser: Littau. Littau 1979, S. 83.
- 3 Cysat, S. 1123. Reinle, Bd. II, S. 396.
- 4 Barbara Hennig: Die Kunstdenkmäler des Kantons Luzern, NA Bd. II, im Druck: Littau. Von Moos, S. 12.
- 5 Weber, S. 4.
- 6 P.X. Weber: Die Musegg in Luzern. In: Der Geschichtsfreund 94 (1939), S. 29.
- 7 Wyss, S. 457, 487, 488, 492.
- 8 SALU, B3.30/A133.
- 9 Wyss, S. 361, 406, 440.
- 10 SALU, B3.30/A10: Projektgrundriss, 43 x 59 cm.
- 11 Weber, S. 6.
- 12 Wyss, S. 445, 460. Vom Gütsch zur Reuss, S. 31.
- 13 Reinle, Bd. II, S. 273.
- 14 Volkhard Scheunpflug: «Ich bitte Sie, Hochgeehrte Herren, das Herz auf zu tun». 200 Jahre Bürgergemeinde Luzern. Luzern 1998, S. 72.
- 15 Göttler, S. 147–153.
- 16 Jacob und Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch. Leipzig 1854–1971.
- 17 Cysat, S. 1075.
- 18 Peter Beck: Brauchtum und Tradition ausserhalb der kirchlichen Festkreise. Luzern im Wandel der Zeiten 29. Luzern 1963. S. 44–48. Vom Gütsch zur Reuss, S. 126.
- 19 Cysat, S. 235. Claudia Hermann: Das Luzerner Armenspital. LHV 39/1. Luzern 2004, S. 29.
- 20 Gottlieb Halder: Die Friedhöfe der Stadt Luzern. Luzern im Wandel der Zeiten 42. Luzern 1968. S. 13.
- 21 Reinle, Bd. II, S. 66–73. Fritz Glauser, in: Die Spreuerbrücke in Luzern. Luzern 1996, S. 7–57.
- 22 Cysat, S. 242.
- 23 Reinle, Bd. II, S. 35. Gemäss Angelo Garovi S. 67 wird der rote Turm, das Sentitor, erstmals um 1300 erwähnt.
- 24 Carl Pfaff, in: Alfred A. Schmid (Hrsg.), Die Luzernerchronik von Diebold Schilling, Kommentarband. Luzern 1981, S. 610, fol. 90v und 123v.
- 25 Cysat, S. 117. Cysat fährt fort, ein Jahr zuvor habe die Fluhmühle, ausserhalb des Untergrundes auf halbem Weg an der Baselstrasse zur Emmenbrücke, gebrannt.
- 26 Cysat, S. 174.
- 27 Reinle, Bd. III, S. 247.
- 28 Theodor von Liebenau: Das alte Luzern. Luzern 1881, S.15.
- 29 Von Moos, S. 12, 85. Wyss, S. 447.
- 30 Josef Gauch, in: Vom Gütsch zur Reuss. Der alte Untergrund zu Luzern. Luzern 1965, S. 37.
- 31 Michael Riedler: So veränderte sich Luzern. Kastanienbaum 1993, S. 88–94.
- 32 Reinle, Bd. II, S. 273.
- 33 Reinle, Bd. III, S. 58.
- 34 Heinz Horat: Objekte des Strafvollzugs. Historisches Museum Luzern 2006. Reinle, Bd. III, S. 59.
- 35 Jürg Hofer: Die Strafanstalt Wauwilermoos. Aarau 1978.
- 36 Werner Lustenberger: Der Waffenplatz Luzern im Bundesstaat. Luzern im Wandel der Zeiten, Neue Folge, Bd. 7. Luzern 1993.
- 37 Zur Kaserne auf der Allmend Claus Niederberger, in: Jahrbuch der Historischen Gesellschaft Luzern 18 (2000), S. 85–93.
- 38 Archithese 3 (1985), S. 51–54. Prospekt Sentihof 1954: ZHBL, Graph. Slg. Lsa 15.
- 39 Thomas Frey: Ein Etablissement zur Zierde der Stadt. Von den Luzerner Freibänken zum Schlachthof. Luzern im Wandel der Zeiten, Neue Folge, Bd. 8. Luzern 1996, S. 22, 31, 40, 51.
- 40 SALU, Parzelle 2715 linkes Ufer, Reussinsel 2–24.
- 41 SALU, Parzelle 880 linkes Ufer.
- 42 Peter Schnider: Fabrikindustrie zwischen Landwirtschaft und Tourismus. Industrialisierung der Agglomeration Luzern zwischen 1850 und 1930. LHV 31. Luzern 1996.
- 43 Die höhere technische Bildung am Zentralschweizerischen Technikum in Luzern. Luzern 1977, S. 31.
- 44 «Luzerner Tagblatt», 17. Januar 1976.
- 45 Wyss, S. 445.
- 46 Rosenkranz, S. 83
- 47 StALU, A1F7, Schachtel 882. Wicki, S. 296. Rosenkranz, S. 83.
- 48 Wicki, S. 325.
- 49 StALU, Staatsprotokoll RS 2.2, fol. 329, 14. Febr. 1747. Auf Antrag der Safranzunft, die sich auf die Urkunde von 1647 beruft. Die Safranzunft wird gerügt, sie habe zu wenig kontrolliert.
- 50 Anne-Marie Dubler: Handwerk, Gewerbe und Zunft in Stadt und Landschaft Luzern. LHV 14. Luzern 1982, S. 161, 338, 344. Rosenkranz, S. 86, 89.
- 51 P.X. Weber, in: Festschrift zum sechzigjährigen Bestande des Gewerbeverbandes der Stadt Luzern. Luzern 1935, S. 11, 25. Eine signierte und 1674 datierte Ofenkachel von Josef Fötzer befindet sich im Historischen Museum Luzern (HMLU 852).
- 52 StALU, A1F7, Schachtel 861 (2).
- 53 Göttler. Wicki, S. 85, 296, 325, 350, 355, 360.
- 54 Von Moos, S. 8, 15.
- 55 Zu Fragen der Hygiene: Werner Schüpbach: Die Bevölkerung der Stadt Luzern 1850–1914. LHV 17. Luzern 1983.
- 56 SALU, Bericht und Antrag des Stadtrats an die Einwohner-Gemeinde Luzern, Budget für das Jahr 1886, S. 8.
- 57 SALU, B3.20/A75, Gesundheitswesen 1873–1902, Mappe 1892.
- 58 Hermann Pietzcker: Die Wohnungsenquête in der Stadt Luzern 1897. Luzern 1898.
- 59 Hansruedi Brunner: Luzerns Gesellschaft im Wandel. LHV 12. Luzern 1981. Balthasar et al.
- 60 Von Moos, S. 11, 43, 56, 68. Roman Bussmann: Die Luzerner Stadtratswahlen 1832–1984. Luzern im Wandel der Zeiten, Neue Folge, Bd. 1. Luzern 1987. Roman Bussmann: Die Luzerner Grossestadtratswahlen 1832–1991. Luzern im Wandel der Zeiten, Neue Folge, Bd. 6. Luzern 1992.
- 61 SALU, Historischer Häuserkataster, Adressbücher 1838ff.
- 62 StALU, AKT 24/98A.1.

Nächste Doppelseite:

An der Baselstrasse 8 befand sich das legendäre Gasthaus «Zur Löwengrube». Es wurde zusammen mit dem Geschäftshaus Hochstrasser im Hintergrund rechts 1976 abgebrochen.

Als Kopfbau zwischen der Basel- und der Militärstrasse errichtet Wilhelm Hanauer 1912–1913 für die Spezerei- und Kaffeeirma Hochstrasser den neuen Geschäftssitz «Zum Baslertor» in heroisch-trutzigem Burgenstil. 1976 wird das Gebäude abgebrochen.



LOBBE  
KAFFEE THEE  
KONSERVEN  
CUSTRASSER  
BUCCOLA  
WE

Haus zur Löwengrube

RESTAURANT

Einzigste Möbel **BORNER**

Achtung  
Tram!

F. Blass  
1900



M  
Ö  
B  
E  
L

Sum Bastertor

Möbel  Möbel

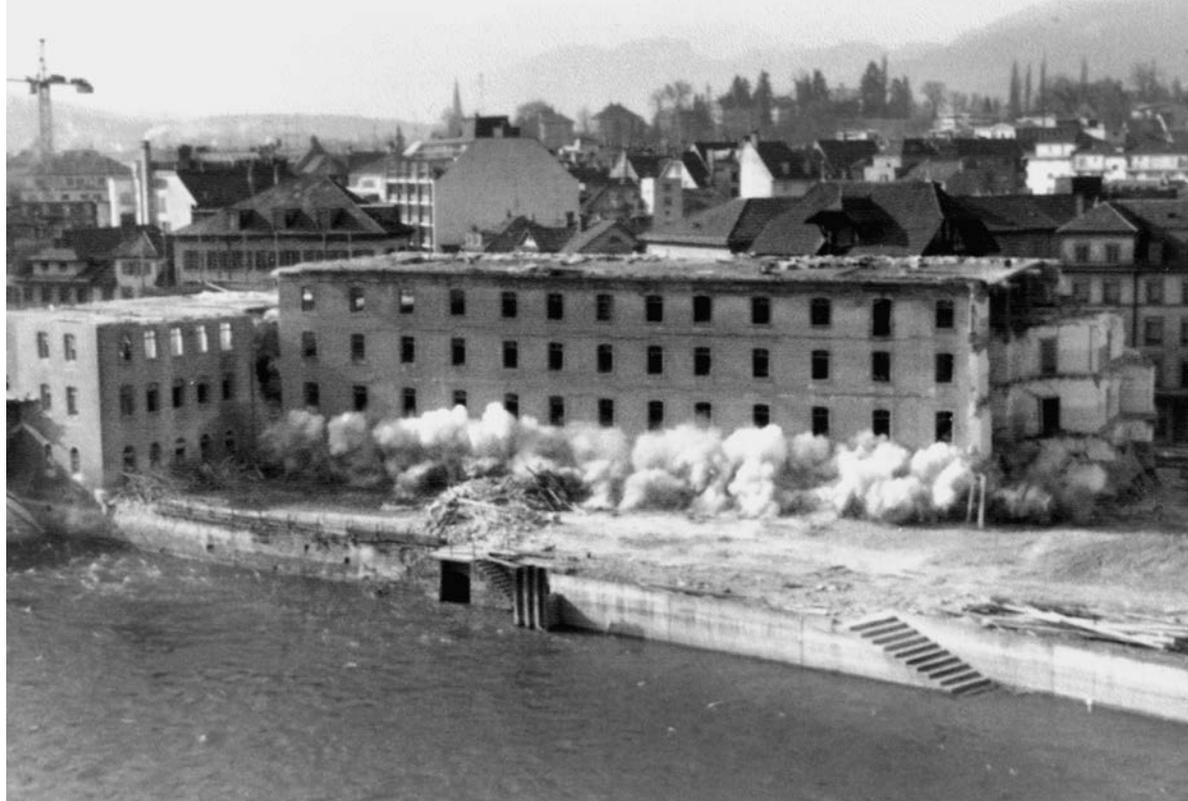
Teppiche  Möbel Böli Möbel





Die Hauptfront des 1901 erbauten städtischen Schlachthauses zwischen Militärstrasse und Reuss. 1969 abgebrochen.

Im Zuge des Nationalstrassenbaus und des Stadtanschlusses zum Kasernenplatz wird die Kaserne am 15. April 1971 gesprengt.

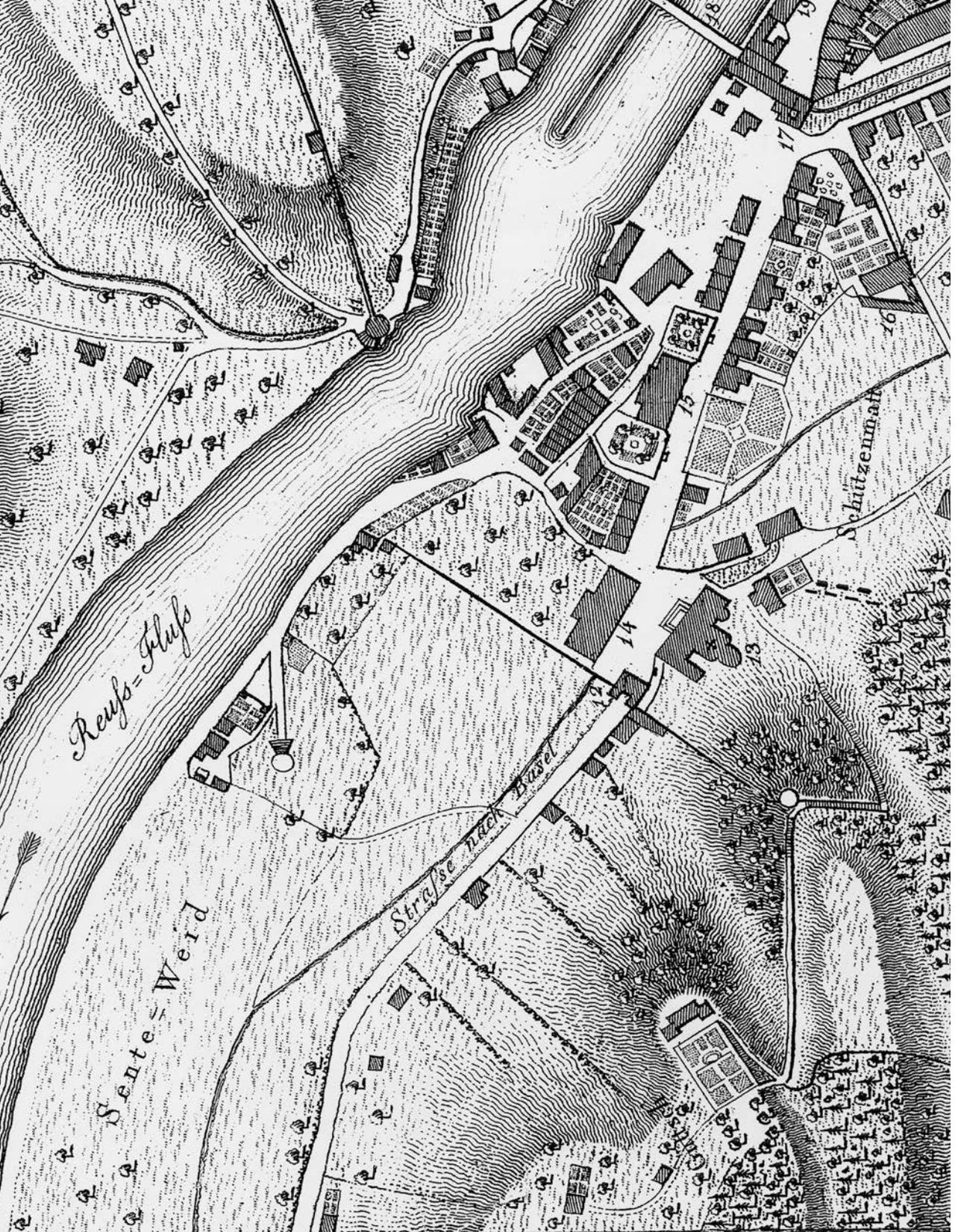






Blick vom Gütsch auf die St.-Jakobs-Vorstadt. Links die Pferdestallungen parallel zur Reuss mit der Reithalle quer dazu, vorne rechts die Strafanstalt Baselstrasse 20, dahinter das Geschäftshaus Biemann. 1950 werden die Strafanstalt und die Pferdestallungen mit der Reithalle abgebrochen. Auf dem sehr grossen Areal entsteht bis 1955 der «Sentihof».

Blick über die Reuss auf die St.-Jakobs-Vorstadt. Links an der Reuss das städtische Schlachthaus mit dem Hochkamin, dahinter, weiss, das Waisenhaus, rechts davon das Geschäftshaus Biemann und weiter rechts die Strafanstalt Baselstrasse 20.



Reys-Fluss

Sente-Weid

Strasse nach  
Basel

Schützenmat

12

13

14

15

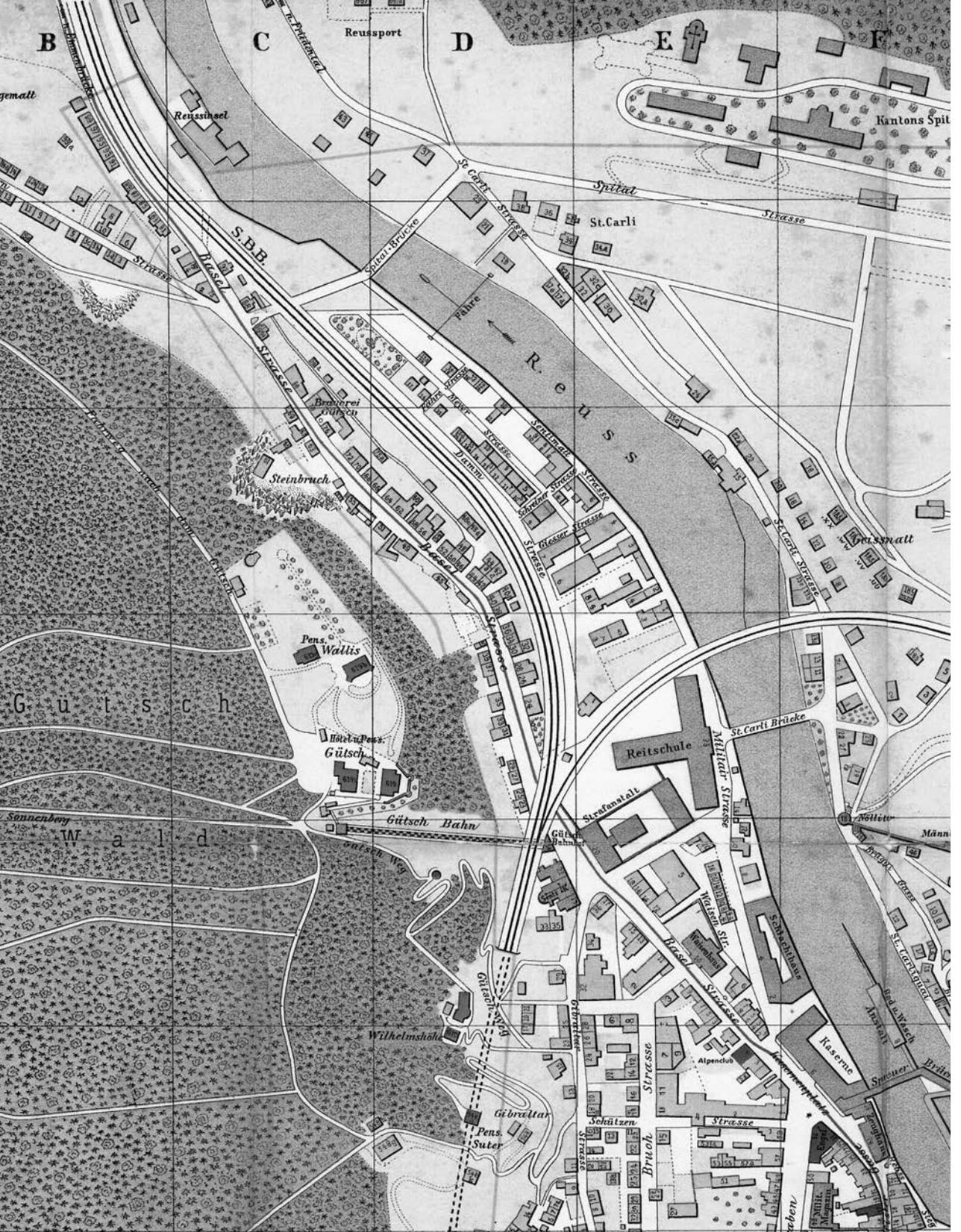
16

17

18

19





Vorhergehende Doppelseite:

Der Untergrund 1810. Ausschnitt aus dem Stadtplan von Augustin Schmid (HMLU 11860). Rechts das Baslerlor (17), davor der Kurzweilplatz. Links in der Mitte das Sentitor (12), das Sentispital (13) und die Sentikaserne (14). Ausserhalb der Sentimauer die nur gütschseitig spärlich bebaute Baselstrasse und die Sentimatte (Sente-Weid) mit der Liegenschaft des Scharfrichters und dem Richtplatz auf dem Kalenberg. Rechts in der Bildmitte das eben vollendete Waisenhaus (15) mit den zweimal vier barocken Vorstadthäusern zu beiden Seiten und dem Schnepfengestell reussseitig im Rücken. Zwischen der Baselstrasse und der Schützenmatt mit dem Schützenhaus (16) die teilweise noch heute bestehenden Handwerkerhäuser mit ihren Gärten an der Baselstrasse.

Der Untergrund 1890 (HMLU 11862). Unten rechts die 1863 vollendete Kaserne am Kasernenplatz. Das Baslerlor, das Kornmagazin und die städtischen Werkhütten sind verschwunden. Direkt neben der Kaserne einerseits an der Baselstrasse vier der barocken Vorstadthäuser, andererseits an der Reuss der 1873 gebaute Schlachthof. Weiter westlich an der Baselstrasse das Waisenhaus, dahinter an der Reuss das Schnepfengestell. Auf der Höhe der 1891 vollendeten «St.-Carli-Brücke» (heute Geissmattbrücke) die 1863–1865 t-förmig

gebauten militärischen Pferdestallungen (parallel zur Reuss) und die Reitschule. Dabei die Strafanstalt Baselstrasse 20. Die Eisenbahnlinie führt noch durch den alten Gütschtunnel, die Talstation der Gütschbahn befindet sich oberhalb der Eisenbahn. Auf der Sentimatte sind das Scharfrichterhaus und die Richtstätte entfernt, Xaver Meyer, der neue Eigentümer der ganzen Sentimatte, hat sich hier niedergelassen. Für die Aufzugsfabrik Schindler sind erste Industriegebäude errichtet worden. Die Baselstrasse ist beidseitig dicht bebaut. Die St. Karlibrücke existiert noch nicht, die Reussfähre verbindet die Sentimatte mit dem St. Karlibad.

Linke Seite:

Der Untergrund 1909 (HMLU 5833). Neben der Kaserne an der Reuss ist nun der 1901 neu gebaute Schlachthof zu sehen. Noch steht eine Zeile des Schnepfengestells. Aus dem neuen Gütschtunnel zweigt hinter dem Sentispital und der Strafanstalt die 1894 eröffnete Linie der Gotthardbahn Richtung Meggen-Küssnacht ab. Unter ihr befand sich die Richtstätte am Kalenberg. Die nachmalige Geissmattbrücke heisst hier noch St.-Carli-Brücke, die heutige St. Karlibrücke Spital-Brücke. Die Sentimatte ist nun bereits zu einem wichtigen Industriestandort geworden. An der Basel- und Bernstrasse drängen sich die neuen Häuser bis zur Stadtgrenze.

## Das Projekt BaBeL – Organisationsstruktur und Finanzierung

Ein wesentliches Merkmal von BaBeL lag darin, dass sich das Projekt dynamisch entwickelte. Es war zu Beginn der Arbeiten nicht absehbar, wie sich das Projekt inhaltlich entwickelt, welche Partner mitmachen werden, welchen Umfang die Arbeiten annehmen werden und welche Finanzierungen hierfür gefunden werden können. Klar waren jedoch die Zielrichtung und die Grundhaltung, mit der in die vorgezeichnete Richtung gearbeitet werden sollte. Diese Situation stellte spezielle Anforderungen an die Projektleitung, die Führung und die Organisationsform. Sie mussten den sich ändernden Gegebenheiten angepasst werden können. Insgesamt war BaBeL ein wenig «formalisiertes» Projekt, bei dem die Projektleitung einige Risiken eingegangen ist. Sie schuf damit den am Projekt Beteiligten aber auch Freiräume, die für die Dynamik der Entwicklung ganz entscheidend waren. –  
Von Jürg Inderbitzin

## Das Projekt BaBeL im Überblick

### Handlungsbedarf und Auslöser

Auslöser für das Projekt «Nachhaltige Quartierentwicklung an der Basel- und Bernstrasse» war ein Handlungsbedarf, der sich aus zwei sich gegenseitig verstärkenden Problemerkisen ergab: Auf der einen Seite stehen die Schwierigkeiten und Herausforderungen, die sich durch den hohen Anteil der Migrationsbevölkerung und der sozial schwächeren Haushalten ergeben. Auf der anderen Seite stehen die unbefriedigenden Bewirtschaftungs- und Vermietungsperspektiven der Liegenschaftseigentümer. In dem Masse, wie Letztere den notwendigen Unterhalt und die erforderlichen Erneuerungsinvestitionen unterlassen, verliert das Quartier an Attraktivität als Wohnort, und es bleiben diejenigen Haushalte im Quartier, die an anderen Standorten schlechte Chancen haben. Umgekehrt verschlechtert sich für die Liegenschaftseigentümer die Ertragsperspektive in dem Masse, wie das Quartier aufgrund des hohen Anteils sozial schwächerer Bevölkerungsgruppen als Problemquartier wahrgenommen wird. An Schwung gewonnen hat dieser Kreislauf unter anderem durch die Veränderungen auf dem Wohnungsmarkt Mitte der 90er-Jahre. Erstmals in der Nachkriegszeit wandelte sich der Wohnungsmarkt von einem Anbieter- zu einem Nachfragermarkt, was die innerstädtische Segregation stark begünstigte. In einer Partnerschaft zwischen der Stadt Luzern und vier Teilschulen der Hochschule Luzern wurde das Quartierentwicklungsprojekt BaBeL initiiert. Der Name «BaBeL» steht dabei nicht nur als Abkürzung für **B**asel-/**B**ernstrasse **L**uzern, sondern er steht auch als Symbol für die Sprachenvielfalt in diesem Quartier und für das anspruchsvolle Ziel, diesen Lebensraum mit vereinten Kräften aufzuwerten.

### Zielsetzungen von BaBeL

Ziel von BaBeL ist es, dieses Quartier als Lebensraum für eine vielschichtige, multiethnische Bevölkerung aufzuwerten und Perspektiven für die künftige Entwicklung aufzuzeigen. Es wird somit bewusst nicht eine Gentrifizierung mit einer entsprechenden Verdrängung der bisherigen Einwohnerschaft angestrebt, sondern es wird nach Wegen gesucht,

- wie das Quartier künftig weniger «Durchzugsgebiet» sein kann, sondern verstärkt zum Lebensraum einer vielschichtigen Bevölkerung wird und
- wie das Quartier so aufgewertet werden kann, dass es für Liegenschaftseigentümer und Gewerbetreibende wieder attraktiver wird, ihre Bauten zu unterhalten und die erforderlichen Investitionen zu tätigen.

Diesen Zielsetzungen liegt eine Optik zugrunde, bei der die Quartierentwicklung nicht einzig im Dienste des Quartiers, sondern der Stadt als Ganzes gesehen wird. Mit seinen Besonderheiten bietet dieses Quartier wertvolle Nischen in der Stadt Luzern. Die eingenommene Optik birgt aber auch Konfliktpotenzial mit den Interessen der Quartierbevölkerung. So wäre es im Interesse der Anwohner wünschbar, den Durchgangsverkehr im Quartier stark einzudämmen; aus der Optik der Stadt ist dieses Quartier jedoch eine wichtige und nicht wegzudenkende Einfallsachse in das Stadtzentrum.

## Projektphasen

BaBeL hat sich einem partizipativen und an den Grundsätzen der Nachhaltigkeit orientierten Quartierentwicklungsprozess verpflichtet. Gestützt auf eine Quartieranalyse erarbeitete die Projektleitung in einer frühen Phase sechs mögliche *Szenarien für die künftige Entwicklung des Quartiers*. Die Szenarien wurden so konzipiert, dass jedes Szenario einen ganz spezifischen Fokus aufweist, dass sie sich gegenseitig aber nicht ausschliessen. Alle Szenarien (mit Ausnahme des Szenarios «Fortschreibung aktueller Entwicklungstrends») lagen in der von BaBeL formulierten Zielrichtung und entsprachen den dabei formulierten Ansprüchen an die Nachhaltigkeit des Entwicklungsprozesses. Die Szenarien wurden in einem kurzen Text beschrieben und mit einer Illustration visualisiert.

Diese Szenarien bildeten die Grundlage für eine breit abgestützte Diskussion zur künftigen Entwicklung des Quartiers. Mit über dreissig unterschiedlichen Anspruchsgruppen wurde ein Gespräch über die Zukunft des Quartiers geführt. Anspruchsgruppen waren dabei einerseits Bewohnerinnen und Bewohner sowie Institutionen aus dem Quartier selber (Pfarreivertreter, Jugendorganisationen, Quartiertreff, Colonia Libera Italiana, Quartierverein, Schulhausleiterinnen, Liegenschaftsbesitzer usw.) und andererseits Institutionen ausserhalb des Quartiers, deren Aktivitäten einen bedeutenden Einfluss auf die Entwicklung des Quartiers haben (z.B. kantonales Tiefbauamt, SBB, politische Parteien usw.). Bei den Gesprächen erwiesen sich die Illustrationen der Szenarien als äusserst wertvoll. Gedacht waren sie in erster Linie als Hilfsmittel für die Gespräche mit denjenigen Bevölkerungsgruppen, für die Deutsch eine Fremdsprache ist. In der Praxis erwiesen sich die auf A3 vergrösserten Illustrationen aber auch für die anderen Gespräche als hilfreich. An den Bildern konnte man sich im Gespräch sehr viel besser orientieren als an den Texten.

In den Gesprächen wurden die Wünschbarkeit der dargestellten Entwicklungen, aber auch Fragen der Realisierbarkeit und des eigenen Beitrages zur Erreichung dieser Zielbilder diskutiert. Der gewählte Aufbau der Szenarien (sie schliessen sich gegenseitig nicht aus) ermöglichte es, Elemente der einzelnen Szenarien herauszugreifen und zu einem neuen Zielbild zusammenzustellen.

Die Diskussionen über vorstellbare künftige Entwicklungen im Quartier bereiteten den Boden für eine abschliessende Konsensfindung. Hierzu wurden in einer offenen Ausschreibung alle Interessierten zu einer grossgruppenmoderierten Veranstaltung über die künftige Entwicklung des Quartiers eingeladen. Die Gesprächspartner aus den vorangehenden Gesprächsrunden erhielten hierzu eine separate Einladung. An dieser eintägigen Veranstaltung wurde, ausgehend von den sechs Szenarien, ein neues Szenario, das Konsensszenario, erarbeitet. Auch dieses Szenario wurde vom Illustrator visualisiert. Das daraus resultierende Bild hatte bis über das Projektende hinaus Bestand als gemeinsamer Nenner zu den unter BaBeL zusammengefassten Aktivitäten.

Bezüglich der anzustrebenden Entwicklung stehen beim Konsensszenario folgende Aussagen im Vordergrund:

- Die Multikulturalität soll als Charakter beibehalten und gestärkt werden. Unter «multikulturell» werden dabei nicht nur fremdländische Kulturen verstanden, sondern auch unterschiedliche Lebensentwürfe und Lebens-

phasen schweizerischer Bevölkerung (Studierende, ältere Personen, Kleinstgewerbler usw.).

- Das Quartier soll multikulturell sein, ohne von einer Bevölkerungsgruppe dominiert zu werden.
- Das Quartier soll so aufgewertet werden, dass es für die verschiedenen Bevölkerungsgruppen als Lebensraum und nicht nur als Durchzugsgebiet attraktiv ist (Ziel: Verkleinerung der Fluktuation). Hierzu gilt es unter anderem auch geeignete Angebote und Nischen im Bereich von Wohnen und Arbeiten zu schaffen. Insbesondere sind auch die Bedürfnisse der Kinder zu berücksichtigen.
- Die verschiedenen Teilräume des Quartiers können und sollen sich ihren spezifischen Voraussetzungen entsprechend unterschiedlich entwickeln. Es darf aber kein Teilgebiet zulasten anderer Gebiete «aufgegeben» werden. Zu jedem Teilgebiet gilt es eine geeignete Perspektive zu entwickeln.

Ergänzend zu den Aussagen, *was* in der weiteren Entwicklung des Quartiers erreicht werden soll, enthält das Konsensszenario auch Aussagen darüber, *wie* diese Aufgaben angepackt werden sollen. Eine für den weiteren Verlauf des Quartierentwicklungsprozesses zentrale Aussage war, dass BaBeL in der Umsetzung zweigleisig fahren muss. Einerseits sind die Sozialstrukturen zu stärken und andererseits sollen die Aussenräume und die Bausubstanz aufgewertet werden.

Basierend auf diesem Konsensszenario bezeichnete die Projektleitung 16 Themenfelder (Bausteine), in denen im weiteren Verlauf des Projektes konkrete Umsetzungsarbeiten geleistet werden soll. Für jeden Baustein zeichnete ein Mitglied der Projektleitung verantwortlich. In den einzelnen Bausteinen entstanden dann zum Teil eigene Projektorganisationen.

### 16 Bausteine für die Zukunft des Quartiers

- 1 BaBeL soll in alle raumrelevanten Entscheidungen der Stadt, die das Quartier betreffen, eingebunden werden
  - ... um die stadtinternen Ressourcen zu bündeln und damit zu einer wirksamen Umsetzung der Ziele von BaBeL beizutragen
  - ... um eine hohe Abstimmung mit anderen raumrelevanten Projekten von Stadt und Kanton zu erreichen (UNI, SBahn, Schule + Betreuung, Fusionsabklärungen mit Littau ...)
- 2 Zusammenarbeit mit den Quartierkräften und den weiteren Anspruchsgruppen aufrechterhalten und ausbauen
  - ... um Breitenwirkungen zu erzielen
  - ... um Erwartungen einzulösen
  - ... um Selbstläufer zu erzeugen
- 3 Pilotprojekte für energie- und lärmtechnische Sanierungen initiieren und unterstützen
  - ... um im Quartier Signale zu setzen
  - ... um aufzuzeigen, dass solche Sanierungen machbar und rentabel sind

- ... um Perspektiven für die stadteigenen Liegenschaften in diesem Quartier aufzuzeigen
- 4 Ausserschulische und schulische Betreuung der Kinder fördern
    - ... um die Perspektiven der jungen Bewohner/innen zu verbessern
    - ... um die Sesshaftigkeit zu erhöhen
    - ... um die Vereinbarkeit von Familie und Erwerbsleben zu erleichtern
  - 5 Nutzungskonzepte für Nischennutzungen in den Bereichen Wohnen und Arbeiten erarbeiten
    - ... um Perspektiven für die privaten Liegenschafteneigentümer aufzuzeigen
    - ... um Nutzungsperspektiven für energie- und lärmtechnische Sanierungen von Bauten zu ermöglichen
    - ... um den Bezug zum Campus Luzern erlebbar zu machen
    - ... um zu zeigen, dass Aufwertung nicht gleich Verdrängung sein muss
    - ... um der Liegenschaftsverwaltung der Stadt Perspektiven für die künftige Nutzung ihrer Liegenschaften zu geben.
  - 6 Querverbindungen schaffen
    - ... um die Lebensqualität im Quartier zu verbessern
    - ... um die Vermietbarkeit der Bauten zu verbessern
  - 7 Freiräume, Grünflächen, Aussenräume aufwerten
    - ... um die Lebensqualität im Quartier zu verbessern
    - ... um das Image des Quartiers aufzuwerten
  - 8 Gesundheit, Prävention thematisieren
    - ... um Gewalt, Sucht, Vereinsamung sowie finanzielle Abhängigkeit zu reduzieren
    - ... um die medizinische Versorgung zu verbessern
  - 9 Durchgang in die Baselstrasse für Fussgänger attraktiver gestalten
    - ... um einen Initialzündler zu setzen
    - ... um die Anbindung an die Innenstadt zu verbessern
  - 10 Quartiertreffpunkte (Foren + Werkstätten) schaffen
    - ... um die Arbeit mit Kindern auszuweiten
    - ... um die Integration zu fördern
    - ... um den Kulturaustausch zu ermöglichen
    - ... um Eigeninitiativen zu wecken und zu unterstützen
  - 11 Aufwertung des Reussufers initiieren
    - ... um einen Attraktivitätspunkt in der Stadt zu schaffen
    - ... um Ausgangsort / Treffpunkt zu schaffen
    - ... um das Quartier besser an die Innenstadt anzubinden
    - ... um Raum für Langsamverkehr zu schaffen
    - ... um Naherholungsgebiet für das Quartier aufzuwerten

- 12 Gewerbestrukturen stärken
  - ... um Identitätspunkte zu schaffen
  - ... um Arbeitsplätze zu erhalten / zu schaffen
  - ... um das Quartier zu beleben
  - ... um das Image des Quartiers zu verbessern (Quartiermarketing)
  - ... um die Vermietbarkeit der Liegenschaften verbessern
  
- 13 Idee einer S-Bahn Haltestelle Kreuzstutz unterstützen
  - ... um die Mobilität / Erreichbarkeit zu verbessern
  - ... um die Anbindung an die Innenstadt zu verbessern
  
- 14 Neue Attraktivitätspunkte im Quartier schaffen
  - ... um die Sesshaftigkeit zu erhöhen
  - ... um das Image zu verbessern (bessere Vermietbarkeit)
  - ... um eine Identifikation mit dem Quartier zu schaffen
  - ... um Interaktionen mit anderen Quartieren zu schaffen (Wochenmarkt, Kreativzentrum)
  
- 15 Optimierungen im Verkehrsbereich initiieren und unterstützen
  - ... um die Sicherheit zu erhöhen
  - ... um Lärm zu vermindern
  - ... um Luftschadstoffe zu vermindern
  - ... um die Anbindung an die Innenstadt weiter zu verbessern (ÖV und Langsamverkehr)
  
- 16 Quartiermanagement aufbauen
  - ... um konkrete Aktivitäten auszulösen
  - ... um soziale Netze aufzubauen
  - ... um Quartiermarketing umzusetzen
  - ... um BaBeL im Quartier zu verankern
  - ... um die Ideen vom 25. Januar 2003 (Konsensszenario) zu verwirklichen
  - ... um Eigeninitiativen zu wecken

Die grosse Zahl der Bausteine führte verschiedentlich zur Frage, ob es zweckmässig sei, die verfügbaren personellen und finanziellen Ressourcen so breit aufzufächern. Im Rückblick betrachtet war das gewählte Vorgehen zweckmässig. Dies vor allem deshalb, weil BaBeL bei nahezu allen Umsetzungen in hohem Masse auf Entscheidungen Dritter angewiesen war. Ob die Umsetzungsarbeiten in einem Baustein «Flügel erhalten» oder in schwerfälliger Kleinarbeit auflaufen, war schwer absehbar und nur beschränkt beeinflussbar. Tatsächlich konnte in einzelnen Bausteinen in kurzer Zeit erfreulich viel erreicht werden (z.B. «BaBeL Kids»), andere brauchten längere Aufbauarbeit (Gewerbestrukturen stärken), und wieder andere wurden durch ausstehende Entscheide von dritter Seite sistiert (S-Bahn-Haltestelle Kreuzstutz). Dank der gewählten Breite konnten die Ressourcen jeweils auf diejenigen Umsetzungsbereiche fokussiert werden, bei welchen sich im entsprechenden Zeitpunkt tatsächlich etwas bewegen liess.

### Überführung von der Projekt- in die Programmphase

Das Projekt BaBeL erstreckte sich über den Zeitraum von 2001 bis Ende 2006. Welchen Umfang all die unter BaBeL laufenden Aktivitäten annehmen würden, war bei Projektstart nicht absehbar. Projektorganisation und -finanzierung folgten in wesentlichen Punkten der Dynamik, die sich aus den inhaltlichen Arbeiten ergab. Weitgehend konstant blieb während der gesamten Projektzeit das Gremium der Projektleitung. Es setzte sich zusammen aus je einem Vertreter/einer Vertreterin der vier Teilschulen der Hochschule Luzern («Wirtschaft», «Soziale Arbeit», «Technik & Architektur» und «Design & Kunst»); dazu aus dem Leiter der Stadtplanung und der Integrationsbeauftragten der Stadt Luzern. Ab 2004 wurde die Projektleitung unterstützt durch einen Geschäftsführer (50-Prozent-Pensum). Die Projektverantwortung lag somit ausserhalb der Stadtverwaltung. Sie war andererseits aber auch nicht einseitig den Quartierinstitutionen verpflichtet. Dieser intermediäre Status hat sich insgesamt sehr bewährt, worauf in einem späteren Abschnitt noch speziell eingegangen wird. Dass es sich bei den Zielsetzungen von BaBeL nicht um eine Aufgabe handelt, die in sechs Jahren abgeschlossen ist, liegt auf der Hand. Es ist dies ein langfristiger Prozess, der ein andauerndes Engagement aller für das Quartier wichtigen Anspruchsgruppen erfordert. Das Projekt BaBeL konnte diesen Prozess anschieben und Aufbauarbeit für dessen weiteren Verlauf leisten. Es kann aber nicht Aufgabe einer Fachhochschule sein, im Sinne eines langfristigen und zeitlich nicht begrenzten Mandates die operative Führung eines solchen Prozesses zu übernehmen. Somit stellte sich die Frage, wie BaBeL von einem Projekt in eine dauerhafte Institution überführt werden kann.

Die Frage der Überführung des Projektes in eine dauerhafte Institution wurde rund zwei Jahre vor Projektende aufgegriffen. Die Stadt signalisierte klar, dass sie den Prozess weiterhin unterstützen werde, dass die Projektverantwortung aber auch künftig ausserhalb der Verwaltung liegen müsse. Zusammen mit ausgewählten Institutionen aus dem Quartier konnte eine Trägerschaft gebildet werden, die sich in Form eines Vereins organisierte. Im Vorstand dieses Vereins sind die Pfarrei, der Quartierverein, der Quartiertreff und die Stadt Luzern mit zwei Stadträten (Exekutive) vertreten. Die operative Arbeit wird von den verschiedenen im Quartier engagierten Institutionen, koordiniert durch eine Geschäftsstelle (40-Prozent-Pensum) geleistet.

Aufgabenverständnis und Rolle der Geschäftsstelle bildeten den Kernpunkt der Diskussionen über die neue Trägerschaft. Dabei standen zwei Varianten zur Diskussion: Sollte die Geschäftsstelle den Charakter eines Quartierbüros haben, das selber Umsetzungsarbeiten durchführt oder eher im Sinne eines Quartiermanagements konzipiert werden? Letztlich fiel der Entscheid zugunsten des Quartiermanagements, wobei die Abgrenzung zwischen diesen beiden Konzeptionen in der Praxis nicht scharf gezogen werden kann. Ausschlaggebend für den getroffenen Entscheid war die Überlegung, dass der ganze BaBeL-Prozess darauf ausgelegt war, die Quartierinstitutionen zu stärken, und ein Quartierbüro eher zu einer Verlagerung von Aufgaben der bestehenden Institutionen zum Quartierbüro führen könnte. Demgegenüber führt ein Quartiermanagement eher zu einer weiteren Stärkung der Eigeninitiative der Quartierinstitutionen.

### Erzielte Wirkungen

In einer Projekt-Anlage, bei der viele Akteure im Sinne eines Netzwerkes in das Projekt eingebunden sind ist es schwierig, eine klare Zuweisung der erzielten Wirkungen vorzunehmen. Welche Wirkungen sind direkt dem Projekt BaBeL zuzuschreiben? Welche sind indirekte oder induzierte Wirkungen und was wäre auch ohne BaBeL zustande gekommen? Ohne hier nun diese Unterscheidungen vorzunehmen, können dem Projekt doch folgende Wirkungen attestiert werden:

- Es ist in diesen sechs Jahren gelungen, *dem Quartier eine höhere Aufmerksamkeit zu verschaffen*; dies sowohl bei der Bevölkerung (über die Öffentlichkeitsarbeit) wie auch bei all den Akteuren und Entscheidungsträgern, die im Rahmen ihres privaten oder beruflichen Engagements Einfluss auf die weitere Entwicklung des Quartiers haben. Unmittelbar spürbar war dies beispielsweise bei der städtischen, zum Teil auch bei der kantonalen Verwaltung. Dadurch, dass Mitarbeitende der Verwaltung das Quartier mit anderen Augen zu sehen begannen, trugen sie in ihren jeweiligen Aufgabenbereichen zu ganz konkreten Verbesserungen oder Aufwertungen bei. Es reichte dies von organisatorischen Fragen im Bereich der Entsorgung (Kartonsammlung) über Fragen zur Gestaltung des öffentlichen Raumes durch die Stadtgärtnerei bis zu verkehrsplanerischen Fragen zum Kantonsstrassennetz.
- Eine weitere wichtige und nachhaltige Wirkung von BaBeL war die *Aktivierung der Quartierinstitutionen* hin zur gemeinsamen Zielsetzung der Quartierentwicklung. Ein besonders eindrückliches Beispiel hierfür ist die Zusammenarbeit mehrerer Institutionen im Bereich des Teilprojektes «BaBeL Kids». Dank der Zusammenarbeit kirchlicher Institutionen, Jugendverbänden, städtischer Kinder- und Jugendarbeit, Schulen und dem Quartiertreff konnte ein vielfältiges und attraktives Angebot für Kinder und Jugendliche geschaffen werden.
- Im Rahmen von BaBeL konnte auch *eine Reihe kleiner, unspektakulärer Aufwertungen* erzielt werden. Zum Teil waren dies Aktivitäten, die durch die Projektleitung initiiert waren, zum Teil handelte es sich um Ideen, die von Personen / Institutionen aus dem Quartier eingebracht und über den Quartierfonds finanziert werden konnten. Beispiele hierfür sind die Erneuerung der Anschlagkästen im Quartier, die Überdachung eines Platzes für (kulturelle) Veranstaltungen usw.
- Wirkung erzielte BaBeL auch durch *politisch-organisatorische Aktivitäten*. So konnte BaBeL beispielsweise die Schliessung der Poststelle im Quartier abwenden resp. Hand bieten zu einer Agenturlösung. Weiter konnte erreicht werden, dass ein im Quartier vorhandener Saal, der sich im Besitz der Stadt befindet durch den Quartiertreff in eigener Regie verwaltet werden kann und in Zusammenarbeit mit den Detaillisten konnten die Shop & Food-Touren organisiert werden.

Insgesamt liessen sich in der Projektzeit mehr nachweisbare Wirkungen im sozio-kulturellen Bereich erzielen als im Bereich der Aufwertung der Aussenräume resp. der Infrastrukturen. Letzere haben eine deutlich längere Vorlaufzeit und bedingen höhere Investitionen. Gleichwohl konnten auch auf dieser Ebene einige

Erfolge erzielt werden. So konnten zwei Spielplätze neu gestaltet und möbliert werden und es konnten erste (Sofort-)Massnahmen zur gestalterischen Aufwertung des Reussufers realisiert werden.

In einem Masterplan sind die anstehenden baulichen Aufwertungen zusammengeführt und zu einzelnen Massnahmen konnten bereits wichtige Vorarbeiten geleistet werden. So ist beispielsweise die Idee, mit einem neuen Dammdurchbruch (Unterführung) dem Quartier mehr Breite zu verschaffen bereits so weit konkretisiert, dass ein konkretes Projekt vorliegt und das Projekt in der Investitionsrechnung der Stadt aufgenommen wurde. Das städtische Parlament hat diesem Projekt bereits zugestimmt und ein (angedrohtes) Referendum ist nicht zustande gekommen. Planungen bestehen auch für einen neuen Fussweg in das Naherholungsgebiet Gütschwald und für eine umfassende Aufwertung des Reussufers.

Für die Nachhaltigkeit von BaBeL ist es entscheidend, dass in den nächsten Jahren die geplanten Aufwertungen des Umfeldes / der Infrastrukturen realisiert werden können. Andernfalls besteht die Gefahr, dass die Umsetzungen im sozio-kulturellen Bereich an Grenzen stossen resp. nicht das Umfeld finden, in dem sie langfristig aufrecht erhalten werden können.

## BaBeL, ein untypisches Projekt bezüglich Organisation, Entscheidungsfindung und Finanzierung

Das Projekt BaBeL wies bezüglich Organisation, Entscheidungsfindung und Finanzierung einige Besonderheiten auf, die zum Teil den Lehren des Projektmanagements zuwiderliefen. Gleichwohl hat sich die Strategie im Rückblick betrachtet als zweckmässig und erfolgreich erwiesen, nicht zuletzt dank vergleichsweise hoher Risikobereitschaft seitens der Projektverantwortlichen. Einige dieser Aspekte werden nachstehend etwas eingehender erläutert.

### BaBeL – ein wenig formalisiertes Projekt

Beim Start von BaBeL waren *Umfang und Zeitdauer des Projektes* nicht geklärt. Begonnen wurde mit einer bescheidenen Fragestellung, für die seitens der Fachhochschule und später seitens der Stadt eine entsprechende Finanzierung gesprochen wurde. Aus diesen eher analytischen Arbeiten (Quartieranalyse) wurde der Handlungsbedarf für eine gezielte Quartierentwicklung abgeleitet, und es entwickelten sich daraus weitere Schritte, die dann zu den Diskussionen über die künftige Entwicklung des Quartiers (Arbeit mit den Szenarien) und zur Konsensfindung über die anzustrebende Entwicklung führten. Mit dem Übergang zu den Umsetzungsarbeiten in den 16 Bausteinen wurde das Projekt sowohl von den Inhalten wie auch von der Finanzierung her erneut stark ausgeweitet. Die einzelnen Schritte erfolgten jeweils in Absprache mit der Stadtverwaltung, die auch entsprechende Finanzierungen zusicherte (wobei die Finanzierung nur zu einem Teil durch städtische Gelder erfolgte). Erst zu Beginn der konkreten Umsetzungsarbeiten (Anfang 2004) tauchte die Frage auf, ob auch das Projektende definiert sei. Sie war verbunden mit der Frage, ob es Aufgabe der Fachhochschule sein könne, die operative Leitung eines Quartierentwicklungsprozesses wahrzunehmen. Es war dies der Zeitpunkt, da die Arbeiten für

die Überführung des Projektes in eine auf Langfristigkeit angelegte Struktur begannen. BaBeL hat in diesen sechs Jahren eine Dynamik entwickelt, die zu Beginn weder geplant noch absehbar war. Für ein Projekt in der Grössenordnung, die letztlich erreicht wurde, wäre die Akzeptanz zum Zeitpunkt des Projektstartes nicht vorhanden gewesen.

Eine zweite Besonderheit im Sinne von «wenig formalisiert» lag bei den *Entscheidungsbefugnissen*. Zu Beginn des Projektes war BaBeL für die beteiligten Schulen eines von vielen Projekten im Leistungsauftrag der angewandten Forschung beziehungsweise der Dienstleistungen. Wie bei vielen anderen Projekten in derselben Grössenordnung entscheidet die Projektleitung im Rahmen der verfügbaren Budgets. Daran hat sich auch nichts geändert, als das Projekt komplexer und umfangreicher wurde. Erst im Rahmen eines 2005 durchgeführten Reportings mit Vertretern der Stadtregierung und der Geschäftsleitung der Fachhochschule wurde die Frage nach einer Unterschriftenregelung beziehungsweise nach den Ausgabenkompetenzen aufgeworfen. Da zu diesem Zeitpunkt der Projektabschluss bereits in Vorbereitung war, wurde auf eine formale Kompetenzenregelung verzichtet. Entscheide zu einzelnen Teilprojekten und zum Einsatz der finanziellen Ressourcen wurden in der Projektleitung im Konsens gefällt. Spielregeln, welche Entscheide im Konsens gefällt werden und welche mit Mehrheitsbeschluss zustande kommen, gab es nicht. Eine sehr pragmatische Lösung wurde auch bei der Einstellung des Geschäftsführers und einer Mitarbeiterin im Teilprojekt der Integration gewählt. Sie wurden von den entsprechenden Teilschulen der Hochschule Luzern eingestellt und belasteten ihre Aufwendungen dem Projekt.

Es gab bei BaBeL auch kein institutionalisiertes Reporting oder eine umfassende Rechenschaftspflicht. Die Projektleitung war den einzelnen Geldgebern für die Teilbereiche Rechenschaft schuldig, die von diesen Institutionen mitfinanziert wurden. Je nach Adressat waren dies mehr oder weniger umfangreiche Teilberichte. Insgesamt baute BaBeL in hohem Masse auf Vertrauen und Konsens auf. Dies ermöglichte ein sehr flexibles, auch kreatives Vorgehen und unkomplizierte, kurze Entscheidungswege. Dies geht so lange gut, wie es zu keinen grundsätzlichen Meinungsverschiedenheiten oder Problemen kommt. Einzige Absicherung seitens der Projektleitung war eine externe Rechnungsprüfung durch das städtische Finanzinspektorat.

#### BaBeL – ein integrales Projekt mit vielfältigen Andockstellen und Vernetzungen

In der Umsetzungsphase wies BaBeL mit den 16 Bausteinen eine grosse interdisziplinäre Themenbreite auf. In jedem der Bausteine wurde nach der für die entsprechende Aufgabe geeigneten Projektorganisation gesucht, und es galt auch, geeignete Partner und Finanzierungen zu finden. Es war dies über das Ganze gesehen ein andauerndes Bestreben, an jenen Fäden zu ziehen, durch die sich zum jeweiligen Zeitpunkt tatsächlich etwas bewegen liess. In der Praxis hiess dies häufig, dort weiterzuarbeiten, wo sich eine Finanzierung fand oder wo an bestehende Strukturen angeknüpft werden konnte. Die einzelnen Bausteine entwickelten sich (situationsbedingt auch sehr unterschiedlich. Dies reichte von eher planerischen Arbeiten im Rahmen einer Arbeitsgruppe (Baustein «Verkehr»)

bis hin zu einer 50-Prozent-Anstellung im Bereich der Integration. Im Hinblick auf die Möglichkeiten und Chancen zur Drittfinanzierung erwies sich diese Struktur als vorteilhaft. Es konnten gezielt diejenigen Institutionen, Forschungsprogramme und Stiftungen angegangen werden, die sich dem entsprechenden Thema des Bausteines widmeten. Die Geldgeber zeigten grosses Interesse daran, dass der von ihnen unterstützte Teil in ein grösseres Ganzes eingebettet war. Dies war in mehreren Fällen ein ausschlaggebendes Argument für die Unterstützung. Interdisziplinarität und integrales Projektdesign waren hierbei die Schlüsselbegriffe. Interessanterweise zeigten mehrere Geldgeber ein spezielles Interesse an Fragestellungen, die im Grenzbereich ihrer Kernkompetenzen zu benachbarten Disziplinen lagen. Die Finanzierung von BaBeL setzte sich damit zusammen aus Beiträgen, die zur Leitung des Gesamtprojektes, und solchen, die gezielt für einzelne Umsetzungen oder Bausteine gesprochen wurden. Ersterer konnten für die Projektleitungsaufgabe und für solche Bausteine eingesetzt werden, bei welchen es Finanzierungslücken gab. Bei bausteinspezifischen Finanzierungen konnte jeweils ein Anteil für die gesamte Projektleitung eingerechnet werden, was sich den Geldgebern gegenüber gut begründen liess. Dies gab der Projektleitung eine recht grosse Flexibilität bezüglich des Mitteleinsatzes.

Die gewählte Struktur mit den Umsetzungsarbeiten in den 16 Bausteinen bot über die Finanzierung hinaus auch vielfältige Andockstellen für die Zusammenarbeit mit anderen Projekten, Institutionen oder breiter angedachten Forschungsprogrammen. So war BaBeL beispielsweise eines der vier ausgewählten Quartiere des Forschungsprogramms «Nachhaltige Quartierentwicklung». Dieses Forschungsprogramm wurde getragen von den drei Bundesämtern für Energie (BFE), für Raumentwicklung (are) und für Wohnungswesen (BWO). Dank der Arbeiten im Rahmen dieses Forschungsprogrammes konnten Aktivitäten mehrerer Bausteine finanziell unterstützt werden. Umgekehrt flossen die Erkenntnisse aus diesen Arbeiten auch in das Forschungsprogramm ein, und die Projektleitung von BaBeL konnte von den Erkenntnissen der Arbeiten aus den anderen involvierten Quartieren profitieren. In vergleichbarer Weise war auch die Unterstützung von BaBeL im Rahmen der are-Modellvorhaben («projet urbain») von grossem Nutzen. Auch hier war über die finanzielle Unterstützung der Erfahrungsaustausch mit anderen Projekten sehr wertvoll.

BaBeL bot auch viele Andockstellen für studentische Arbeiten. Da die Gesamtverantwortung für das Projekt bei der Fachhochschule lag, war die Einbindung Studierender naheliegend. Die studentischen Beiträge reichten von eher analytischen oder konzeptionellen Arbeiten (Analyse der Bewirtschaftungsperspektiven der Liegenschaftseigentümer oder Erarbeitung eines Konzeptes für ein Quartiermarketing) bis hin zu konkreten Interventionen im Quartier (beispielsweise im Baustein «Gesundheit»). Am unmittelbarsten erlebbar waren die Arbeiten Studierender der Hochschule für Gestaltung und Kunst. Sie hatten die Aufgabe, ausgewählte Orte im Quartier künstlerisch zu gestalten. Einzelne der dabei entwickelten Konzepte konnten dann auch realisiert werden und fanden im Quartier grosse Aufmerksamkeit. Eine Nebenwirkung all dieser studentischen Arbeiten bestand auch darin, dass die Studierenden, eine Zielgruppe dieses Quartiers, das Quartier aus einer neuen Perspektive kennen lernten.

Ergänzend zu den beschriebenen Formen der Zusammenarbeit wurde BaBeL beziehungsweise dieses Quartier auch als Fallbeispiel für eine Forschungsarbeit im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms (NFP) 54 gewählt, und es gab eine Reihe von Anfragen für Untersuchungen und Arbeiten im schulischen Umfeld.

#### Die intermediäre Funktion der Projektleitung

Die Projektleitung setzte sich zusammen aus je einem Vertreter/einer Vertreterin der vier beteiligten Teilschulen der Hochschule Luzern (fortan Schulen genannt) sowie zwei der städtischen Verwaltung. Der Vorsitz lag bei einem Vertreter der Schulen. Auch administrativ wurde das Projekt über die Schulen abgewickelt (auch Rechnungsführung). Von der Stadt erhielt die Projektleitung Unterstützung bei Sekretariatsarbeiten. Dass die Projektverantwortung weder bei der Stadt noch bei einer Quartierinstitution, sondern bei den von den Interessen dieser beiden Instanzen grundsätzlich unabhängigen Schulen lag, verschaffte BaBeL entscheidende Freiräume. Diese werden nachstehend kurz erörtert.

Die spezifischen Möglichkeiten, die sich dadurch ergaben, dass eine Fachhochschule diese intermediäre Rolle einnahm, werden in einem separaten Abschnitt näher erläutert. Ein entscheidender Vorteil dieser Organisationsform lag darin, dass die Projektleitung mehr Möglichkeiten hatte, Drittmittel zu generieren. Bei mehreren Stiftungen und Programmen, die BaBeL finanziell unterstützten, hätte die Stadt selber nicht Gesuchstellerin sein können (da keine Gelder an die öffentliche Hand ausgeschüttet werden konnten). Kommt hinzu, dass sich bei der Stadt als Gesuchstellerin eher die Frage stellt, ob die Quartierentwicklung nicht eine Aufgabe sei, die ohnehin im Aufgabenbereich einer Stadt liegt und somit nicht über Drittmittel, sondern über Steuergelder zu finanzieren sei.

Durch die intermediäre Projektleitung war BaBeL auch weniger der politischen Diskussion und Entscheidungsfindung unterworfen, als wenn die Projektleitung bei der Stadt selber gelegen wäre. Politisch (im Sinne von parteipolitisch) war BaBeL eigentlich nur dann ein Thema, wenn dieses Projekt im städtischen Parlament im Zusammenhang mit Finanzierungsanträgen zum Thema wurde. Durch den grossen Goodwill, der BaBeL seitens der Stadtregierung entgegengebracht wurde, und durch die Vertretung der Stadt im Projektleitungsteam hatte BaBeL während der ganzen Projektdauer einen guten Rückhalt und eine sehr fruchtbare Zusammenarbeit mit den städtischen Stellen.

Handlungsspielräume ergaben sich auch dadurch, dass nur ein Teil (ca. die Hälfte) der Aktivitäten von BaBeL über städtische Gelder finanziert war. Bezüglich der anderen Hälfte war die Projektleitung zumindest nicht unmittelbar der Stadt beziehungsweise dem städtischen Parlament Rechenschaft schuldig. In der politischen Diskussion war weitestgehend unbestritten, dass es im Quartier Basel und Bernstrasse einen besonderen Handlungsbedarf gibt und sich die Stadt dort speziell engagieren muss. Es gab aber auch Stimmen, die einen ausgewogeneren Mitteleinsatz auf alle Quartiere forderten. Diese Forderung wäre wohl härter und dringlicher artikuliert worden, wenn die Projektverantwortung alleine bei der Stadt gelegen wäre. Die gewählte Form der Projektleitung wies zudem den Vorteil auf, dass eine unbefangene und weitgehend vorurteilsfreie Zusammenarbeit mit den unterschiedlichen Akteurguppen möglich war. Die Projektleitung

wurde nicht als einseitige Interessensvertretung wahrgenommen, und sie trug auch keine «alten Geschichten» mit sich herum. So war der Projektleitung gegenüber viel Offenheit spürbar, und sie konnte zum Teil eine Mittlerfunktion zwischen Personen und Institutionen aus dem Quartier und der Stadt wahrnehmen.

Kehrseite der genannten Vorzüge ist der Umstand, dass die Projektleitung als intermediäre Institution selber wenig Umsetzungskompetenz hat, sondern in hohem Masse auf die Entscheidungen Dritter (sei es der Stadt oder der Quartierinstitutionen oder privater Initianten oder Investoren) angewiesen ist.

Rückblickend ist es erstaunlich, dass in der Projektleitung keine Quartierinstitutionen vertreten waren. Die Erklärung liegt in der Entstehungsgeschichte von BaBeL. Das Fehlen von Quartiervertretungen in der Projektleitung führte insbesondere in den frühen Phasen des Projektes wiederholt zur Frage nach der Legitimität der Projektleitung: Woher nimmt die Projektleitung (und damit waren insbesondere die Vertreter/innen der Fachhochschule gemeint), von der nicht eine Person im Quartier selber wohnt, das Recht, dieses Quartier entwickeln zu wollen? Vertreten waren die Quartierinstitutionen im Gremium der «Quartierkräfte». Dieses Gremium kam viermal pro Jahr zusammen. Es war ein offenes Gremium, an dem alle Interessierten teilnehmen konnten. Teilgenommen haben je nach Projektphase zwischen 15 und 30 Personen, grossteils aus Quartierinstitutionen wie Pfarrei, Quartiertreff, Schulen, Vereine, Quartierpolizist usw. An diesen Sitzungen wurde informiert, diskutiert (nächste Projektschritte, gemeinsame Stellungnahmen usw.), und es wurden Anliegen und Befindlichkeiten seitens des Quartiers aufgenommen. Entscheidungsbefugnis hatte dieses Gremium keine. Im Verlaufe des Projektes gewann das Gremium der Quartierkräfte zunehmend an Bedeutung. In der neuen Organisation, dem Verein BaBeL, bilden drei dieser Institutionen zusammen mit der Stadt die neue Trägerschaft.

### Leitungs- und Führungsfragen

Zu Leitungs- und Führungsfragen wurde schon einiges erwähnt. In diesem Abschnitt sollen einige Aspekte, die das Projekt BaBeL in besonderem Masse prägen, kurz dargestellt werden.

Wie im Abschnitt «Die intermediäre Funktion der Projektleitung» schon kurz erwähnt, hatte die Projektleitung in der gewählten Organisationsform wenig Umsetzungskompetenz. Sie hatte zwar die volle Kompetenz über das Projektbudget, die wesentlichen Wirkungen wurden jedoch durch die Handlungsweisen der im oder für das Quartier engagierten Personen und Institutionen erzielt (Aufwertung von Aussenräumen durch die Stadt; verkehrsberuhigende Massnahmen durch Stadt oder Kanton; Sanierung von Liegenschaften durch die Liegenschaftseigentümer usw.). Hauptaufgabe der Projektleitung war es unter dieser Optik eine glaubwürdige Perspektive zur Entwicklung des Quartiers zu formulieren und diese bei möglichst vielen Akteuren zu verankern (Konsensszenario). Weiter galt es, die unterschiedlichen Akteure zu motivieren und wo möglich zu unterstützen, ihre Handlungsweise an der gewünschten Entwicklung auszurichten (oder zumindest dieser Richtung nicht entgegenzuwirken). Hierzu war die Projektleitung gefordert, den Zugang zu den unterschiedlichen Partnern zu finden und die Kontakte in einer der jeweiligen Situation angemessenen Umgangsform

und Sprache zu pflegen. Da war es sicher von Vorteil, dass sich die Projektleitung aus einem interdisziplinären Team zusammensetzte. So konnte sehr bewusst festgelegt werden, wer mit welchen Personen oder Anspruchsgruppen Kontakt pflegt. Die Interdisziplinarität hat dem Anliegen der Quartierentwicklung auf verschiedenen Ebenen Vorteile gebracht. Sie stellte aber auch hohe Anforderungen an das Projektleitungsteam. Begriffe wie «Partizipation», «Entwicklung» und viele weitere wurden je nach disziplinärem Hintergrund recht unterschiedlich verstanden. Entscheidend für die Verständigung war, erst mal zu realisieren, dass ein und derselbe Begriff mit unterschiedlichen Bedeutungen verwendet wurde.

Ein zweiter Aspekt, der an dieser Stelle besonders hervorgehoben werden soll, ist der Umgang mit Unsicherheit. Unsicherheit bestand – wie bei vielen anderen Projekten auch – bezüglich der Entwicklung des Projektes. Eine erhöhte Unsicherheit war bei BaBeL dadurch gegeben, dass sich das Projekt dynamisch entwickelte und keine Projektplanung über die ganzen sechs Jahre bestand. BaBeL war auch stark von Entscheidungen Dritter abhängig, was eine verlässliche Planung sehr erschwerte. Unsicherheit war aber auch dadurch gegeben, dass viele Personen in unterschiedlichen Verbindlichkeiten in das Projekt eingebunden waren und ihr Engagement stark durch Eigeninitiative geprägt war (was für BaBeL von sehr grossem Wert war). Es war der Projektleitung in dieser Situation nicht möglich, eine detaillierte Kontrolle über all die Aktivitäten und den Ressourceneinsatz auszuüben. Der hierfür erforderliche Aufwand wäre sehr hoch gewesen, und das dazu nötige Reporting hätte die Dynamik der Eigeninitiative vermutlich auch stark gebremst. Es brauchte seitens der Projektleitung den Mut, das Projekt laufen zu lassen, ohne zu jedem Zeitpunkt den Überblick über alle (auch finanziellen) Aspekte zu haben und das das Vertrauen, dass sich alle Beteiligten an die vereinbarten Abmachungen halten.

Ein dritter Aspekt, der hier kurz hervorgehoben werden soll, ist die (zeitliche) Verfügbarkeit und Flexibilität sowohl der Mitglieder der Projektleitung wie auch der weiteren in das Projekt involvierten Personen. Mit Ausnahme des Geschäftsführers war BaBeL für alle Mitglieder der Projektleitung ein Engagement unter vielen. Die Vertreterinnen/Vertreter der Schulen waren zusätzlich in die Aus- und Weiterbildungsaktivitäten ihrer Schule eingebunden. Dadurch war ihre zeitliche Flexibilität zeitweise stark eingeschränkt (insbesondere während der Semester). Die Entwicklung neuer Lehrgänge (Umstellung auf das Bologna-Modell) sowie laufende Umstrukturierungen an den Schulen haben das BaBeL-Projektleitungsteam zum Teil in einem Mass absorbiert, dass Termintreue und Zuverlässigkeit bei den zugewiesenen Arbeiten zum Problem wurden. Es zeigte dies auch die Grenzen auf, welche den Schulen bei längerfristigen Mandaten im Leistungsauftrag der Dienstleistungen gesetzt sind. Anspruchsvoll gestaltete sich auch der Umgang mit der Situation, dass sich die an BaBeL beteiligten Personen unter ganz unterschiedlichen Bedingungen für den Quartierentwicklungsprozess engagierten. Die einen leisteten die Arbeiten im Rahmen ihres beruflichen Engagements, die anderen auf der Basis von Freiwilligenarbeit. Dies warf einerseits die Frage nach bezahlter und unbezahlter Arbeit auf, andererseits aber auch die Frage, mit welcher Verbindlichkeit vereinbarte Arbeiten eingefordert werden

können. Trotz dieser strukturell schwierigen Situation gab es diesbezüglich wenig Konfliktsituationen. Dies ist bestimmt auch dem Umstand zu verdanken, dass es ein hohes Bekenntnis zu den gemeinsamen Zielen der Quartierentwicklung gab und der Umgang zwischen den Akteuren sehr wertschätzend und verständnisvoll war.

#### Die Partnerschaft zwischen Stadt und Fachhochschule

BaBeL wurde als Partnerschaftsprojekt zwischen der Stadt und der Fachhochschule gestaltet. Die (operative) Leitung lag bei der Hochschule Luzern. Ein spezifisches Merkmal dieser Partnerschaft bestand darin, dass seitens der Hochschule mehrere Teilschulen (Wirtschaft, Soziale Arbeit, Technik & Architektur, Design & Kunst) und seitens der Stadt mehrere Direktionen beteiligt waren. Ob sich diese Partnerschaft bewährt hat oder nicht, lässt sich aus drei Optiken betrachten: War sie für den Quartierentwicklungsprozess von Vorteil beziehungsweise brachte sie in Bezug auf die angestrebten Ziele einen besonderen Nutzen? War die Partnerschaft für die Stadt vorteilhaft? Welchen Nutzen brachte die Partnerschaft den beteiligten Schulen? Die erste Frage wurde im Wesentlichen im Abschnitt «Die intermediäre Funktion der Projektleitung» beantwortet. Die anderen beiden werden nachstehend kurz erörtert.

#### Der Nutzen der Partnerschaft für die Hochschule Luzern beziehungsweise die beteiligten Schulen

Dass bei BaBeL von einer Partnerschaft und nicht von einem Auftrag gesprochen wurde, hat seinen Ursprung darin, dass auch die Schulen konkrete Interessen an diesem Projekt hatten. Sie bestanden darin, Erfahrungen der schulübergreifenden Zusammenarbeit zu gewinnen und die Kompetenzen im Bereich der Stadt-, Gemeinde- und Regionalentwicklung weiter auszubauen. Hierfür wurden seitens der Hochschule Luzern über vier Jahre Fördermittel gesprochen. Der Nutzen für die Schulen lässt sich stichwortartig wie folgt zusammenfassen:

- Die schulübergreifende Zusammenarbeit im BaBeL-Projekt entwickelte sich zu einem Netzwerk, in welchem weitere Ideen und Projekte im Bereich der Stadt-, Gemeinde- und Regionalentwicklung entstanden.
- Die Zusammenarbeit im Projekt BaBeL ermöglichte einen Einblick in die Strukturen und Abläufe der Schwesterschulen und führte zu einer Vernetzung mit diesen.
- BaBeL konnte bei allen beteiligten Schulen als Fallbeispiel in den Diplomlehrgängen, zum Teil auch in der Weiterbildung, verwendet werden.
- An ausgewählten Themen von BaBeL konnten studentische Praxisarbeiten angeboten werden.
- Es fand (in beschränktem Umfang) eine schulübergreifende Zusammenarbeit auf Studierendenebene statt.
- BaBeL ermöglichte den beteiligten Schulen, auch national im Themenbereich der Gemeinde-, Stadt- und Regionalentwicklung wahrgenommen zu werden (Referate an Tagungen, Einbezug in das Forschungsprogramm «Nachhaltige Quartierentwicklung» usw.).
- Die gemeinsame Projektleitung mit den Vertretern der Stadt erweiterte das Kontaktnetz der beteiligten Schulvertreter/innen in die Stadtverwaltung.

### Der Nutzen der Partnerschaft für die Stadt Luzern

- Anhand von BaBeL konnten die direktionsübergreifende Zusammenarbeit und das interdisziplinäre Denken in der Stadtverwaltung gestärkt werden.
- Die gemeinsame Projektleitung mit Vertreterinnen und Vertretern der Hochschule erweiterte und vertiefte das Kontaktnetz der beteiligten Mitarbeitenden der Stadt in die Hochschule.
- Es war in der Startphase einfacher, für ein solches Projekt eine externe Projektleitung zu engagieren, als eine entsprechende (interdisziplinäre) Projektorganisation stadtintern sicherzustellen.
- Im Projekt konnte auf die Ressourcen der beteiligten Schulen zurückgegriffen werden (studentische Arbeiten), inklusive Förderbeiträge.

### Die Dynamik des Quartierentwicklungsprozesses

BaBeL war – wie schon dargestellt – als offener Prozess konzipiert. Das Projekt entwickelte sich im Rahmen der gegebenen Zielrichtung gemäss den sich ergebenden Möglichkeiten und entsprechend den Initiativen, die von den verschiedenen Akteuren ergriffen wurden. Die Projektleitung war dabei wiederholt in Situationen, in welchen sie auf Dynamiken reagieren musste, die sich aus dem Prozess ergaben und die für die Wirkung und Akzeptanz des Projektes problematisch waren. Vier solche Situationen werden in diesem Abschnitt kurz dargestellt.

In einer ersten Projektphase stellten sich die Frage nach der Akzeptanz des Projektes bei Quartierinstitutionen und die Frage nach der Legitimation der Projektträgerschaft. Nicht ein Mitglied der Projektleitung lebte selber im Quartier und mit dem Projekt wurden Themen aufgegriffen, denen sich Quartierinstitutionen schon seit Jahren angenommen haben. Im Unterschied zu den bisherigen Aktivitäten der Quartierinstitutionen verfügte das Projekt BaBeL aber über deutlich mehr finanzielle und personelle Ressourcen. In dem Masse wie es gelungen ist, die im Quartier engagierten Leute in das Projekt einzubinden und BaBeL in den Dienst ihrer Anliegen zu stellen, hat das Projekt auch an Akzeptanz gewonnen. Bedingt durch die Beteiligung der Hochschule Luzern und die doch beträchtliche Medienpräsenz des Projektes interessierte sich eine zunehmend grösser werdende Zahl von Studierenden, Forschenden, aber auch Veranstaltern (Kongresse, Firmenausflüge usw.) für das «Fallbeispiel» BaBeL. Es gab eine inflationäre Anzahl von Anfragen für Quartierbesichtigungen und Befragungen im Quartier. Im Sinne der Öffentlichkeitsarbeit für das Quartier war dies durchaus erwünscht. Es galt jedoch darauf zu achten, dass sich die Quartierbevölkerung wie auch die Gewerbetreibenden nicht als «Versuchskaninchen» für Stadtentwicklungs-Experimente fühlten. Die Projektleitung versuchte im Rahmen ihrer Möglichkeiten Einfluss darauf zu nehmen, dass BaBeL nur dann zum Fallbeispiel genommen wurde, wenn aus der entsprechenden Arbeit auch ein plausibler Nutzen für das Quartier entsteht. Dies konnte aber nicht in jedem Fall sicher gestellt werden, da die Projektleitung formell gar nicht über die Kompetenz verfügte, eine Veranstaltung oder Befragung zu untersagen.

Ein Kampf gegen Windmühlen war das Anliegen, das Image des Quartiers in den Augen Aussenstehender zu verbessern. Das Quartier ist in vielerlei Hinsicht besser als sein Ruf. Wie das Quartier von der Stadtbevölkerung wahr genom-

men wird, ist ein entscheidender Faktor für die weitere Entwicklung im Quartier. Viele Tätigkeiten im Rahmen von BaBeL waren denn auch darauf ausgerichtet, die interessanten und attraktiven Aspekte des Quartiers nach Aussen zu tragen. Dem stand jedoch die Dynamik des Medienschaffens entgegen. Negative Schlagzeilen finden sehr viel leichter Aufmerksamkeit als andere Meldungen und wenn sich die Gelegenheit zu einer negativen Schlagzeile zu einem bekanntermassen schwierigen Quartier ergibt, ist dies besonders reizvoll. Mehr als einmal schaffte es das Basel-/Bernstrasse Quartier, auf nationaler Ebene als Problemquartier portraitiert zu werden, was der Dynamik der Quartierentwicklungsprozesses spürbar abträglich war.

Eine Dynamik, die vermutlich bei allen Quartierentwicklungsprozessen auftritt besteht darin, dass in kurzer Zeit nachweisbare und physisch greifbare Wirkungen erwartet werden. Vor diesem Hintergrund erwies es sich bei BaBeL als zweckmässig, dass bereit im Konsensszenario festgelegt wurde, sowohl kurzfristige wie auch und mittel-/langfristige Massnahmen zu ergreifen und sowohl auf einer soziokulturellen Ebene wie auch auf der Ebene der Aufwertung des baulichen Umfeldes und der Infrastruktur zu arbeiten. So konnte der Erwartung nach nachweisbaren Wirkungen doch zumindest teilweise entsprochen werden.

*Bilder der nächsten fünf Seiten: Zur Ermittlung eines Konsenses hinsichtlich der erwünschten künftigen Entwicklung des Quartiers wurde mit illustrierten Szenarien gearbeitet (vgl. S. 38). Vier von sechs Szenarien sowie das aus den Diskussionen resultierte Konsensszenario werden abgebildet.*

## «Mitverändern» – ein Slogan, der herausfordert

Die BaBeL-Projektleitung hat von Beginn an die Partizipation als zentrale Methode und gleichzeitig als wichtiges Ziel des Quartierentwicklungsprozesses definiert. Wissenschaftliche Studien und Erfahrungen mit Stadt- und Quartierentwicklungsprozessen in anderen Städten zeigten klar, dass der partizipative Ansatz unabdingbar ist, in der Praxis aber grosse Herausforderungen stellt. Grundsätzlich kann die Partizipation im Projekt BaBeL als Erfolgsgeschichte bezeichnet werden. – Von Sibylle Stolz Niederberger

## Partizipation als Methode und Ziel

Ein Quartierentwicklungsprozess kann nur gelingen, wenn die Projektmethodik klar auf die Beteiligung der unterschiedlichen Anspruchsgruppen und Entscheidungsträger ausgelegt ist. Dies galt im Projekt BaBeL für die Analysephase, die Erarbeitung eines Konsenssszenarios und die Umsetzungsphase. Die unterschiedlichen Anspruchsgruppen und Entscheidungsträger konnten den Prozess und die Zielsetzung mitgestalten und sich so mit dem Projekt identifizieren. Die treffende Aussage des Projektleiters: «Je mehr Leute das Konsenssszenario im Kopf haben, desto eher können wir gemeinsam die erwünschte Wirkung erzielen», wurde erlebbar. In der ersten Phase hat die Projektleitung denn auch den Slogan «Mitverändern» im Logo verwendet, um die Wichtigkeit der Partizipation zu betonen.

BaBeL hat sich von Beginn an als «nachhaltiger» Quartierentwicklungsprozess bezeichnet. Um diese Nachhaltigkeit zu erreichen, war ein zentrales Ziel des Prozesses, die Kräfte im Quartier so zu stärken, dass sie den Prozess längerfristig weitertragen können. In diesem Sinne kann die partizipative Veränderung beim Quartierentwicklungsprozess BaBeL als Erfolgsgeschichte bezeichnet werden. BaBeL wurde von der Hochschule Luzern in Partnerschaft mit der Stadt Luzern gestartet. Der Projektleitung ist es gelungen, das Vertrauen der Quartierkräfte zu gewinnen. Diese haben den Prozess zunehmend intensiv mitgestaltet und tragen die Quartierentwicklung nun in Zusammenarbeit mit der Stadt Luzern im Anfang 2007 gegründeten Verein BaBeL weiter. Sie haben einen Wandel vollzogen von der skeptischen Beobachtung über die Mitgestaltung hin zur Mitverantwortung. Durch den BaBeL-Prozess wurde zunehmend auch Know-how im Quartier selbst aufgebaut. Auch nach Abschluss der Projektphase und dem damit verbundenen Ausstieg der Hochschule Luzern aus der Projektleitung ist die Weiterführung des Prozesses gesichert.

## Herausforderungen in der Praxis

Eine grosse Herausforderung beim partizipativen Vorgehen stellte die Heterogenität der Anspruchsgruppen dar. Grosse Unterschiede bestehen bezüglich Organisationsgrad, Betroffenheit, Interesse, Entscheidungsmacht und sozialem Kapital. Die Projektleitung hat aufgrund der interdisziplinären Quartieranalyse die wichtigsten Anspruchsgruppen definiert:

- Quartierinstitutionen: katholische Pfarrei St. Karl, Quartiervereine «Bernstrasse», «Wächter am Gütsch» und «Luegisland», reformierte Teilkirchgemeinde Matthäus-Kreuzstutz, Jugendverbände
- Städtische Mitarbeitende im Quartier: Schulhausteams, Quartierpolizist, quartierbezogener Kinder- und Jugendarbeiter
- Querschnittfunktionen der Stadt: Umweltschutz, Verkehrsplanung, Stadtgärtnerei, Liegenschaftsverwaltung, Gewerbe- und Gesundheitspolizei, Wirtschaftsförderung, Stadtplanung, Sozialamt, Kommunikation und Stadtmarketing, Integration
- Bevölkerungsgruppen: Kinder, Jugendliche, Senioren, Personen aus den Herkunftsländern Italien, Spanien, Serbien, Bosnien und Herzegowina, Kroatien, Sri Lanka, China, Mazedonien und Kosovo. Angesichts der offensichtlichen Unmöglichkeit, alle der gegen 70 nationalen Herkunftsgruppen

einzubeziehen, bestand das Ziel hier darin, wenigstens die zahlenmässig grössten Gruppen zu erreichen.

- Im Quartier Wirtschaftende: Liegenschaftseigentümer, Gewerbetreibende
- Externe Akteure: SBB, kantonales Verkehrs- und Tiefbauamt, Universität, Historisches Museum

Während des ganzen Quartierentwicklungsprozesses musste die Projektleitung immer wieder definieren, wie welche Anspruchsgruppe einbezogen wird. Die Häufigkeit, die Methodik und die Partizipationsart mussten jeweils den Anspruchsgruppen angepasst und sorgfältig gewählt werden.

Die Projektleitung musste ein schwieriges Spannungsfeld managen und aushalten. Einerseits strebte sie eine hohe Partizipation im Quartierentwicklungsprozess an und löste mit der Mobilisierung der Anspruchsgruppen hohe Erwartungen aus, und andererseits war nie sicher, was tatsächlich erreicht werden kann. Erst im Verlauf der ersten Jahre wurden im Dialog mit den wichtigsten Entscheidungsträgern der Handlungsspielraum und das Wirkungspotenzial klarer. Es gab zu Beginn keinen formellen Projektauftrag. Der erste Stadtratsbeschluss erfolgte erst ein Jahr nach Projektstart, und dem Grossen Stadtrat wurde erst nach Abschluss der ersten Phase 2004 ein Bericht und Antrag für einen städtischen Beitrag im Hinblick auf die Umsetzungsphase vorgelegt.

Eine weitere zentrale Herausforderung bei einem transdisziplinären, nachhaltigen Quartierentwicklungsprozess sind die Komplexität und die dadurch erschwerte Informationsarbeit. Informiert sein ist eine Grundvoraussetzung für die Partizipation. Obwohl die Projektleitung die wichtigsten Anspruchsgruppen regelmässig über den Projektverlauf informiert hat, bestand bei vielen Beteiligten das Gefühl, nicht genau Bescheid zu wissen. Die Projektleitung war sich dessen sehr bewusst, da sie selber viel Zeit investieren musste, einen hohen Informationsstand über die vielen Aktivitäten zu halten. Einerseits wollten wir die Transdisziplinarität in der Projektleitung leben und auch möglichst viele daran beteiligen, andererseits sahen wir auch die Grenzen bezüglich Aufwand und Interesse. So waren einzelne Anspruchsgruppen nur über ihr eigenes Interesse einzubinden. Nur eine begrenzte, jedoch sehr aktive Gruppe von Personen und Institutionen engagierte sich während mehrerer Jahre für das gesamte Projekt. Es waren grösstenteils diejenigen, die sich bereits lange vor dem Projekt für die Quartierentwicklung eingesetzt hatten.

Im Gebiet Basel-/Bernstrasse sind einige wichtige Anspruchsgruppen nicht organisiert, was bereits die Kontaktaufnahme und weiterführende Partizipation massiv erschwerte. So sind die Migrantinnen nicht oder zumindest nicht quartierbezogen organisiert. Auch die Gewerbetreibenden und Liegenschaftsbesitzer konnten nicht als Gruppe angesprochen werden, da es viele Kleinunternehmer und viele Einzelhausbesitzer gibt und keine übergreifende Organisation auf Quartierebene vorhanden ist.

## Bewährte Partizipationsinstrumente

Bereits in der Analysephase, in welcher das Quartier interdisziplinär betrachtet und dargestellt wurde, konnte mit einzelnen Anspruchsgruppen Kontakt aufgenommen werden. Aufgrund der langjährigen Ortskundigkeit lieferten einzelne Per-

sonen und Institutionen auch wichtige Beiträge zur Quartieranalyse. Diese Analyse wurde im Juni 2002 öffentlich vorgestellt, womit auch der Quartierentwicklungsprozess offiziell gestartet wurde. Die Projektleitung hat schrittweise Informations-, Kommunikations- und Mitwirkungsinstrumente und in der Umsetzungsphase auch ein Mitentscheidungs-gremium eingeführt. Die 2004 eingeführte 40-Prozent-Stelle «BaBeL Partizipation» (vgl. Kap.7) verstärkte die Wirkung der Partizipationsinstrumente durch die Präsenz vor Ort, die persönliche Vernetzung mit den Beteiligten und die professionelle Durchführung von Workshops.

#### Stelle «BaBeL Partizipation»

2004 wurde wie erwähnt die Stelle «BaBeL Partizipation» geschaffen. Die Stelleninhaberin war im Gegensatz zum Geschäftsleiter und den Projektleitungsmitgliedern im Quartier selbst angesiedelt. Durch ihre regelmässige Präsenz im Büro an der Baselstrasse 72 erhielt BaBeL eine Ansprechstelle im Quartier. Ihre Aufgabe war es, die Partizipation der Quartierbevölkerung, insbesondere der Migrationsbevölkerung, an den Projektaktivitäten zu verstärken. Ihre kontinuierliche Präsenz und Netzwerkarbeit führte zu einer längerfristigen Partizipation der bisher Engagierten und half mit, einzelne neue Mitwirkende zu gewinnen. Dank ihrer Kenntnis der Anspruchsgruppen vor Ort konnte sie geeignete Personen persönlich ansprechen und zur Mitwirkung in Arbeitsgruppen oder an Workshops motivieren.

#### Informationsinstrumente

Informationsinstrumente wurden drei geschaffen, und ein weiteres wurde zuhänden des Vereins BaBeL vorbereitet, welcher den Prozess seit 2007 weiterführt. Das BaBeL Journal erschien seit September 2003 zwei- bis dreimal jährlich und hat auf einer A3-Seite jeweils über Aktuelles im BaBeL-Projekt informiert. Auf der Rückseite erschien jeweils ein Fotoposter mit Menschen aus dem Quartier mit einer einprägsamen Botschaft mit Bezug zum Hauptthema des Journals. Dieses Journal wird an alle Haushalte verteilt, an eine grosse Adressliste von Beteiligten und Interessierten geschickt, bei den Quartierinstitutionen aufgelegt und in den BaBeL-Infokästen aufgehängt.

Sowohl für die Kinder wie auch für die Quartierbevölkerung generell wird monatlich beziehungsweise zweimonatlich eine «Agenda» gedruckt. Sie dienen dazu, dass die Quartierbevölkerung, insbesondere Familien, über Veranstaltungen im Quartier informiert sind und sich die Veranstalter untereinander besser koordinieren. Die «BaBeL Kids»-Agenda wird über die Lehrpersonen direkt an die Kinder verteilt. Die «Agenda» für die Erwachsenen wird in den Infokästen, in Quartierinstitutionen und in einigen Läden aufgehängt.

Nach einer längeren Vorlaufzeit, in welcher geeignete Standorte und Materialien geprüft wurden, sind im Gebiet BaBeL bei drei Bushaltestellen Infokästen montiert worden, die über den Geschäftsleiter und die Stelleninhaberin von «BaBeL Partizipation» bewirtschaftet werden. Durch diese Infokästen wurde das Projekt BaBeL im Quartier auch etwas sichtbarer.

Von Beginn an war die Rede von einer Internetseite. Angesichts des grossen Aufwandes, welcher mit der Bewirtschaftung einer Internetseite verbunden ist,

zögerte die Projektleitung lange mit der Einführung. Erst Ende 2006 wurde die Aufschaltung in die Wege geleitet. In der Nachfolgeorganisation ist die Internetseite [www.babelquartier.ch](http://www.babelquartier.ch) zu einem wichtigen Informations- und Marketing-Instrument geworden.

#### Kommunikations- und Mitwirkungsinstrumente

Schon im Jahr 2002 wurden regelmässige Quartierkräftesitzungen eingeführt. Drei- bis viermal jährlich traf sich die Projektleitung mit den interessierten Kräften, um einerseits über den Projektstand zu informieren und andererseits Anregungen und Stellungnahmen aufzunehmen. Ursprünglich war geplant, dass möglichst alle Anspruchsgruppen an diesen offenen Sitzungen vertreten sind. Mit der Zeit hat sich gezeigt, dass hauptsächlich Personen teilnehmen, die in den Quartierinstitutionen Sentitreff, Quartiervereine, Pfarrei engagiert sind oder Mitarbeitende der Stadt im Quartier oder Schlüsselpersonen der Migrationsbevölkerung sind. Gewerbetreibende und Liegenschaftsbesitzer beteiligten sich kaum. Diese Sitzungen hatten für die Projektleitung eine sehr wichtige Sensorfunktion, um feststellen zu können, ob das Projekt auf Kurs ist, und Anknüpfungspunkte aus dem Quartieralltag zu erhalten.

In grössere Weichenstellungen hat die Projektleitung gezielt alle Anspruchsgruppen einbezogen und moderierte Grossgruppenveranstaltungen organisiert. In den Jahren 2002–2003 fand ein systematisch geführter Prozess zur Findung eines Konsensszenarios (vgl. Kap. 2) statt. Als didaktisches Hilfsmittel wurden hierzu sechs mögliche Szenarien entworfen. Zu jedem der sechs Szenarien gab es eine Beschreibung in Textform sowie eine Illustration. In über 30 Einzel- und Gruppengesprächen wurden diese Szenarien mit den verschiedenen Anspruchsgruppen diskutiert. Ziel der Diskussionen war es, wünschbare, akzeptable und unerwünschte Entwicklungstrends auseinander halten zu können. Sehr wertvoll für diese Diskussionen erwiesen sich die Illustrationen zu den einzelnen Szenarien. An einer moderierten Grossgruppenveranstaltung im Januar 2003, an der über 70 Personen aus den unterschiedlichen Anspruchsgruppen teilnahmen, wurden die verschiedenen Einschätzungen zu einem Konsensszenario verdichtet. Folgende Aussagen zum Handlungsbedarf beziehungsweise zu den Anknüpfungspunkten wurden formuliert, um den angestrebten Charakter des Quartiers zu erzielen:

- 1 Um das angestrebte Ziel zu erreichen, müssen sowohl die Sozialstrukturen gestärkt werden wie auch eine Aufwertung der Aussenräume beziehungsweise Verbesserungen in der Bausubstanz realisiert werden. Verbesserungen nur auf einer Schiene führen nicht zum Ziel.
- 2 Im soziokulturellen Bereich sind den Fragen der Bildung, der Integration und der Quartier-Infrastruktur (Quartiertreffpunkte) grosses Gewicht beizumessen.
- 3 Bei der Aufwertung des Lebensraumes beziehungsweise des Wohnumfeldes ist folgenden Aspekten besondere Beachtung zu schenken:
  - Aufwertung der Aussenräume für die Bedürfnisse der Kinder

- Konsequente Optimierung der Verkehrssituation (Langsamverkehr; Bevorzugung ÖV; S-Bahn-Station Kreuzstutz/Senti; verkehrsbedingte Lärmimmissionen verringern)
  - Bestehende Qualitäten des Quartiers stärken und besser erlebbar machen (Aufwertung des Reussufers, Zugang zum Gütschwald, Querverbindungen im Quartier schaffen, zum Beispiel durch einen Dammdurchbruch)
- 4 Es gilt, das Quartier besser an die Innenstadt anzubinden.
    - Darauf hinarbeiten, dass die geplante Uni zu einem verbindenden Scharnier zwischen der Quartier und der Innenstadt wird.
    - Fussgängerverbindungen zwischen dem Quartier und der Innenstadt grosszügiger und attraktiver gestalten (Problematik beim Autobahnzubringer).
    - Anbindung mit ÖV (S-Bahn; Bus-Stau) verbessern.
  - 5 Zur Verbesserung des Images des Quartiers sollen Attraktivitätspunkte geschaffen werden, die eine Ausstrahlung auf die ganze Stadt erzielen (z.B. Wochenmarkt mit Produkten für fremdländische Küche).
  - 6 Die Chancen, welche sich aus dem geplanten Neubau der Universität ergeben, sollen aktiv genutzt werden, ohne das Potenzial der Uni für dieses Quartier zu überschätzen.
  - 7 Es braucht einen Initialzündler mit hohem Symbolgehalt, um zu zeigen, dass in diesem Quartier ein Aufbruch stattfindet (z.B. ein Dammdurchbruch mit Platzgestaltung).

Zum Konsensszenario entwickelte die Projektleitung eine Umsetzungsstrategie, welche mit den Quartierkräften und dem Stadtrat diskutiert und schliesslich dem Grossen Stadtrat in Form des «Berichts und Antrages» 4/2004 «BaBeL – nachhaltige Quartierentwicklung Basel-/Bernstrasse Luzern» zur Kenntnisnahme vorgelegt wurde. So gelang es, auch die politischen Entscheidungsträger der Stadt Luzern in die Verantwortung einzubeziehen.

Eine weitere moderierte Grossgruppenveranstaltung fand im Juni 2006 statt, als der Übergang in die neue Projektphase 2007–2009 vorbereitet wurde. Sowohl die neue Organisationsform wie auch der Aktionsplan für die Jahre 2007–2009 wurden präsentiert und zur Diskussion gestellt. Diese Veranstaltung sollte nicht nur informieren, sondern auch mehr Mitgestaltung und Mitwirkung auslösen. Teilgenommen haben knapp 30 Personen, wovon die meisten bereits stark im BaBeL-Prozess engagiert waren. Es gelang nur in Einzelfällen, neue Mitwirkende zu gewinnen. Hier zeigte sich, dass ein einmal erreichter Aktivierungsgrad keine bleibende Wirkung hat. Es ist aber auch zu bedenken, dass das Thema des organisatorischen Übergangs ein weitaus abstrakteres Thema ist als jenes der Zukunft des Quartiers, die mit den verschiedenen illustrierten Szenarien auch bildhaft greifbar war. Trotzdem war diese Grossveranstaltung ein wichtiger Meilenstein im schrittweisen Übergang in die nächste Phase. Diese Grossgrup-

penveranstaltungen haben jeweils bewirkt, dass viele Personen wieder auf einem guten Informationsstand zu den Projektaktivitäten waren, sich Beteiligte unterschiedlicher Anspruchsgruppen kennen lernten und eine breite Diskussion mit Konsensfindung stattfinden konnte.

Bekanntlich interessieren sich nicht alle immer für das Ganze, sondern lassen sich nur sporadisch, und wenn es im engeren Sinne um ihr eigenes Interesse geht, einbeziehen. So hat die Projektleitung im Rahmen einiger Umsetzungsbausteine thematische Arbeitsgruppen gebildet und gezielte Workshops mit Betroffenen durchgeführt. Für die Arbeitsgruppe «Verkehr» meldeten sich hauptsächlich Personen, die an der Bernstrasse wohnen oder tätig sind, weshalb sie sich inhaltlich insbesondere mit Verkehrsoptimierungen an der Bernstrasse beschäftigte. In der Arbeitsgruppe «BaBeL Santé» (vgl. Kap. 9) engagierten sich Personen, die einen engen privaten oder beruflichen Bezug zum Gesundheitswesen haben. In dieser Gruppe wirkten auch mehrere Migrantinnen und Migranten mit.

Die Quartierinstitutionen, die sich im Kinder- und Jugendbereich engagierten, haben sich zur Koordinationsgruppe «BaBeL Kids» (vgl. Kap. 5) zusammengeschlossen. Hier gelang es, durch enge Zusammenarbeit Synergien zu nutzen und mit den bestehenden personellen Ressourcen der Institutionen mehr Wirkung zu erzielen, eine gemeinsame Früherfassung einzuführen und die Kinder- und Jugendarbeit im Quartier dank der Generierung von Drittmitteln gemeinsam weiterzuentwickeln.

Einzelne Gewerbetreibende konnten über die Mitwirkung im Projekt «Shop & Food» (vgl. Kap. 11) zu einer Zusammenarbeit animiert werden. Sie sind motiviert, längerfristig in einem gemeinsamen Projekt einen Beitrag zu leisten, weil sie dadurch eine wirkungsvolle Werbeplattform für ihren eigenen Laden erhalten. Die Arbeitsgruppe «Littering» trifft sich zweimal jährlich und optimiert schrittweise den Abfallbereich. In diesem Themenbereich ist es gelungen, einen regelmässigen Dialog zwischen Quartierinstitutionen – insbesondere Ladenbesitzern und dem Quartierpolizisten – und dem Strasseninspektorat zwecks laufender Optimierungen aufzubauen.

Gezielte Workshops wurden zum Beispiel im Rahmen der Vorbereitungen der Reussuferaufwertung durchgeführt. Die Stelle «BaBeL Partizipation» hat sowohl mit Kindern des St.-Karli-Schulhauses wie auch mit der erwachsenen Anwohnerschaft und weiteren Interessierten je einen Workshop durchgeführt. Die Kinder haben dabei ihre Ideen zur Reussuferaufwertung visualisiert. Die Erwachsenen haben, von diesen Visualisierungen inspiriert, vor Ort eigene Visionen entwickelt und diskutiert.

Eine andere Art der Partizipation war bei quartierexternen Entscheidungsträgern gefragt. Mit dem Kantonsingenieur und den SBB wurden nach Bedarf bilaterale Gespräche geführt, um die Anliegen des BaBeL-Quartiers im Hinblick auf Entscheide der Verkehrsplanung, die Autobahnbrückensanierung und den Durchbruch des Bahndamms, zu deponieren. Der Stadtrat und der Grosse Stadtrat wurden über einen «Bericht und Antrag» informiert und in die Verantwortung einbezogen. Die Dienststellenleiterinnen und -leiter der Stadt Luzern machten im Rahmen einer Veranstaltung zur Unternehmenskultur unter dem Titel

«direktionsübergreifende Zusammenarbeit» einen Rundgang durch das BaBeL-Quartier und setzten sich mit der Situation dieses Stadtgebietes auseinander und diskutierten mit ihren Teams im Anschluss an die Veranstaltung mögliche Anknüpfungspunkte zu ihrer Arbeit. So wurde der Quartierentwicklungsprozess bei wichtigen Stellen der Stadt bekannt und verankert.

Ab 2004 stellte die Projektleitung jährlich 20 000 Franken für den Quartierfonds zur Verfügung. Die Jury setzte sich aus drei Quartierbewohnerinnen und -bewohnern, drei Vertreterinnen und Vertretern von Quartierorganisationen sowie einem Mitglied der Projektleitung und der Geschäftsstelle (beratend) zusammen. Bei dieser konnten Finanzierungsgesuche eingereicht werden für Projekte, die sich kurzfristig und im Sinne des Konsensszenarios umsetzen liessen. Hier konnten Quartierbewohnerinnen und -bewohner nicht nur mitwirken, sondern auch mitentscheiden.

## Erkenntnisse

- Eine erfolgreiche Partizipation hängt sowohl von den Anspruchsgruppen wie auch von der Projektorganisation ab. Seitens der Anspruchsgruppen braucht es Interesse, Vertrauen in die Verantwortlichen (Personenvertrauen) wie auch in das Projekt (Systemvertrauen), soziales und kulturelles Kapital, Bereitschaft, mitzugestalten und Mitverantwortung zu tragen. Seitens der Projektorganisation müssen Informationen gut vermittelt, differenzierte Mitwirkungsmöglichkeiten geschaffen und Wirkungen erzielt sowie sichtbar gemacht werden.
- Bei einem komplexen Quartierentwicklungsprozess darf nicht erwartet werden, dass alle Anspruchsgruppen voll partizipieren. Es ist jedoch entscheidend, den Prozess möglichst breit abzustützen und Anspruchsgruppen, die sich nicht für das Gesamtprojekt interessieren und engagieren wollen oder können, über ihr eigenes Interesse und die ihnen entsprechenden Methoden einzubeziehen beziehungsweise zu informieren.
- Fehlende Organisationsstrukturen oder Schlüsselpersonen einzelner Anspruchsgruppen erschweren deren Partizipation. In Bezug auf diese Anspruchsgruppen – bei BaBeL waren dies zum Beispiel die Gewerbetreibenden oder die Migrationsbevölkerung – stehen Stärkungsprozesse im Vordergrund.
- Langjährige Prozesse sind permanent auf sichtbare und kommunizierbare Wirkungen angewiesen, um Ermüdungserscheinungen bei den Beteiligten entgegenzuwirken. Ein gesunder Mix zwischen visionärem und pragmatischem Vorgehen ist gefragt.
- Informations-, Kommunikations- und Mitwirkungsinstrumente müssen sorgfältig gewählt, eingeführt und pragmatisch angepasst werden.
- Ein tendenziell zunehmender Einbezug der Engagierten in die Mitverantwortung führt zu einer erfolgreichen längerfristigen Verankerung vor Ort.

## Architektur, Städtebau und Nachhaltigkeit

Insbesondere im Städtebau bedarf das Verständnis nachhaltiger Entwicklung gegenüber dem Drei-Säulen-Modell einer massgebenden Erweiterung, denn in dieser Trilogie ist eine zentrale Komponente architektonischer Auseinandersetzung nicht enthalten. Architektur erhält ihre Bedeutung erst durch eine kohärente Einbindung in einen komplexen Kontext einer Besiedlung. Die Stadt als umfassendste Form der Besiedlung wird vor diesem Hintergrund als kollektiver Text verstanden, an dem Generationen und bedeutende wie gewöhnliche Leute konstant schreiben: weiterschreiben – umschreiben – neuschreiben. Vor diesem Hintergrund wird die Stadt als höchste Entwicklungsstufe der menschlichen Kultur gesehen. Dieser kulturelle Aspekt geht über ökologische, ökonomische und soziale Bereiche hinaus beziehungsweise gibt deren komplexe Wechselwirkungen in ein physisches Abbild. Wenn von qualitätsvoller Architektur gesprochen werden kann, dann erst, wenn sich Bauten in dieser Interaktion über Zeit bewähren, im dauernd verändernden Gesamtsystem «Stadt» (Siedlung) ihre Bedeutung halten können. Eine Bedeutung, die sich dabei nicht notwendigerweise als architektonische Meisterwerke zeigen, sondern primär durch eine hohe Gebrauchstauglichkeit und ästhetische Selbstverständlichkeit. – Von Dieter Geissbühler

### Einordnung im Stadtgefüge

Im Gebiet Reussport/Gütsch/Untergrund befindet sich noch heute der nordseitige Hauptzugang zur Stadt Luzern. Als «natürliche» Verengung wird dieser Stadtraum zum Nadelöhr, das geprägt ist durch das enge Nebeneinander diverser Verkehrskorridore. Nach dieser Verengung öffnet sich der Stadtraum bis zur urbanen Terrasse am See und den privilegierten Quartieren an den Hängen zum See. Dass die Autobahn gerade auch noch durch diesen topografischen Engpass gelegt wurde, hat massgebend zur eigentlichen Ausgrenzung dieses Stadtteils beigetragen. Die Zugänglichkeit für den Fussgänger zum Stadtzentrum bleibt auf zwei durchschnittliche Trottoirbreiten und einen unwirtlichen Fuss- und Radweg entlang der Reuss beschränkt. Die direkte Anbindung an den Kasernenplatz, das ehemalige Verbindungsglied zur Kleinstadt, ist durch die Ummantelung der Autobahn und durch die Eisenbahntrassees grundlegend zerstört worden.

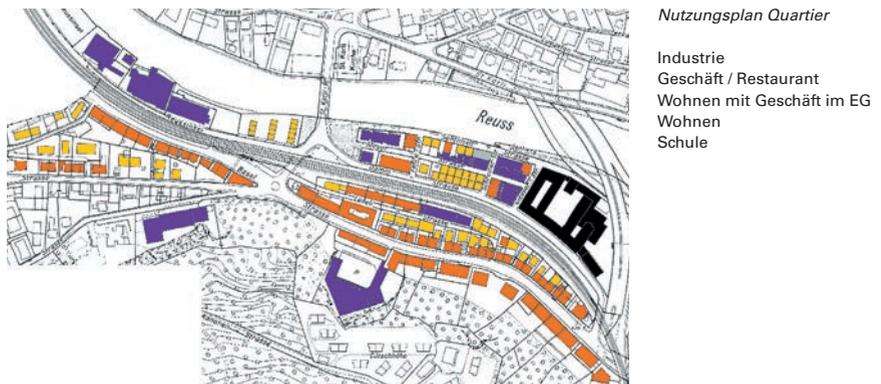
Die Bebauungsstruktur entlang der Baselstrasse ordnet sich diesen topografischen und verkehrstechnischen Gegebenheiten unter und bleibt eingeklemmt zwischen schlecht besonnener Lage um Hangfuss, Eisenbahn und Reuss. Die Bernstrasse erfährt demgegenüber eine topografische Öffnung gegen Littau und damit gegen die Abendsonne. Allerdings bleibt dieser Quartierteil von der Stadt Luzern ausgesondert und kaum der Gemeinde Littau zugewendet.

### Typologien, Nutzungsverteilung

Einzelne vorstädtische, meist dreigeschossige Wohnhäuser entstanden schon früh entlang der Baselstrasse. Diese freistehenden, relativ kleinen Bauten wurden in der Folge angebaut und viele Lücken geschlossen, so dass sich eine fast durchgehende Zeile die Baselstrasse zwischen Bahnbrücke und Kreisel Kreuzstutz ergibt. Hangseitig entstand demgegenüber eine Anreihung von eigentlichen Zeilenbauten, die auf die spezifische topografische Situation reagieren und meist eine deutlich spätere Entstehungszeit aufweisen. Gegen den Kreisel entstanden fragmentierte Blockrandbebauungen, die den Übergang zur Bernstrasse bilden.

Hier zeigt sich eine ähnliche Abfolge: von der Blockrandbebauung in der Ecke Basel-/Bernstrasse stadtauswärts über einzelne Zeilenbauten (oft genossenschaftlicher Wohnungsbau) hin zu den kleinen Einzelbauten mit dem bedeutenden Ensemble der Arbeiterhäuser an der oberen Bernstrasse.

Sowohl an der Basel- wie an der Bernstrasse sind oft Gewerbeanbauten und zum Teil ganze Gewerbehäuser rückwärtig zu den Hauptstrassenräumen angelagert



und besetzen grosse Teile der Parzellen. Nur in den peripheren Arealen meist hangseitig bleiben grössere zusammenhängende Freiräume bestehen.

Diese im Ganzen sehr heterogene Bebauungsstruktur hat ein grosses Angebot an preiswertem Wohnraum und günstigen Räumen für Nischennutzungen von Läden, Kleingewerbe und Ateliers.

### Gebäudezustände

Im Rahmen diverser Projekte wurde eine grobe Zustandsbewertung der Gebäude im Gebiet Basel-/Bernstrasse durchgeführt. Die Bewertung belegt die Vermutung, dass im gesamten Gebiet, aber insbesondere entlang der Baselstrasse, in den vergangenen Jahren sehr wenig investiert worden ist und damit vor allem im äusseren Erscheinungsbild eine gewisse Verwahrlosung erkennbar bleibt. Trotzdem entstanden in den letzten Jahren einige bemerkenswerte Neubauten oder Sanierungen, die dem Quartier neue Impulse verleihen dürften. Es sind dies die zwei Neubauprojekte am Reussufer (Areal Obrist und Sentimattstrasse 7–9) und die sehr gelungene Sanierung von Arbeiterhäusern an der Bernstrasse 49 und Kanonenstrasse 2.

## Studentische Projekte an der Hochschule Luzern – Technik & Architektur

### Studentisches Wohnen in der Shed-Halle Obrist

Projektarbeit im WS 01/02, 2. Jahr, Abteilung für Architektur. *Aufgabenstellung:* Das Quartier Baselstrasse weist eine interessante Lage für studentisches Wohnen auf. Das Areal der Shed-Halle der Firma Obrist, damals noch nicht abgebrochen und mit einem Neubau versehen, wies hierfür ideale Voraussetzungen auf und besass zudem grosse Standortqualitäten. Es galt die qualitativen Merkmale des Areals als gewichtige Identitätsträger beizubehalten und gleichzeitig die Baustruktur des Altbestandes wie der zu projektierenden Neubauten heutigen Bedürfnissen und Vorstellungen der neuen Nutzung «studentisches Wohnen» anzupassen.

Zeitgemässes Wohnen neu zu definieren, gehört zu den andauernden Aufgaben jedes ernsthaften Architekten. Wobei auch deren Vorstellungen auf traditionellen Vorgaben basieren. Unsere Lebens- und Arbeitsweise unterliegt jedoch gerade in der jetzigen Zeit einschneidenden Veränderungen. Die Wohnwelt hat sich im Gegensatz zur Arbeitswelt viel langsamer den heutigen Bedürfnissen und Vorstellungen angepasst. Gerade im Bereich des studentischen Wohnens aber sind die Veränderungen in den letzten Jahren gross und werden sich mit dem Fortschreiten des E-Learning beziehungsweise der fast kompletten elektronischen Vernetzung weiter stark verändern.

Welche Konsequenz diese Veränderungen auf die Wohn- und Arbeitsbedürfnisse von Studierenden haben, sollte anhand der gestellten Aufgabe geprüft werden. Ebenso galt es den Aspekt eines gemeinschaftlichen Wohnens auf sein Potenzial hin zu untersuchen. Es wird heute zentral sein, eine gute Mischung zu finden, die es dem einzelnen Bewohner dieser Anlage ermöglicht, sowohl seine Privatsphäre zu wahren wie auch an einer gemeinsamen Lebensweise partizipieren zu können. Wie viel Gemeinschaft soll geboten werden? Wie sind die Pri-

vatsphären von den öffentlichen Sphären abgegrenzt? Und welche Abstufungen gibt es zwischen diesen beiden Polen? Kann auch eine breitere Öffentlichkeit in diesen Gebäudekomplex integriert werden, ohne dass die Struktur der studentischen Gemeinschaft gestört wird? Es war die Aufgabe, hier neue Antworten zu finden.

*Programm Studentenhaus:* Ziel: Auf dem Terrain der alten Shed-Halle galt es Raum für das Leben und Arbeiten von Studierenden zu schaffen, welcher den Bedürfnissen der Bewohnerinnen und Bewohner entsprechen sollte. Das komplexe Funktionsangebot umfasste eine Gesamtfläche von ca. 1600 Quadratmetern Bruttogeschosfläche (1100 m<sup>2</sup> waren bebaut).

**Wohnen:** Es war Wohnraum für ca. 40 bis 50 Studierende zu schaffen. Dabei waren Varianten für Frauen mit Kindern oder Paare zu berücksichtigen, sowie vier Gästezimmer. Den notwendigen Rückzugsmöglichkeiten sollten Aufenthalts- und Essbereiche zugeordnet sein. Die ganze Bandbreite bis zur Grossküche mit angeschlossenem Gemeinschafts-Essraum war dabei denkbar. Den jeweiligen Wohneinheiten galt es Aussenflächen mit eher privatem Charakter zuzuordnen. **Gemeinschaftsbereich:** Um den offenen Charakter des Studentenhauses darzustellen beziehungsweise um eine studentische Ghettobildung zu verhindern, war ein öffentlicher Treffpunkt (Beispiel: Bar, Café) in das Gesamtkonzept zu integrieren. Als eine weitere Möglichkeit des Austausches und der Kommunikation sollte auch ein angemessenes Freizeitangebot für die Studentengemeinschaft realisiert werden.

**Arbeiten:** Zusammenarbeit und Kooperation sind zentrale Begriffe und wichtige Voraussetzung für kreative Arbeit. Deshalb waren neben den Individualarbeitsplätzen als Rückzugs- und Konzentrationmöglichkeit für jeden Studenten auch Arbeitsbereiche für die Gemeinschaft vorzusehen, wie Labors, Computerraum, Werkstatt, Projekträume. Ergänzend war ein Studio zu integrieren, das auch für unterschiedliche Veranstaltungen wie Vorträge, Ausstellungen und Feste zu nutzen war.

**Aussenbereich:** Die Gestaltung und Funktion des Aussenbereichs war in diesem Projekt von zentraler Bedeutung. Die räumliche Anordnung der Baukörper und die Anlage der Erschliessungswege können die Begegnung der Hausbewohnerinnen und -bewohner untereinander beziehungsweise die Öffnung für die Öffentlichkeit fördern. Es sollten Aussenflächen mit ausdrücklich gemeinschaftlichem Charakter sowie eher privatem Charakter angelegt und den Innenbereichen zugeordnet werden.

### Multi-ethnisches Wohnen an der Baselstrasse in Luzern

Projektarbeit im SS 02, 2. Jahr, Abteilung für Architektur. *Ausgangslage:* Im Quartier leben Menschen aus ca. 70 Nationen dieser Welt. Sie stammen aus den verschiedenen Kulturkreisen und Wohnkulturen. Die Wohnungen im Quartier sind aber auf die Schweizer Standards ausgerichtet. Die Menschen sind gezwungen, sich diesen Wohnformen anzupassen und ihre Gewohnheiten dementsprechend zu ändern. Gegebenenfalls ist eine Assimilierung von Immigranten unumgänglich, haben sich doch Wohnkulturen mindestens teilweise auch aus klimatischen Bedingungen heraus entwickelt. Trotzdem bleibt es eine zentrale Frage, ob diese Assimilierung nicht besser erreicht werden könnte, wenn

die Diskrepanz im Wohn- und allgemeinen Lebensbereich geringer gehalten werden könnte. Nebst den eigentlichen Wohnbereichen, den Wohnungen mit ihren Grundrissformen, spielt vor allem auch das Verhältnis des Innenraumes zum öffentlichen Aussenraum eine grosse Rolle. Gerade darin unterscheiden sich die Kulturen ganz explizit. Einerseits ist dies begründet in anderen klimatischen Verhältnissen, andererseits sind es aber reine Wohnbedürfnisse, die dies geprägt haben.

*Fragestellung:* Es galt zu klären, wie weit es möglich sein könnte, Wohnformen zu entwickeln, die den verschiedenen kulturellen Erben der Bewohner des Quartiers Baselstrasse, bezogen auf die kulturellen und klimatischen Gegebenheiten unserer Region, gerecht werden könnten. Dabei ging es, wie oben erwähnt, nicht nur um die Grundrissorganisation, sondern insbesondere auch um das Verhältnis des Innenraumes zum öffentlichen Raum mit allen möglichen beziehungsweise notwendigen Zwischenstufen. Das hiess, Wohnen sollte nicht verstanden werden als das, was sich nur innerhalb der eigenen vier Wände abspielt. Wohnen bedeutet gerade auch das Wahrnehmen des Überganges von öffentlichen Räumen hin zur privatesten Sphäre innerhalb der menschlichen Existenz.

*Aufgabenstellung:* Der Ablauf des Workshops gliederte sich in drei Phasen. In der Phase 1 wurden vier unterschiedliche Wohnkulturen anhand von vier spezifischen Ländern untersucht. Es handelte sich dabei um Ex-Jugoslawien, Sri Lanka (die tamilischen Immigranten), China (die Chinesen sind immerhin die fünfstärkste Ausländernation im Quartier) und Portugal. Damit waren sehr unterschiedliche Wohnvorstellungen angesprochen, die sich gerade im Verhältnis zum öffentlichen Raum beziehungsweise zum Verhalten in diesem drastisch unterscheiden. Die Ergebnisse dieser in je zwei Dreier- und Zweiergruppen durchgeführten Analyse wurden nach zwei Wochen in einer gemeinsamen Präsentation dargelegt und diskutiert. Auf der Basis der Erkenntnisse dieser Präsentation wurden die beiden vorläufigen Thesen überprüft und gegebenenfalls angepasst. Diese beiden Thesen lauteten:

These 1: Es lassen sich innerhalb einer geschickten Grundrissdisposition die Wohnvorstellungen der verschiedenen Ethnien umsetzen. These 2: Die Wohnvorstellungen der Ethnien können in einem gut konzipierten Gebäude mit verschiedenen Wohneinheiten integriert werden.

Die beiden Thesen sind auf alle Fälle als Arbeitsgrundlage klar zu formulieren, denn anhand dieser Ausgangslage sollen im nächsten Schritt die entsprechenden Grundriss- beziehungsweise Gebäudedispositionen in zwei Fünfergruppen erarbeitet werden. Dabei erarbeitet jeder Einzelne zuerst seine eigenen Vorstellungen, bevor diese für die zweite Präsentation, wiederum nach zwei Wochen, in eine je These gemeinsame Präsentation umgesetzt werden.

Die Erkenntnisse dieser zweiten Präsentation bildeten dann die Grundlage, mit der wir uns im Quartier Baselstrasse umgesehen haben, ob und wo sich solche Vorstellungen realisieren liessen und mit welchen zusätzlichen Massnahmen. Vorab werden dies wohl städtebauliche Eingriffe sein, durch die das Quartier eine Aufwertung seiner gesamten Lebensqualitäten erhalten könnte. Diese Aufwertung sollte sich an den Erkenntnissen unserer Auseinandersetzung mit multiethnischem Wohnen messen und nicht nur an den hier üblichen Standards.

### Problemanalyse im Quartier Basel-/Bernstrasse in Luzern

Modul Kontext 1 + 2 im Studienjahr 05/06. Interdisziplinäres Modul im 1. Studienjahr für Studierende der Architektur, Bautechnik und Gebäudetechnik (vgl. Kap. 6, S. 96)

### Sanierungspotenzial der Bausubstanz im BaBeL-Quartier

Semesterarbeit Gebäudetechnik, SS 03, HTA Luzern. Fachbericht der Studenten Simon Fiechter und Urs Schürch:

#### *Hohes Sanierungspotenzial in städtischen Quartieren*

Die Zustandserhebung im BaBeL-Quartier brachte das hohe Sanierungspotenzial von städtischen Quartieren zutage. Durch eine Komplettsanierung der Gebäudehüllen könnten die jährlichen CO<sub>2</sub>-Emissionen bis zu 4500 Tonnen reduziert werden. Zudem würden die Brennstoffkosten erheblich sinken. Der Einsatz vorhandener alternativer Energien würde zusätzliche Einsparungen ermöglichen!

Anknüpfungspunkt für die bauliche Aufwertung ist der Sanierungsbedarf, der nicht nur aus der Optik der Stadtentwicklung, sondern auch aus der Optik der Liegenschaftseigentümer drückend ist. Mit einer geschickten Verknüpfung von baulicher, energetischer und lärmtechnischer Sanierung gilt es, zweckmässige Lösungen im Hinblick auf die Ertragsaussichten in diesem Quartier zu finden.

Aufgrund der teilweise hundertjährigen Bausubstanz sind die meisten Gebäudehüllen aus dicken Aussenwänden gebaut. Diese massiven Wände haben in Bezug auf die Energieströme eine grosse Speicherwirkung, sie entsprechen aber nicht mehr dem heutigen Energiestandard.

Viele Gebäude befinden sich in einem schlechten Zustand. Sie wurden entweder noch nie oder vor langer Zeit saniert. Nur vereinzelt Gebäude wurden in den letzten zehn Jahren einer Renovation unterzogen. Die Fassaden sind zum Teil stark verschmutzt und weisen Risse auf. Die Verschmutzungen können gereinigt werden, aber die Risse verlangen klar nach einer tiefgreifenden Sanierung. Bemerkenswert sind die neuen Fenster an praktisch jedem Gebäude. Diese Feststellung ist aber nicht weiter erstaunlich, da Renovationen dieser Art verhältnismässig kostengünstig und mit kleinem Aufwand machbar sind.

Zur Erhaltung der Gebäudesubstanz und Minimierung der Energieverluste durch die Gebäudehülle sind dringend Renovationen notwendig. Die meisten Gebäude weisen ein durchschnittliches bis grosses Sanierungspotenzial auf. An der Lädelistrasse befinden sich aber auch Gebäude ohne Sanierungspotenzial. Sie müssen in den nächsten Jahren zum Abbruch freigegeben und eventuell durch Neubauten ersetzt werden. Vereinzelt gibt es auch gut erhaltene Gebäudehüllen. Dennoch müssen diese Häuser auf ihre Dichtigkeit (Wärmedämmung) untersucht werden. Aus diesem Grund kann auch bei diesen Gebäuden eine energetische Sanierung notwendig werden. Bei den erforderlichen Gebäudesanierungen muss jedes Haus einzeln betrachtet werden. Es gibt keine «Kochbuchlösungen». So können zum Beispiel hervorstehende Betonbalkone (Wärmebrücken) nur mit grossem Aufwand saniert werden.

### *Direkter Vergleich der Energiestandards*

Sehr interessant ist der Vergleich des bestehenden Energieverbrauches mit den heute üblichen Energiestandards. Die Energiestandards unterscheiden sich wie folgt:

- SIA-Grenzwert: Bezieht sich ausschliesslich auf das Gebäude. Das Heizsystem spielt dabei eine untergeordnete Rolle. Der massgebende Wert ist der spezifische Heizwärmebedarf.
- SIA-Zielwert: beträgt 60 Prozent des Grenzwertes.
- Minergie-Standard für Bauten vor 1990: Massgebend für die Erreichung des Minergie-Standards ist die dem Gebäude zugeführte Endenergie für Heizung und Warmwasser.

Durch den Einsatz je nach Anforderung spezifischer Energiestandards zur Senkung des Wärmeenergiebedarfs ergeben sich proportional tiefere Schadstoffemissionen. Somit wird die Luft weniger verschmutzt.

### *Zustandserhebung der gebäudetechnischen Anlagen*

Die Stadt Luzern verfügt über ein hervorragendes Gasnetz. Mehr als die Hälfte aller Gebäude im Quartier werden mit Gas beheizt. Zudem sind weitere 40 Prozent der Gebäude mit einem Gasanschluss versehen, welcher zur Warmwasseraufbereitung und zum Kochen genutzt wird. Dank der optimalen Infrastruktur wäre es kein grosses Problem, die restlichen Häuser ebenfalls ans Gasnetz anzuschliessen.

Bezüglich Schadstoffemissionen hat Gas gegenüber anderen Brennstoffen Vorteile. Es gibt noch weitere interessante Wärmequellen innerhalb des Quartiers. So tangiert die Reuss das Gebiet auf der östlichen Seite. Das im Flusswasser steckende Energiepotenzial könnte zur Beheizung zahlreicher Gebäude genutzt werden. Ebenfalls parallel zur Reuss ist der Hauptabwasserkanal der Stadt Luzern und weiterer Gemeinden geführt. Ein riesiges Potenzial an Wärmeenergie fliesst hier ungenutzt vorbei.

Im betrachteten Gebiet sind nur wenige Gebäude mit einer Lüftungs- und/oder Kälteanlage ausgestattet. Es handelt sich dabei um Anlagen für Gewerbebetriebe und Restaurants. Wegen des hohen Durchschnittsalters der Gebäude sind noch keine kontrollierten Wohnungslüftungen vorhanden.

### *Starke Lärmimmissionen*

Täglich befahren rund 20 000 Fahrzeuge den von uns untersuchten Strassenabschnitt. Fast sämtliche Häuser an der Baselstrasse weisen Lärmbelastungen über dem Alarmwert auf. Optisch ist das grosse Verkehrsaufkommen auf der Baselstrasse an den stark verschmutzten Fassaden zu erkennen. Die Häuser an der Damm-, Meyer- und Sentimattstrasse bleiben vom Strassenlärm weitgehend verschont. Auch die direkt an der Bahnlinie stehenden Häuser sind stark vom Lärm betroffen. Hält man nun den Strassenlärm- und Eisenbahnlärmkataster übereinander, ergibt sich eine Massierung doppelt belasteter Gebäude über dem Alarmgrenzwert im Bereich der unteren Baselstrasse (Nummer 24–42). Grösstenteils sind die Häuser entlang der Baselstrasse und der Eisenbahnlinie mit neuen Fenstern (meist Lärmschutzfenstern) ausgestattet.

## Sanierungsstudien für ausgewählte Gebäude oder Gebäudegruppen

Diplomarbeit Gebäudetechnik, 2003, HTA Luzern. Auszüge aus dem Fachbericht der Diplomanden Simon Fiechter und Urs Schürch

### *Zukunftsweisende Sanierungskonzepte für Quartiere*

Mit einer einfachen Zustandsanalyse konnten umfassende und zukunftsweisende Sanierungsmassnahmen erarbeitet werden. Die resultierenden Anpassungen an der Gebäudehülle und der Haustechnik haben ein grosses Sparpotenzial an fossilen Energieträgern und eine Reduktion von Luftschadstoffen zur Folge. Die Mietpreiserhöhungen steigen trotz merklich besserem Komfort nur minimal. Das Ziel, die ethnische Vielfalt des Quartiers zu erhalten, wird somit gewährleistet.

### *Standortbestimmung*

Um mögliche Sanierungsszenarien auszuarbeiten, wurde der Allgemeinzustand an Ort erhoben. Schwachpunkte konnten so sofort erkannt werden. Die umfassende Zustandsanalyse wurde mit Hilfe des Programms EPIQR (Energy Performance Indoor-Environment Quality Retrofit) anhand von 50 vorgegebenen Kriterien durchgeführt. Auf dem resultierenden Ist-Zustand aufbauend, wurden zwei Energiestandards als mögliche Sanierungskonzepte gewählt. Um die Standards zu simulieren, musste die Wärmedurchlässigkeit sämtlicher Bauteile bestimmt werden. In einem weiteren Schritt konnten dann Einzelmassnahmen abgeleitet werden.

### *Energiestandards*

Aus den möglichen Energiestandards haben wir uns auf die zwei beschränkt, die für jeden der drei Gebäudetypen realistische Lösungen bieten. Es handelt sich dabei um folgende:

- SIA-Grenzwert: Bezieht sich ausschliesslich auf das Gebäude. Das Heizsystem spielt dabei eine untergeordnete Rolle. Der massgebende Wert ist der spezifische Heizwärmebedarf.
- Minergie-Standard für Bauten vor 1990: Zur Erreichung der Energie-Grenzwerte setzt Minergie auf eine Kombination von gut gedämmter Gebäudehülle und einem effizienten Haustechniksystem.

### *Architektonische und haustechnische Sanierungsmassnahmen*

Um die Energiestandards zu erfüllen, müssen teilweise tiefgreifende Massnahmen bei Einzelbauteilen vorgenommen werden. Konkret bedeutete dies beim SIA-Grenzwert das Anbringen von Aussenisolationen oder deren Ergänzung, Ersetzen der bestehenden Fenster durch bessere Isolierfenster und Dämmung der Dachflächen. Der Minergie-Standard verlangt nach zusätzlicher Wärmedämmung und somit nach noch stärkeren Isolationsdicken.

Ebenso spielt die Wahl eines geeigneten Wärmeerzeugers beim Minergie-Standard eine Rolle. Obwohl das Gasnetz im untersuchten Gebiet sehr gut ausgebaut ist und praktisch jedes Haus über einen Anschluss verfügt, haben wir auch einen möglichen Einsatz von Systemen mit Wärmepumpen und Solarenergie untersucht. Wärmezeugung mit erneuerbarer Energie, zum Beispiel Wärmepumpen und Sonnenkollektoren, werden beim Minergie-Standard bevorzugt

behandelt. Minergie stellt neben den Anforderungen an das Heizsystem auch solche ans Raumklima. Sie verlangt auf Grund der luftdichten Bauweise und der niedrigen Wärmeverluste den Einbau einer kontrollierten Wohnungslüftung mit oder ohne Erdregister.

### *Graue Energie und Luftschadstoffe*

Die Primärenergiefaktoren werden anhand der grauen Energie im Brennstoff oder in der Elektrizität gewertet. Die Wärmepumpe liegt mit einer Jahresarbeitszahl (JAZ) von 3,5 im Primärenergievergleich vor den fossilen Energieträgern. Sole-Wasser-Wärmepumpen mit einer JAZ von 4 bis 5 sind deshalb eine umweltfreundliche Alternative zur Sonnenenergie. Mit den beiden simulierten Energiestandards könnte der Schadstoffausstoss der Heizsysteme beträchtlich gesenkt werden. Im Quartier würden jährlich mehrere tausend Tonnen CO<sub>2</sub> weniger anfallen.

### *Wärmeerzeugung*

Für alle drei Häuser wurde im «IDEAProgramm» der neue Energiebedarf berechnet. Aus den Resultaten konnten auf die Gebäude abgestimmte Sanierungsvorschläge ausgearbeitet werden. Beim SIA-Grenzwert können die bestehenden Heizsysteme unverändert weiterbetrieben werden. Für die Haustechnik des Minergie-Standards wurden folgende Systeme gewählt:

- Haus 1 Monovalente Sole-Wasser-Wärmepumpe (WP)  
Warmwassererzeugung über WP  
Kontrollierte Wohnungslüftung mit Erdregister
- Haus 2 Gasfeuerung  
Warmwassererzeugung über Gaskessel  
Kontrollierte Wohnungslüftung ohne Erdregister
- Haus 3 Gasfeuerung  
Solare Wassererwärmung  
Kontrollierte Wohnungslüftung mit Erdregister

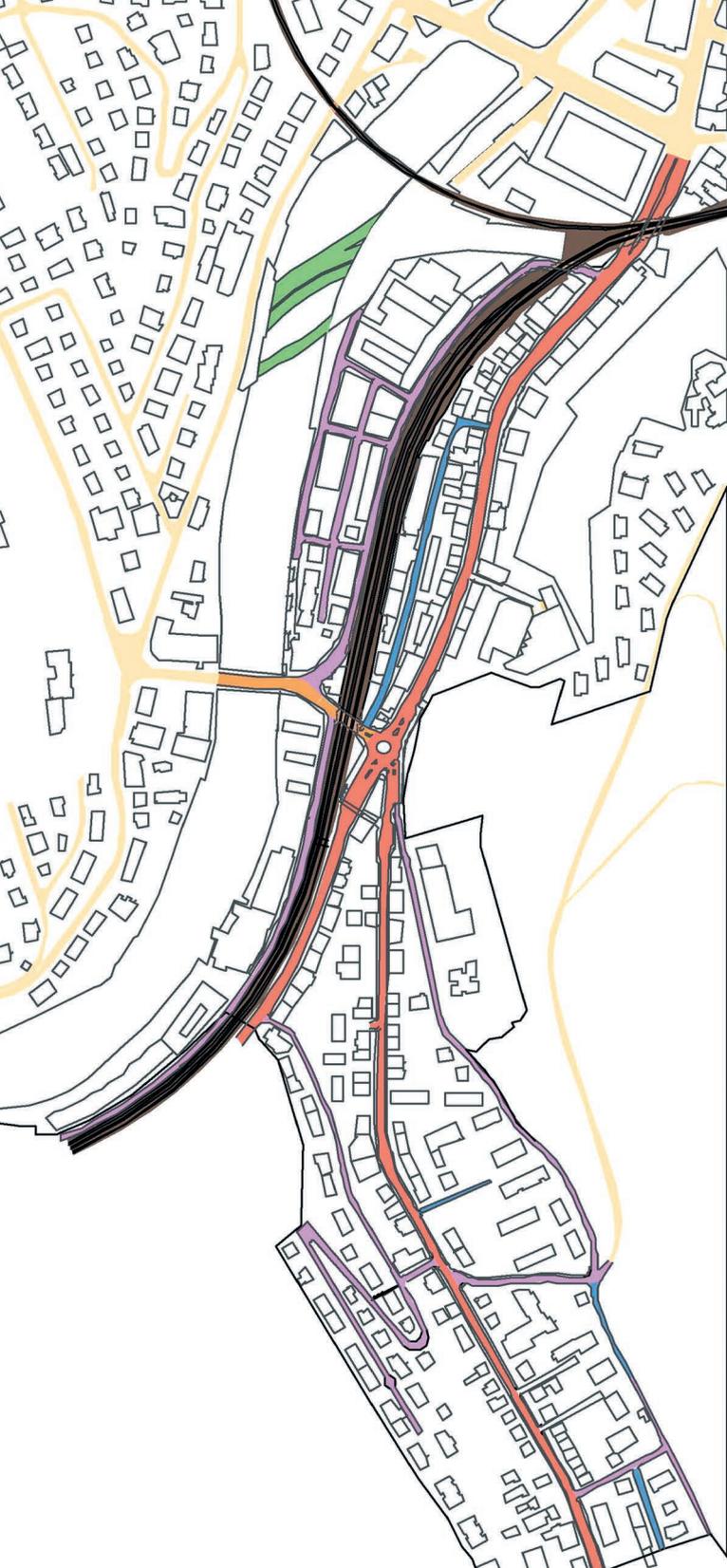
Vor allem im Winter steht das Quartier Basel-/Bernstrasse im Schatten des Gütschwalds. Aus diesem Grund kann nur für das Haus 3 (rot) eine solare Wassererwärmung wirtschaftlich betrieben werden.

### *Wohnungslüftung*

Eine kontrollierte Wohnungslüftung empfiehlt sich besonders bei exponierten Gebäuden an stark befahrenen Strassen und Eisenbahnlinien. Die Staub- und Russemissionen gelangen schon bei kurzem Öffnen der Fenster in grosser Menge in die Wohnung. Durch Filterstufen in den Lüftungsgeräten könnte eine bessere Luftqualität garantiert werden. Weiter schützt die Lufterneuerungsanlage vor Aussenlärm und Einbruch. Dies würde sich positiv auf die Lebensqualität der Bewohnerinnen und Bewohner auswirken.

### *Mietpreiserhöhung nach Sanierung*

Die Kosten der Sanierungsvorschläge wurden teilweise ebenfalls mit dem Programm EPIQR ermittelt. Eine Kostenschätzung eines erfahrenen Architekten hat die Plausibilität des Programms in diesem Punkt bestätigt. Neben der qualitativen Aufwertung der Gebäude ist die Mietpreisstabilität ein wichtiges Ziel des Projekts BaBeL. Mit den ausgearbeiteten Szenarien dürfte dies gewährleistet sein und die international geprägte Atmosphäre des Quartiers erhalten bleiben.



Bestehende Strassen 1:2500, Stand 24.06.2005

-  Nationalstrassen
-  Kantonsstrassen
-  Gemeindestrassen 1. Klasse
-  Gemeindestrassen 2. Klasse
-  Gemeindestrassen 3. Klasse
-  Privatstrassen inkl. solche im städtischen Eigentum



Bausubstanz 1:2500, Stand 24.06.2005

Zustand gut

Zustand mittel

Zustand schlecht



## «BaBeL Kids»: Sozialraumorientierte soziokulturelle Arbeit mit Kindern und Jugendlichen

Basierend auf den Ergebnissen der Quartieranalyse wird unter dem Titel «BaBeL Kids» seit 2003 eine bunte Palette von Aktivierungs-, Beteiligungs- und Förderaktivitäten für Kinder und Jugendliche und mit ihnen durchgeführt. Sie werden laufend bedarfsgerecht entwickelt und haben das Ziel, einen Beitrag zur Entwicklung, Identitätsfindung und nachhaltigen Integration der Kinder und Jugendlichen zu leisten. Spiel, Sport, Kultur und Bildung sowie die Beteiligung an der Quartierentwicklung sind die Stichworte dieses Umsetzungsbausteins, der wegen des signalisierten hohen Handlungsbedarfs als Sofortmassnahme angepackt wurde. – Von Alex Willener

«BaBeL Kids» war zum Beispiel massgeblich beteiligt an der attraktiveren Gestaltung des Durchgangs in die Baselstrasse (vgl. Kap. 10). Eine düstere Eisenbahnbrücke steht fast symbolhaft für die stadträumliche Abtrennung dieses Quartiers und dessen schlechtes Image. Unter Begleitung der Dozentin Nika Spalinger von der Hochschule Luzern – Design & Kunst sowie von Animatorinnen und Animatoren setzten sich die Kinder mit diesem Durchgang auseinander. Sie besichtigten den Ort und gestalteten mit verschiedenen Materialien Veränderungsideen, aber auch sich selber und ihre Lieblingstiere, mit denen sie diesen Durchgang passieren. Die Kinder stellten ihre Ideen einer Gruppe von Kunststudentinnen und -studenten vor, welche die Aufgabe hatte, diese Anregungen für eine künstlerische Gestaltung der Unterführung aufzugreifen. Dies führte schliesslich zu einem Doppelbild auf Lamellen, das – je nachdem, von welcher Seite man den Durchgang passiert – entweder einheimische oder exotische Tiere zeigt.

Dieses Teilprojekt ist ein kleines Beispiel dafür, wie auch im Baustein «BaBeL Kids» immer wieder versucht wird, mehrere Ziele integral miteinander zu verknüpfen. Städtebauliche Gestaltung wurde hier verknüpft mit kultureller Förderung, kindgerechten Teilnehmungsformen sowie der Erweiterung von Handlungsräumen der Kinder.

## Kinder und Jugendliche mit geringen Perspektiven

Was sich wie ein roter Faden durch alle Gespräche der Quartieranalyse zog, war die verbesserungswürdige Situation der Kinder und Jugendlichen in diesem Quartier, in dem im Stadtvergleich der höchste Anteil junger Menschen lebt. Moniert wurden unter anderem mangelnde sprachliche, motorische und kognitive Fähigkeiten vieler Kinder zum Zeitpunkt des Eintritts in die Volksschule. Eine Kindergärtnerin drückte dies mit der Kurzformel aus: «Sie kennen zwar jede Art von Fernbedienung, haben aber noch nie eine Schere in der Hand gehabt.» Hingewiesen wurde ferner auf die mangelnden und anregungsarmen Erfahrungsräume im Wohnumfeld sowie ungesunde oder gefährliche Spielräume im Umfeld von stark befahrenen Strassen. Die Freizeit vieler Kinder sei deshalb von der Strasse und vom Fernseher geprägt. Derweil werden auch die für einen Grossteil der einheimischen Mittelschichtkinder üblichen Freizeitangebote und Möglichkeiten durch Kinder aus diesem Quartier wenig genutzt: In der städtischen Musikschule sind sie ebenso untervertreten wie in den im Quartier ansässigen Kinder-/Jugendorganisationen (Pfadfinder, Blauring, Jungwacht) oder in den städtischen Ferien- und Freizeitangeboten.

Was also in gebildeten Schichten gemeinhin als normale Entwicklungsförderung betrachtet und von der Volksschule zu einem gewissen Grad als unausgesprochene «Eintrittsvoraussetzung» betrachtet wird, fehlt hier manchen Kindern: vielseitige Anregungen mit Bewegung, Spiel, Basteln, musikalischer Betätigung. Dazu kommt eine geringe Nutzung von formeller familienergänzender Betreuung, die neben der Sprache auch verschiedene andere vorschulische Entwicklungen fördert. Die Kombination der verschiedenen Benachteiligungen, welche Kinder aus diesem Quartier erfahren, führten zu Entwicklungsrückständen beim Schuleintritt, die sich oft im Laufe der Volksschule nicht mehr aufholen lassen. Die Jugendlichen aus diesem Quartier sind schliesslich überdurchschnittlich in

Realschulklassen und unterdurchschnittlich im Gymnasium vertreten. All dies bildet eine ungünstige Ausgangslage für eine gelingende Integration in Arbeitswelt und Gesellschaft.

Es ist genügend belegt, dass es in heutigen städtischen Lebenswelten für eine optimale Entwicklung und Integration der Kinder notwendig ist, ihnen intensive Aussenerfahrungen zu ermöglichen. Neben dem Binnenbereich der Wohnung und der Familie spielen die direkte räumliche Umgebung, die Möglichkeiten familienexterner Betreuung, die Schulsituation und die aktive Freizeitbetätigung eine immer wichtigere Rolle. Die Familie, die Wohnung und deren Umgebung bieten nicht immer Gewähr, dass alle wesentlichen Grundbedürfnisse des Kindes befriedigt werden. Betreuungs-, Spiel- und Fördermöglichkeiten im Quartier werden deshalb immer wichtiger in der sozialen Entwicklung des Kindes. Sie haben die Funktion von intermediären Strukturen zwischen dem Kind und der Welt und so das Potenzial, Entwicklungsdefizite zu verringern, ausserfamiliäre Kontakte zu Kindern aus verschiedenen Kulturkreisen zu ermöglichen und den Spracherwerb zu fördern.

Die Frage von Entwicklungschancen von Kindern in belasteten Quartieren ist in Quartierentwicklungsprozessen in vielen Ländern ein Thema. Eine umfassende wissenschaftliche Aufarbeitung der Ursachen, Zusammenhänge und Handlungsmöglichkeiten existiert jedoch noch nicht. Zur theoretischen Annäherung an die Fragestellung und Unterlegung sozialräumlich angelegter adäquater Massnahmen müssen deshalb Quellen verschiedener disziplinärer Herkunft beigezogen werden.

Aus der grossen Zahl unterschiedlicher Entwicklungstheorien scheint uns (gegenüber jenen Theorien, die mehr vom einzelnen Individuum ausgehen) die ökologische Entwicklungstheorie von Bronfenbrenner (vgl. Flammer 1996) am besten anschlussfähig an einen räumlichen Kontext. Bronfenbrenner geht davon aus, dass die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen nur verstanden werden kann, wenn sie in ihrem Umweltkontext gesehen wird. Entwicklung ist umweltspezifisch, das heisst kulturspezifisch, subkulturspezifisch, schichtspezifisch, regionspezifisch usw. Die Entwicklung ist für ihn eine fortschreitende gegenseitige Anpassung zwischen dem aktiven, sich entwickelnden Menschen und den wechselnden Eigenschaften seiner verschiedenen Lebensbereiche beziehungsweise Entwicklungskontexte. Bronfenbrenner betont, dass einerseits alle diese Bereiche Einfluss auf die Entwicklung eines Individuums haben, dass sie aber nicht naturgegeben und unveränderbar sind. Das bedeutet, dass sozialpolitische und soziokulturelle Massnahmen eine grosse Bedeutung haben für die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen. Sie sollen der Familie intensiven Binnen- und Aussenkontakt ermöglichen. Dazu gehört die Unterstützung der vorschulischen Entwicklung des Kindes sowie der Familien und unmittelbaren Erziehungsbeteiligten.

Diese Meinung wird auch von Vertreterinnen und Vertretern jener Fachgebiete geteilt, die eher das Individuum ins Zentrum ihrer Betrachtungen stellen. Der Kinder- und Jugendpsychiater Stefan Herzka (1998) vertritt beispielsweise die Meinung, dass das psychische Wohlbefinden nicht nur von innerseelischen Bedingungen des Kindes abhängt, sondern in hohem Mass auch von mikro- und

makrosozialen Bedingungen, von den ökonomischen Verhältnissen und kulturellen Umständen: Wohnung und Wohnort, Raum und Material zum Spielen, Lehrer/innen, Spielkameraden und Nachbarn spielen ebenso eine Rolle wie die Möglichkeiten der Eltern, die Grundbedürfnisse des Kindes und der Familie zu befriedigen. Für eine förderliche Entwicklung von Kindern sei deshalb auf die Freizeit ebenso Einfluss zu nehmen wie auf die Schulsituation.

Was das Vorschulalter betrifft, so stützen Forschungsergebnisse diese Aussagen. Laut Andrea Lanfranchi et al. (2003) werden die Weichen für den Schulerfolg bereits im Vorschulalter gestellt. Insbesondere Migrantenkinder sind deshalb für ihre schulischen Lernerfolge darauf angewiesen, aus dem inneren Bereich ihrer Familie schon im Vorschulalter zeitweise herauszutreten und Anregung und Förderung in einem Rahmen empfangen zu können, der verschiedene kulturelle Perspektiven einschliesst. In seiner Studie zum Schulerfolg von Migrantenkindern kommt Lanfranchi (2002) unter anderem zum Schluss, dass das Vorhandensein, die Benützung sowie die Qualität familienergänzender Betreuungseinrichtungen im Vorschulalter sowie Elternbildung bei und mit Migrantinnen und Migranten wichtige Faktoren für den Schulerfolg sind.

Lanfranchi verweist auf ein instruktives Beispiel aus einer soziolinguistischen Studie von Emese Gulacsi über die Integration fremdsprachiger Schüler/innen, in der über zwei nach Bellinzona neu zugezogene mazedonisch-albanische Kinder berichtet wird. In den ersten Monaten nach ihrer Ankunft in der Schweiz hatten sie trotz intensiver schulbegleitender Sprachkurse praktisch nie ein Wort Italienisch gesprochen. Erst als sie durch die Vermittlung der Lehrpersonen begonnen haben, an den freien Mittwochnachmittagen das soziokulturelle Begegnungszentrum «Spazio aperto» zu besuchen, sind ihre sprachlichen Kompetenzen sowie ihre Integration im Quartier und in der Schule sprunghaft gestiegen. Diese Einrichtung wies die Funktion eines Mesosystems beziehungsweise eines transitorischen Raums im Sinne einer Brücke zwischen der Familienwelt und der Schulwelt auf, die für den Integrationsprozess der Kinder und deren Eltern sehr hilfreich war. Transitorische Räume lassen sich als (Lern-)Ort für die Entwicklung der Fähigkeit definieren, Übergänge im kulturellen Kontext erfolgreich zu gestalten.

Dazu hat auch der französische Animationstheoretiker Jean-Claude Gillet (1998), der sich seinerseits auf die Studien des englischen Kinderarztes und Psychoanalytikers Donald W. Winnicott abstützte, unter den Begriffen «Übergangsraum» (transitorischer Raum) und «intermediäre Strukturen» Überlegungen angestellt. Er geht davon aus, dass es für die Entwicklungsphase des Kindes beziehungsweise die Entwicklung seiner kollektiven oder kulturellen Identität intermediäre Strukturen braucht, in denen es sich bewegen, ein- und ausgehen kann. Die Grenzzonen sind bevorzugte Aktionspunkte, denn sie sind durchlässig, Orte des dauernden Aushandelns und der dauernden Interaktion, der doppelten Kommunikation zwischen verschiedenen Territorien. Diese intermediären Strukturen zwischen Individuen und der Welt können geschaffene oder erweiterte Räume sein (der Spielplatz, das Kinderhaus, die Strasse, der Sportplatz usw.). Sie können aber auch symbolisch stattfinden: mit den Erwachsenen in Kommunikation treten – in bestimmten Augenblicken, an bestimmten Orten, entsprechend den

besonderen Umständen. Das ist der Bereich, in dem sich gemäss Gillet die Mediationsfunktion der soziokulturellen Arbeit verwirklichen lässt: Begegnungen, Verhandlungen, Einverständnisse bewirken zwischen Kindern und den anderen Gruppen der Umgebung. Soziokulturelle Animation soll gemäss Gillet aber auch darauf hinwirken, dass die Kinder aus ihren Gewohnheiten ausbrechen, andere Kreisläufe finden, ihre Abhängigkeit von ökonomischen, sozialen oder kulturellen Strukturen verringern können.

In der Kindheitsforschung spricht man seit einigen Jahren von einer Zunahme von kindlichen Aktivitäten in geschlossenen Räumen und bezeichnet diesen Trend als Verhäuslichung. Damit kommt dem Kinderzimmer und seiner Ausstattung eine besondere Bedeutung zu. In bestimmten Quartieren ballen sich für die Kinder eine Reihe negativer Faktoren: kleine Wohnungen, kleine oder unzureichend ausgestattete Kinderzimmer, eine schlechte Aktionsraumqualität und eine fehlende Strassenöffentlichkeit (Fuhs 2002). Eine weitere bedeutungsvolle Tendenz ist die so genannte Verinselung der städtischen Lebenswelten für das Kind. Anstelle einer mit steigendem Alter allmählichen Radiusvergrößerung bei der Aneignung des Lebensraums erscheinen die einzelnen für das Kind relevanten Orte (Schule, Läden, Freizeiteinrichtung) wie Inseln im gesamten städtischen Raum. Eine Beschneidung der Raumergreifung durch Kinder sei jedoch zu vermeiden, denn Flade und Kustor (1996) zufolge fördert ein grösserer räumlicher Aktionsradius die Entwicklung von Unabhängigkeit und Selbständigkeit.

Fuhs (2002) führt weiter aus, dass die Strasse im Zuge der städtischen Entwicklung, durch Spezialisierung der Räume, vielfach ihre frühere Bedeutung als Bildungs- und Erlebnisraum für die Kinder verloren hat. Die Räume der Schule, die Schulhöfe und Innenräume für Pausenzeiten haben viele der Funktionen der früheren Strassenöffentlichkeit für Kinder übernommen. Eine Öffnung der Schule stellt daher eine wichtige Forderung für eine Verbesserung des Stadtraumes für Kinder dar. Eine enge Zusammenarbeit zwischen Schule und Quartierinstitutionen sei deshalb erstrebenswert. Ausserdem sei es nötig, für den jeweiligen Stadtraum die Kinder in angemessener Form an der Gestaltung der Stadt zu beteiligen. Fuhs plädiert deshalb dafür, die Frage zu klären, welche Räume, private wie öffentliche, für Kinder geöffnet, welche formellen und informellen Innenräume den Kindern zur Verfügung gestellt werden können. Sein Fazit für eine kindgerechte Stadt ist, dass sie immer auch ein Lebensraum sei, in dem sich die Erwachsenen wohl fühlen und der auch von Erwachsenen genutzt wird.

Fischbach (2002, in: Bruhns/Mack 2002) betont, es sei in heutigen städtischen Verhältnissen wichtig, den Kindern Räume zu bieten, die die Kreativität und Ausdrucksfähigkeit von Kindern fördern und sie dazu ermutigen, ihre schöpferischen und ästhetischen Fähigkeiten zu entwickeln und zu erproben. Eine kontinuierliche Kinderkulturarbeit sei notwendig. Als mögliche Felder dieser Kulturarbeit bezeichnet Fischbach Projekte, die den Zugang der Kinder zum Buch und zum Lesen fördern, Projekte zur persönlichen Darstellung und Auseinandersetzung durch Musik, Theater und Film, Begegnungen mit Künstlerinnen und Künstlern fördern.

Und schliesslich wird im Zusammenhang mit der Diskussion um die Einführung der Basisstufe in der Schweiz festgestellt, dass es in Bildungskonzepten für die

Kinder heute nicht ausreicht, auf selbstbildende Potenziale zu bauen (vgl. z.B. Stamm 2004, Fthenakis 2002). Bildung muss daher notwendigerweise entwicklungs- und kompetenzfördernde Interaktionen enthalten, die gezielt zu gestalten sind. Kinder lernen durch Zusammenarbeit mit Erwachsenen und Gleichaltrigen, durch angeleitete Partizipation wie am Beispiel anderer und durch individuelle Erkundung und Reflexion. Insbesondere bei Kindern aus bildungsfernen Milieus sei deshalb die aktive Heranführung an Lernmöglichkeiten bei gleichzeitiger Orientierung an den spezifischen Bedürfnissen des Kindes notwendig.

Aus diesem kurzen Streifzug durch Literatur aus verschiedenen disziplinären Zugängen zu aktuellen Fragen der kindlichen Entwicklung lässt sich folgendes vorläufiges Fazit zur sozialräumlichen Ausrichtung von Antworten auf die Lage der Kinder im Quartier Basel-/Bernstrasse ziehen:

- Die Freizeit der Kinder spielt eine wesentliche Rolle bei ihrer Entwicklung. Je nach der Qualität der Wohnumgebung und den Möglichkeiten der Eltern braucht es Raum und ergänzende Möglichkeiten für das Spiel und für ausserschulische Bildung. Einrichtungen, die dies anbieten, können die wichtige Funktion eines Übergangsraums einnehmen. Sie können die Raumeignung und Gestaltung des Raums durch Kinder fördern und damit der Verhäuslichung entgegenreten. Die Kreativität und Ausdrucksfähigkeit der Kinder ist durch kulturelle Aktivitäten zu fördern. Und schliesslich ist es wichtig, dass in der Freizeit durch die Erwachsenen aktiv Lernmöglichkeiten vermittelt werden.
- Die Vorschulphase ist vorentscheidend bezüglich motorischer, kognitiver, sozialer und sprachlicher Entwicklung. Vorhandensein oder Fehlen vielfältiger Anregung und Förderung in dieser Phase wirkt sich stark auf spätere Entwicklungsphasen und insbesondere auf den schulischen Erfolg oder Misserfolg aus.

## Erste Umsetzungsschritte

Im Bewusstsein, dass durch die Gespräche und Befragungen und das Versprechen der partizipativen Entwicklung in der Analysephase Erwartungen geweckt worden waren, war die Projektleitung im Jahr 2002 darauf vorbereitet, in einem Bereich mit drängendem Handlungsbedarf mit Sofortmassnahmen zu reagieren. Dass diese im Handlungsfeld «Kindheit/Jugend» angesiedelt und mit hoher Dringlichkeit angepackt werden mussten, war Anfang 2003 mit Händen zu greifen: Nachdem schon in der Analysephase durch Quartierbewohner/innen mehrfach auf die prekäre Situation von Kindern hingewiesen worden war, wurde die diesbezügliche Sorge im Workshop zur Definition des Konsensszenarios im Januar 2003 (vgl. Kap. 2) nochmals in aller Deutlichkeit geäussert.

Der Beschluss der Projektleitung, Sofortmassnahmen zugunsten von Kindern und Jugendlichen zu ergreifen, trug schnell Früchte: Innert dreier Monate war ein Freizeitprogramm für Kinder auf die Beine gestellt, das mit einem Start-Event auf dem neu aufgebauten Spielplatz «Dammgärtli» seinen Anfang nahm. Dieser Erfolg kann allerdings nicht allein der Beweglichkeit der Projektorganisation von BaBeL zugeschrieben werden. Zu verdanken ist er genauso der zeitgleichen Sensibilisierung und überaus kooperativen Haltung einiger im Handlungsfeld

Kinder/Jugendliche tätigen Organisationen im Quartier sowie der glücklichen Fügung des parallel laufenden Wiederaufbaus des erwähnten Spielplatzes, wie in den folgenden Abschnitten ausgeführt wird.

## Die Quartierkoordination – vom Nebeneinander zum Miteinander

Vier Organisationen im Quartier, die sich schon vor dem Auftauchen von BaBeL im Quartier engagiert hatten und auch die Analysephase konstruktiv-kritisch begleitet und sich an BaBeL beteiligt hatten, nahmen unter dem Eindruck des Handlungsbedarfs eine enge Zusammenarbeit auf: der Quartiertreffpunkt Senti-treff als Initiator dieses Schulterschlusses, die mobile Jugendarbeit der Stadt Luzern, die Jugendarbeit sowie die Jugendorganisationen der Pfarrei St. Karl. Zu einem späteren Zeitpunkt stiess noch der Quartierwerkraum dazu, eine private Einrichtung, die einen betreuten, offenen Raum zur kreativen und handwerklichen Betätigung betreibt. Bis zu diesem Zeitpunkt ergänzten sich die Angebotsstrukturen der vier Organisationen, waren aber nicht koordiniert: Neben der Verbandsjugendarbeit boten sie im Einzelnen mobile Jugendarbeit, treffbezogene Jugendarbeit sowie treffbezogene Spielanimation für Kinder an. Die vier beschlossen, fortan ihre Kräfte und ihren Einsatz zugunsten von Kindern und Jugendlichen im Rahmen des Projekts BaBeL zu bündeln und noch stärker sozialräumlich auszurichten. Die Information der Projektleitung über die Absicht, Sofortmassnahmen zu ergreifen, fiel deshalb nicht nur auf fruchtbaren Boden, sondern stiess bei den besagten Organisationen auf sofortigen Zuspruch und darüber hinaus auf eine bereits vorgedachte Organisationsform: die aus diesen Organisationen gebildete «Quartierkoordination Kinder/Jugend». Die Verknüpfung mit BaBeL wurde auf einfache Weise gewährleistet: Das für den Baustein 4 «Kinder/Jugend» zuständige Mitglied der Projektleitung stellte sich für die Sitzungsleitung und fachliche Begleitung der «Quartierkoordination» zur Verfügung. Der programmatische Name «BaBeL Kids» wurde fortan als prägnanter Obertitel sowohl für die Sofortmassnahmen als auch für alle einzelnen Aktivitäten der Organisationen der «Quartierkoordination» eingesetzt.

Aus diesen Ingredienzen hat sich innert weniger Monate ein eigenständiger Ansatz bedarfsgerechter, sozialraumorientierter Arbeit entwickelt. Zum einen sind bisherige bewährte Aktivitäten der einzelnen Organisationen dank Synergien aus diesem Netzwerk weitaus mehr Kindern zugänglich gemacht worden als zuvor. Zum anderen konnte ein Spektrum zusätzlicher Angebote realisiert werden. In einem weiteren Schritt wurde die Zusammenarbeit mit den Schulhausteams und den Einrichtungen der familienexternen Betreuung eingerichtet. Und schliesslich wurde die sozusagen aus dem Handeln heraus entstandene Praxis laufend reflektiert und in einem rekursiven Dialog zu einem gemeinsamen quartierbezogenen Konzept weiterentwickelt. Auch hier wurde Neuland betreten, indem die beteiligten Organisationen die Arbeit seither jeweils im Herbst gemeinsam in einem workshopartigen Setting systematisch evaluieren und darauf basierend die Planung für das Folgejahr entwickeln. Auch dies ein Beispiel für das hochgradige Vertrauen und die Offenheit der beteiligten Personen und Organisationen. Denn oft genug sind Organisationen, die lokal in gleichen oder angrenzenden Feldern arbeiten, Konkurrenten zueinander.

## Das «Dammgärtli» – von einer glücklichen Fügung zum Kristallisationspunkt

Der Spielplatz Dammgärtli wurde in den Achtzigerjahren von einer im Senti-mattquartier beheimateten Elterninitiative in Fronarbeit aufgebaut und betreut. Im Laufe der Zeit, in der die Kinder jener aktiven Eltern dem Spielplatzalter entwachsen, keine nachfolgenden Eltern- beziehungsweise Betreuergenerationen sich finden liessen und sich die Beschädigungen und Vandalenakte an den Spielgeräten häuften, löste sich das Engagement auf. Der Spielplatz wurde der Stadtgärtnerei übergeben, die für den Unterhalt der städtischen Spielplätze zuständig ist. Ihre Rolle beschränkte sich allerdings darauf, beschädigte Spielgeräte abzuräumen, mit der Folge, dass sich das «Dammgärtli» zu Beginn des BaBeL-Projekts als öde Kiesfläche mit einem stehen gebliebenen Unterstand präsentierte.

Hier nun fügte sich ein weiterer glücklicher Umstand. Das Kinderparlament hat in der Stadt Luzern nicht nur eine eigene (bescheidene) Budgetkompetenz, sondern konnte darüber hinaus in den letzten Jahren die Prioritäten bei der Sanierung von Spielplätzen setzen. Für den «Dammgärtli»-Spielplatz wurde ein Neuaufbau per 2003 beschlossen und budgetiert – nicht zur Freude der Stadtgärtnerei, deren Fachleute aufgrund der bisherigen Erfahrungen der Meinung waren, dass sich dies an diesem Ort nicht lohne, müsse doch weiterhin mit ständigen Vandalenakten gerechnet werden. Dennoch erfolgte die Planung des Spielplatzes in Zusammenarbeit zwischen der Baugruppe des Kinderparlaments und der Stadtgärtnerei und die Eröffnung des Spielplatzes wurde auf Mai 2003 festgelegt. Diese sozusagen im Hintergrund ablaufende Planungstätigkeit verlief völlig unabhängig vom Projekt BaBeL. Als sie den Verantwortlichen von «BaBeL Kids» zu Ohren kam, war die bauliche Umsetzung schon vollständig geplant.

Für BaBeL und die «Quartierkoordination» war die Verknüpfung schnell gemacht: Einerseits waren zu diesem Zeitpunkt Sofortmassnahmen im Freizeitbereich für Kinder geplant und diese brauchten einen zentralen räumlichen Bezugspunkt. Andererseits bestand beim neu gebauten Spielplatz ohne flankierende Massnahmen tatsächlich die grosse Gefahr von Littering und baldigen Vandalismusschäden. Was lag näher, als den Spielplatz Dammgärtli zum zentralen Ort von «BaBeL Kids» und die Eröffnung zu einem Anlass mit Signalwirkung zu machen? Von Beginn weg sollte der Platz in Kinderhände gelangen und mit Spielanimation belebt und bespielt werden. Förderung von Kindern und Vandalismusprävention sollten Hand in Hand gehen. Der Vorschlag wurde seitens der Stadtgärtnerei begrüsst und die Spielplatzeröffnung wurde gemeinsam durch «BaBeL Kids», die Stadtgärtnerei und das Kinderparlament geplant und durchgeführt.

Dank einer Stiftung, welche die personelle Spielplatzbetreuung auf 3 Jahre – die geplante Dauer der pilotartigen Sofortmassnahmen von «BaBeL Kids» – hinaus sicherte, konnte rechtzeitig auf die Eröffnung hin eine engagierte Sozialpädagogin im Honorarverhältnis finanziert werden, die von freien Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sowie von Personal aus dem Kreis der vier Organisationen unterstützt wurde. Ein alter Zirkuswagen konnte als Begegnungsort, Spielzeugausleihestation, Arbeitsgelegenheit für die Kinder und «Sirupbar» fest auf dem Platz installiert werden. Die Spielnachmittage, die vorerst an den freien Mittwoch-

nachmittagen stattfanden, waren dank aktiver Bewerbung an den Schulen von Anfang an ein grosser Erfolg. Zeitweise befanden sich an die siebzig Kinder auf dem Platz. Für Sauberkeit und Ordnung auf dem Platz sorgte das durch die Sozialpädagogin erfundene und bei den Kindern beliebte Putzheldenspiel: Am Schluss jedes Spielnachmittags werden zwei Teams aus den anwesenden Kindern gebildet. Wer innert der zur Verfügung stehenden Zeit mehr Abfälle einsammelt, wird zu Putzhelden ernannt.

Die Metamorphose war geglückt, der lieblose und gering geschätzte, abgeräumte Platz wurde innert weniger Monate für Kinder und Eltern zu einem lebendigen und fröhlichen Ort abseits der lärmigen Quartierstrassen und für das Quartier zu einem Symbol der Veränderung. Nach zwei Jahren attestierte die Stadtgärtnerei der Spielanimation im «Dammgärtli» den Charakter eines Erfolgsmodells: Auf keinem anderen Spielplatz der Stadt würden weniger Schäden entstehen.

## Vielseitige Impulse für grössere Entwicklungschancen

Die Spielnachmittage im «Dammgärtli» waren zwar spektakulärer Mittelpunkt der «BaBeL Kids»-Aktivitäten, welche im Quartier bei der Bewohnerschaft und der Lehrerschaft als sichtbares Zeichen einer positiven Entwicklung im Rahmen von BaBeL wahrgenommen wurden. Dabei blieb es jedoch bei weitem nicht. Die Quartierkoordination definierte eine Reihe von übergeordneten Zielen, die für alle beteiligten Organisationen gleichermaßen gelten sollten. Sie bestanden darin, dass die Kinder und Jugendlichen im Quartier erweiterte Spiel-, Erfahrungs- und Lebensräume haben, Impulse für bessere Entwicklungschancen, konkrete Mitbestimmungs- und Beteiligungsgelegenheiten erhalten, Mitverantwortung für das Quartier übernehmen und damit Impulse zur Identitätsfindung und Integration bekommen.

Des weiteren wurde – in einer Zeit, da Aktivitäten und Angebote für Kinder und Jugendliche immer stärker alterssegmentiert wurden – eine wegweisende Sichtweise punkto Alter der Adressatinnen und Adressaten entwickelt: Die Kinder, die mit Defiziten in den Kindergarten eintreten, sind möglicherweise nur wenige Jahre später jene Jugendlichen mit schulischen Misserfolgen, die keine Lehrstelle finden und Gefahr laufen, in die Kleinkriminalität abzurutschen. Die Altersspanne der Zielgruppen wurde deshalb konsequenterweise von 0 bis auf 18 Jahre angelegt – wohl wissend, dass es kaum möglich ist, diesen Anspruch kurzfristig zu erfüllen, dass aber der gedankliche Spielraum so geöffnet werden soll, dass Angebote wie mobile Jugendarbeit, die Zusammenarbeit mit der Schule, familienergänzende Betreuung oder Elternarbeit und -beratung auf der gleichen sozialräumlichen Sichtweise basieren sollten und dass schrittweise fehlende Glieder der Kette ergänzt und bestehende optimiert werden müssen. Dadurch, dass die Quartierkoordination gegenseitige Vertretungen in den einzelnen Angebotsstrukturen sowie die gemeinsame Abdeckung grösserer Ereignisse durch Personal aus allen Organisationen gewährleistete, waren die Betreuungspersonen sowohl Kindern als auch Jugendlichen bekannt. Das Problem des «Betreuungsübergangs», wenn bei einem Kind beispielsweise mit Eintritt in die Pubertät nicht mehr das Angebot der Spielnachmittage, sondern jenes des «Kidstreffs» passend ist, gestaltete sich dadurch reibungsloser. Animator/in und Kind kannten

sich bereits und wussten um die Herausforderungen des einen und des Beziehungsangebots der anderen Bescheid. Dadurch konnte in beträchtlichem Masse die so wichtige pädagogische Verbindlichkeit erreicht werden. Die Umsetzung dieser Ziele geschieht seither auf verschiedensten Ebenen und mit vielfältigen Methoden und Mitteln, von denen einige im Folgenden exemplarisch ausgeführt werden.

Zu erwähnen sind vorerst jene Mittwochs- und Samstags-Aktivitäten für Kinder, die ihren Ausgangspunkt im «Dammgärtli» (in der warmen Jahreszeit) oder im Sentitreff (im Winter) haben. Hier geht es neben dem Spielen an Ort und Stelle auch um die allmähliche sozialräumliche (Wieder-)Aneignung des Quartiers und der restlichen Stadt, um den Kindern sowohl jene Räume zu vermitteln, die ihnen funktional zustehen (die sie bisher aber nicht nutzten), als auch solche, die funktional anderen zustehen, aber durch Kinder neu interpretiert und genutzt werden können. Dazu gehören etwa die eingangs beschriebene Eisenbahnbrücke und die Hochschule Luzern – Design & Kunst, die für die Vorbereitung der künstlerischen Aufwertung der Brücke als «Atelier» diente. Sodann sind die nahen Wälder zu erwähnen – für die meisten Kinder und ihre Eltern tabu, werden sie im Rahmen der in den Jugendverbänden üblichen Geländespiele erkundet und «bespielt». Erstaunlicherweise bildete der steile und unebene Waldboden für viele der beteiligten Kinder eine neue, unbekannte und unsichere Erfahrung. Und schliesslich die organisierten Besuche in Museen oder in der Kunsteisbahn, die den Kindern den nicht selbstverständlichen Zugang zu kulturellen und sportlichen Grundangeboten der Stadt vermittelten.

Als Rauman eignung kann auch die «Quartierspionage» begriffen werden, die einen Mittwochnachmittag für die beteiligten Kinder zu einem vergnüglichen und nützlichen Anlass zugleich machte: Die «Kinder-Spione» schwärmten im Quartier aus und nahmen die Aussenräume der näheren Umgebung kritisch unter die Lupe. Sie sammelten Beobachtungen über die Kinderfreundlichkeit dieser Plätze und leiteten sie dem «Hauptquartier» weiter. Die Auswertung dieser «Quartierspionage» gab Aufschluss darüber, warum Kinder welche Plätze bevorzugen oder meiden. Diese Erkenntnisse wurden in die Vertiefung der Quartieranalyse einbezogen.

Ein jährliches Highlight ist das Fussballturnier «BaBeL Cup». Mit zunehmender Tendenz spielten jährlich gegen 200 Kinder, davon 30 Prozent Mädchen, in durchmischten Mannschaften aus allen möglichen Nationalitäten mit. Ein erfreulicher Aspekt mit Zukunftspotenzial war, dass sich U18- und U21-Spieler des FC Luzern und des SC Kriens – von denen viele auch ausländischer Herkunft sind – als Coaches der Mannschaften betätigten und so als Vorbilder wirkten. Jugendliche wiederum verarbeiteten mit Hilfe von Filmprofis ihre Erfahrungen des Sozialraums zu einem Video und ermöglichten damit einen spannenden Einblick in ihre schwierige Identitätsfindung zwischen verschiedenen Herkunftskulturen und ihren jugendkulturellen Verarbeitungsmustern.

Eine weitere Pionierarbeit, die in sozialräumlichen Kontexten unseres Wissens bisher nicht existierte, war der Aufbau einer organisationsübergreifenden Früherkennungs-/ interventionsstruktur. Um bei der Entwicklung gravierender Prob-

leme (z.B. Sucht, familiäre Gewalt) frühzeitig intervenieren zu können, wurde ein Früherfassungnetzwerk zwischen den beteiligten Organisationen und der Schule aufgebaut, das bei klar definierten Vorkommnissen ein schnelles, verbindliches und einheitliches Vorgehen gewährleistet.

Generell ist die Zusammenarbeit mit der Schule beispielhaft zu nennen. Insbesondere zum im Quartier zentral gelegenen Schulhaus St. Karli entwickelte sich zum Wohle der Kinder ein lebhafter und kontinuierlicher Informationsaustausch. Dadurch, dass der quartierbezogene Jugendarbeiter der Stadt den Schüler/innen-Rat leitete, war auch eine institutionalisierte Verknüpfung gegeben, die das Wissen um die Belange der Schule bei den freizeitorientierten Organisationen noch erhöhte. Umgekehrt nahmen namentlich die Schulleiterinnen der beiden im Quartier ansässigen Schulen immer auch wieder an grösseren Freizeitveranstaltungen von «BaBeL Kids» im Quartier teil. Und schliesslich wurden auch Zeitgefässe und die Raum-Infrastruktur der Schulhäuser immer wieder für Events genutzt, sei es für Zukunftswerkstätten mit Kindern, für den «BaBeL Cup» oder für eine Zirkuswoche während der Schulferien.

Zudem wurde die bewährte Zusammenarbeit mit der Stadtgärtnerei auf weitere Räume ausgedehnt. Der Spielplatz an der Sagenmattstrasse befand sich ebenfalls in einem prekären Zustand. BaBeL nutzte seinen Einfluss bei den Entscheidungsträgern der Stadt und machte eine erfolgreiche Eingabe zur Budgetierung der Sanierung und Neumöblierung dieses Spielplatzes. Im Jahr 2006 war auch er neu gestaltet und wurde fortan durch eine Animatorin betreut. Bei einem weiteren ehrenamtlich betriebenen Spielplatz an der oberen Bernstrasse sorgten die Verantwortlichen für den Ersatz eines ausgedienten Spielgeräts, indem eine Stiftung vermittelt wurde, die dessen Finanzierung übernahm.

Basierend auf den Erkenntnissen von Lanfranchi bestand eine wichtige Frage schliesslich darin, wie sich die Möglichkeiten vorschulischer familienergänzender Betreuung ausbauen liessen und deren Nutzung durch Eltern mit Migrationshintergrund gefördert werden konnte. Es war klar, dass mit den Mitteln von BaBeL – und angesichts einer politischen Periode der Sparsamkeit zugunsten von Steuersenkungen – keine neuen Einrichtungen aufgebaut werden konnten. Die entscheidende Idee basierte einmal mehr auf der Verknüpfung verschiedener Umstände und Aspekte. In den Räumlichkeiten der Pfarrei St. Karl existierten die gut besuchten Spielgruppen. Die zentrale geografische Lage zog Kinder sowohl aus dem Mittelschichtquartier Bramberg als auch aus dem Gebiet Basel-/Bernstrasse an, was für fremdsprachige Kinder den Vorteil des besseren deutschen Spracherwerbs mit sich bringt. Der Nachteil des üblichen Spielgruppenkonzepts besteht in der fehlenden «Erwerbsverträglichkeit»: Eine zweistündige Betreuung bietet einem Elternteil keine Möglichkeit, in dieser Zeit zu arbeiten, was gerade für Migrantenfamilien ein Hindernis zur Nutzung dieses pädagogisch sehr sinnvollen Angebots darstellt. Die nahe liegende und einfache Lösung bestand also darin, zusätzliche Mittel zu beschaffen, damit die Spielgruppen ihr Angebot so ausbauen können, dass wenigstens eine halbtägige Betreuung beziehungsweise Erwerbstätigkeit für einen Elternteil möglich wird. Dank finanzieller Unterstützung seitens der Stadt Luzern wurden in der Folge die bisher üblichen Betriebszeiten durch so genannte «Auffangzeiten» erweitert. Durch die

Erweiterung der personellen Ressourcen konnte ausserdem eine spezielle Sprachförderung eingebaut werden.

## Erkenntnisse

Bei vielen dieser Aktivitäten erwies sich die intermediäre Position der Projektleitungsmitglieder von BaBeL und deren Status und Beziehungsnetz als Hochschuldozierende als entscheidend. Weder hätte die Stadtgärtnerei damals von sich aus die Aufnahme der Sanierung des Spielplatzes in das Budget der Stadt erreicht, noch wäre der ehrenamtlich arbeitende Spielplatzverein an jene Stiftung gelangt, die ihre Tätigkeit in aller Verschwiegenheit betrieb.

Entscheidend bei all diesen verschiedenen Aktivitäten war die laufende kreative und organische Weiterentwicklung der Arbeit anhand des festgestellten Bedarfs und der regelmässigen Evaluationen im Kreis der Quartierkoordination. Wichtige Prinzipien dabei waren die Nutzung und Weiterentwicklung bestehender Ressourcen, die kurz- und langfristige Finanzierbarkeit und das Vermeiden allzu hoher Komplexität durch neue Strukturen oder eine zu grosse Zahl Beteiligter.

## Spürbare Erfolge und langfristige Konzipierung

Bleibt die Frage, inwiefern sich die Situation der Kinder im Quartier durch die Summe der verschiedenen Massnahmen verändert hat. Generell kann gesagt werden, dass sich durch die Aktivitäten von «BaBeL Kids» die Situation zahlreicher Kinder in der Freizeit verbessert hat. Seitens der Schulhausleitungen wird eine spürbare Entlastung vermeldet. In der Schule merkt man den Unterschied, wenn Kinder ihre Nachmittage nicht mehr vor dem Fernseher, sondern aktiv verbringen. Ein kleiner Einblick in die kleinen, aber bedeutungsvollen Veränderungsprozesse zeigt der folgende Ausschnitt aus einem Bericht der Spielanimatorin und Sozialpädagogin Carmela von Arx (BaBeL kids 2004):

*«Vier Geschwister, die kamen, benahmen sich am Anfang sehr frech. Immer wieder versuchten sie das Spielmaterial aus dem Wagen zu holen, und machten Blödsinn damit. Gleichzeitig wollten sie gerne an der Spielbar arbeiten. Das konnte ich mangels Vertrauen nicht zulassen. Sobald sie begriffen hatten, wie wichtig Vertrauen ist, arbeiteten sie nicht mehr gegen mich. Die vier Kinder sind nach wie vor laut, sehr lebendig und schnell gereizt, jedoch entwenden sie nichts mehr aus dem Wagen, ohne zu fragen, und lassen sich auf uns und unsere Regeln ein. Ihnen wurde der Wagen so wichtig, dass sie sich uns anpassten. Im Herbst 2004 konnte ich sie alleine darin arbeiten lassen. Sie übernahmen die Spielwarenausleihe oder den Sirupverkauf und erledigten dies zuverlässig und ohne ein Chaos zu hinterlassen.*

*Ich denke, im Wagen arbeiten zu dürfen, gibt den Kindern einen besonderen Status. Den anderen gegenüber tragen sie Verantwortung, schauen zu deren Wohl (Zvieri, Sirup, Spielmaterial geben), gleichzeitig bekommen sie von ihnen Anerkennung und eventuell Lob. Sie bekommen spezielle Zuwendung, aber auch Ansehen von den Erwachsenen, die froh sind, einen Kaffee kaufen zu können.*

*Ein Junge, der bei seinem ersten Erscheinen in mehrere Schlägereien verwickelt war, wurde zu einem unserer Putzhelden. Er schien mir einen Platz in der Kindergruppe zu suchen, und dies mittels Gewalt. Ich nahm ihn ein-, zweimal in den*

*Wagen und verlangte von ihm Mitarbeit. Seine Kraft soll er sinnvoller einsetzen oder im Wagen warten, bis er ohne Wut mit den anderen Kindern spielen konnte. Das erste Mal murrte er nur und machte keinen Streich. Beim nächsten Mal erzählte er mir ein wenig von sich, er sei neu im Quartier, sei in eine neue Schule versetzt worden. In den Sommerferien begegneten wir uns nicht. Erst im Herbst kam er mit seinen Freunden aus dem Quartier und spielte mit. Er begeisterte sich so für unser Putzheldenspiel, dass er ein paar Mal erst gegen Ende des Spielnachmittages auf dem Spielplatz auftauchte. Das bedeutete, er nahm einen Kessel in die Hand, zog ein Putzhelden-T-Shirt an, wählte seine Mannschaft und begann den Spielplatz von Unrat zu befreien. Von der Siegermannschaft wurde ein Foto gemacht und am Spielwagen aufgehängt.»*

Im Laufe der praktischen Arbeit und ständigen Weiterentwicklung wurden die gemeinsam entwickelten Handlungsansätze zu einem theoretisch abgestützten Praxiskonzept entwickelt. Als soziokulturelles und pädagogisches Konzept ist es in seiner Art ungewöhnlich. Das Konzept bezieht sich nicht wie gewohnt auf das Handeln einer bestimmten Institution und auch nicht auf den Einsatz bestimmter Arbeitsansätze und Methoden. Im Einklang mit den Grundannahmen des Projekts BaBeL, wonach das Gesicht eines Stadtteils die Summe zahlreicher Einzelentscheidungen verschiedenster Akteure ist, hat dieses Konzept die Funktion, das Handeln der verschiedenen im Quartier tätigen Körperschaften und Organisationen in Bezug auf gemeinsame Ziele aufeinander abzustimmen und zu steuern. Dieses Konzept wurde im Einverständnis der beteiligten Organisationen und Personen in Kraft gesetzt und bekräftigte deren Absicht, die vereinbarten Ziele und Massnahmen nach Möglichkeit zu verfolgen.

*Die Beteiligten an der Quartierkoordination Kinder / Jugend und ihre Handlungsfelder:*

- Quartierbezogene Kinder- und Jugendarbeit der Stadt Luzern: Sozialräumlich orientierte soziokulturelle Arbeit mit Kindern und Jugendlichen.  
Anlaufstelle an zentraler Lage im Quartier
- Sentitreff: Sozialräumlich orientierte soziokulturelle Arbeit mit Kindern
- Offene Jugendarbeit St. Karl: Professionelle offene Jugendarbeit im Jugendtreff und sozialräumlich orientierte soziokulturelle Arbeit mit Jugendlichen
- Jugendverbände St. Karl: Quartierbezogene Verbandsjugendarbeit. Stellt eine wichtige Ressource für die Integration dar.
- Quartierwerkraum: Angeleitete handwerkliche und kreative Betätigung von Kindern
- Hochschule Luzern – Soziale Arbeit: Koordination und fachliche Begleitung 2003–2006

- BaBeL kids (2004): Jahresbericht 2004. Luzern: BaBeL.
- Bruhns, Kirsten, Mack, Wolfgang (Hrsg.) (2001): Aufwachsen und Lernen in der Sozialen Stadt. Kinder und Jugendliche in schwierigen Lebensräumen. Opladen: Leske + Budrich.
- Fischbach, Ingrid (2001): Politik für Kinder in problematischen Stadtteilen. In: Bruhns, Kirsten; Mack, Wolfgang (Hrsg.) (2001): Aufwachsen und Lernen in der Sozialen Stadt. Kinder und Jugendliche in schwierigen Lebensräumen. Opladen: Leske und Budrich.
- Flade, Antje, Kustor, Beatrice (1996): Sozialisierung und Raumaneynung – die räumliche Dimension als Einflussfaktor geschlechtstypischer Sozialisation. Darmstadt: Wohnen und Umwelt.
- Flammer, August (1996): Entwicklungstheorien. Psychologische Theorien der menschlichen Entwicklung. Bern: Huber
- Fthenakis, Wassilios E., Oberhuemer, Pamela (2002): Frühpädagogik International. Opladen: Leske + Budrich.
- Fuhs, Burkhardt (2002): Räume der Kinder – Platz für Kinder. In: Bruhns, Kirsten, Mack, Wolfgang (Hrsg.) (2001): Aufwachsen und Lernen in der Sozialen Stadt. Kinder und Jugendliche in schwierigen Lebensräumen. Opladen: Leske + Budrich.
- Gillet, Jean-Claude (1998): Animation. Der Sinn der Aktion. Luzern: interact.
- Herzka, Heinz Stefan (1998): Kinderpsychopathologie. Ein Lehrgang. Basel: Schwabe.
- Kessl, Fabian, Reutlinger, Christian, Maurer, Susanne, Frey, Oliver (Hrsg.) (2005): Handbuch Sozialraum. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lanfranchi, Andrea (2002): Schulerfolg von Migrationskindern. Die Bedeutung familienergänzender Betreuung im Vorschulalter. Opladen: Leske + Budrich.
- Lanfranchi, Andrea, Gruber, J. Gay, D. (2003): Schulerfolg bei Migrationskindern dank transitorischer Räume im Vorschulbereich. In: Wicker, H.-R., Fibbi, R., Haug, W. (Hrsg.) (2003): Migration und die Schweiz. Zürich.
- Langhanky, Michael, Friess, Cornelia, Hussmann, Marcus, Kunstreich, Timm (2004): Erfolgreich sozialräumlich handeln. Die Evaluation der Hamburger Kinder- und Familienhilfezentren.
- Mächler, Stefan (2000): Schulerfolg: Kein Zufall. Ein Ideenbuch zur Schulentwicklung im multikulturellen Umfeld, Zürich: Lehrmittelverlag des Kantons Zürich.
- Stamm, Margrit (2004): Bildungsraum Vorschule. In: Zeitschrift für Pädagogik, 50 (6), S. 865–881.

## Aussenräume, Begegnungsräume, Freizeiträume, Wasser

«... dass per definitionem Grossstädte voll von Fremden sind. Für jeden Bürger einer Grossstadt sind Fremde viel alltäglicher als Bekannte.»<sup>1</sup> Das Gebiet BaBeL liegt zwar nicht in einer Grossstadt, aber gewisse grossstädtische Merkmale sind nicht zu übersehen: eine gewisse Anonymität unter den vielen Fremden, die sich hier bewegen, die Multikulturalität der Bewohner und Benutzerinnen, viele Nischen für kleine Gewerbe und Läden und nicht zuletzt der schnelle Wechsel in der Bewohnerschaft. Dies zeigt sich auch im öffentlichen Leben im Quartier, denn dieses findet kaum eine fixierte räumliche Ausprägung, sondern sucht sich laufend neue Orte. Eigentliche Plätze sind kaum vorhanden, Grünräume meist Restflächen, dem Wegnetz fehlen Querbezüge. Was bleibt, ist primär das Potenzial des Reussufers und in reduzierter Masse des bewaldeten, aber sehr steilen Gutschanges. –  
Von Dieter Geissbühler

«Die Strassen und ihre Bürgersteige sind die wichtigsten öffentlichen Orte einer Stadt, sind ihre lebenskräftigen Organe.»<sup>2</sup> Intensität und Qualität des öffentlichen Lebens sind wichtige Bestandteile der Befindlichkeiten einer Quartierbevölkerung und beleben die Interaktion mit weiteren Bevölkerungsgruppen der Stadt und darüber hinaus. Die Strassenräume entlang der Basel- und der Bernstrasse sind in ihrer Funktion als öffentliche Orte durch die grosse Verkehrsbelastung etwas beeinträchtigt, zudem sind sie vom Rest der Stadt Luzern als Fussgängerbereiche etwas ausgegrenzt. Eisenbahndamm und das «Monster» Autobahn wirken als Trennung, die einen für das Quartier wichtigen Bezug zu seinem eigentlichen historischen Kopfbereich des Kasernenplatzes, dieser städtebaulichen Sünde der 1970er-Jahre, verunmöglichen. Symptomatisch mag sein, dass im Laufe des Projektes BaBeL auch die Hoffnung auf den Neubau der Universität und damit einer städtebaulichen Sanierung des Kasernenplatzes begraben werden musste und in der Folge auch daraus abgeleitete Verbesserungen zur Einbindung des Quartiers Baselstrasse in der Schublade verschwunden sind. Es bleiben Resträume, Unorte und unwirtliche Zonen, die kaum reparaturfähig sind. Radikale Lösungen scheinen weit entfernt, auch wenn mit der Diskussion um eine S-Bahn-Haltestelle im Quartier eine gewisse Hoffnung bleibt.

## Ausgangslage

Schon die historische Entwicklung zeigt die minderprivilegierte Ausgangslage, wurden hierhin doch die ausgesonderten Stadtnutzungen wie Siechenhaus, Schlachthaus u.ä. ausgelagert (vgl. Kap. 1). Mit der Industrialisierung erhielt dieses Gebiet zwar eine gewisse Bedeutung, da es sich, nebst einigen wenigen frühindustriellen Anlagen entlang dem Krienbach, um die einzige Möglichkeit einer optimalen Wasserkraftnutzung handelte. Die heute noch eingelagerten Überbleibsel dieser Zeit lassen aber erahnen, dass damit keine wirklich ansprechende Wohnqualität möglich war. Auf der anderen Seite haben diese dispersen typologischen Strukturen von Wohnhäusern, Gewerberäumen, kleinen Fabrikhallen etc. ein Potenzial an preiswerten Nutzungsfreiräumen, die durch eine kleingewerbliche und ethnische Vielfalt genutzt werden. Beide Quartierteile weisen klare Schichtungen auf, die die Siedlungs- und Freiraumstruktur prägen.

## Charakteristiken der Quartierteile

Die Schichtung der Baselstrasse zeigt im Querschnitt (Gütsch–Hangfuss–Baselstrasse–Lädelistrasse–Bahndamm–Dammstrasse–Reussufer) eine Abfolge von relativ schmalen Bautiefen und Strassenbreiten, beidseitig begrenzt durch starke topografische Elemente. Im Längsschnitt können zudem klar differenzierte Bebauungsstrukturen den einzelnen Bereichen (Kaserneplatz, Sentikirche, Eisenbahnbrücke, Kreuzstutz, Felssporn) zugeordnet werden. Die Schichtung der Bernstrasse zeigt im Querschnitt (Gütsch–Hang–Bernstrasse–Hang–Zimmerberg) demgegenüber eine räumlich deutlich offenere Ausgangslage mit grösseren Freiräumen und einer offeneren Bebauung, die erst zum Kreisler Kreuzstutz hin zur durchlaufenden Randbebauung wird. Im Längsschnitt (Kreuzstutz–Grenzhof–Littau) zeigt sich dies durch eher fließende Übergänge der Bebauungsstrukturen, wo auch die Grenze zu Littau drin verwischt ist.

1 Jane Jacobs, *Tod und Leben grosser amerikanischer Städte*, Bauwelt Fundamente 4, Braunschweig; Wiesbaden: Vieweg, 1993; S. 28.

2 Jane Jacobs, *Tod und Leben grosser amerikanischer Städte*, Bauwelt Fundamente 4, Braunschweig; Wiesbaden: Vieweg, 1993; S. 27.

## Studierendenprojekte

### Analyse Siedlungsstruktur Quartier Grenzhof/Littau

Projektarbeit im WS 03/04, 2. Jahr, Abteilung für Architektur. In einer ersten Phase wurden die Methoden der Siedlungsanalyse und deren Bedeutung für die Umsetzung in einem architektonischen Entwurf geübt. Verschiedene Aspekte der Siedlungsstruktur sollten herausgelöst und mittels Plandarstellungen grafisch artikuliert werden. Folgende Aspekte standen dabei im Vordergrund: Morphologie, Typologie, Wegnetze, Freiräume, Bauten und Nutzungen. Grundlage bilden die Arbeitsmaterialien, die in der Phase 1 erarbeitet wurden. Sie werden aufgrund weiterer Erkenntnisse detailliert und präzisiert.

In einer zweiten Phase wurden die siedlungsbaulichen Brennpunkte definiert und ein mögliches Entwicklungsszenario wurde erarbeitet. Daraus wurden mögliche Bebauungen und Freiräume sowie deren Gestaltung und Nutzung im Sinne eines Leitbildes konzeptionell festgelegt. Schliesslich wurden diese Ansätze anhand eines Projektes entwerferisch überprüft. Es galt Aspekte des Wohnens, die Behandlung des öffentlichen Raums, die konstruktive und formale Ausgestaltung unter einen Hut zu bringen und in den Bezug zum Kontext zu setzen. Es galt eine Vorstellung zum Wohnen zu entwickeln, die sich aus den Rahmenbedingungen und Sichtweisen unserer heutigen Zeit heraus generiert und den Ist-Zustand kritisch hinterfragt. Das Konzept war in eine konkrete Konstruktion umzusetzen – eine Konstruktion, die das Konzept stützen und beeinflussen sollte.

Projektbeitrag «Grenzstadt»: BaBeL ohne Bahndamm! Quartierentwicklung von BaBeL bei einem Wegfall der Bahneinfahrt im Quartier. Von Marco Bamert, Michele Marino, Peter Schuler, Adrian Walther. (Siehe S. 102–104)

### Problemanalyse im Quartier Basel-/Bernstrasse in Luzern

Modul Kontext 1 + 2 im Studienjahr 05/06. Interdisziplinäres Modul im 1. Studienjahr für Studierende der Architektur, Bautechnik und Gebäudetechnik.

Aus der Aufgabenstellung: Die Stadt Luzern hat verschiedene «Problemquartiere», unter anderem Basel-/Bernstrasse in Luzern (BaBeL). Für dessen Aufwertung müssen auf verschiedenen Ebenen Lösungen gefunden werden: Verkehrssituation, der Zustand der Gebäude, der Mix der Bevölkerung, das Angebot an Läden und Restaurants usw. In der Projektarbeit sollen Probleme des Quartiers analysiert und mögliche Lösungsansätze aufgezeigt werden. Die Arbeit erfolgte in interdisziplinären Teams, bestehend aus 6 bis 8 Studierenden der Studiengänge Architektur, Bautechnik und Gebäudetechnik.

### **Arbeitsgruppe Reussuferaufwertung** (*Umsetzungsbaustein BaBeL*)

Im Rahmen eines partizipativen Prozesses galt es mögliche Massnahmen zuhanden der Baudirektion der Stadt Luzern zu erarbeiten. Im Vorfeld der Tätigkeiten der Arbeitsgruppe wurden verschiedene Workshops mit Schülern unterschiedlicher Altersgruppen am St. Karlischulhaus durchgeführt. Die Ergebnisse wurden an der Startveranstaltung durch die Schüler präsentiert und in die spätere Auseinandersetzung einbezogen.

Die Startveranstaltung war als offener, moderierter Workshop konzipiert und fand

im Januar 2006 statt. Die Teilnahme des städtischen Baudirektors Kurt Bieder und diverser Mitarbeitender der Stadtverwaltung zeigte die grosse Wertschätzung von offizieller Seite für die Anliegen von BaBeL. Die Startveranstaltung bildete den Auftakt eines partizipativen Prozesses mit den Folgeschritten:

- Bildung einer Arbeitsgruppe
- Erarbeitung des Massnahmenpakets
- Vernehmlassung in öffentlicher Präsentation mit Begehung und anschliessender Diskussion
- Definitives Massnahmenpaket

#### Offener, moderierter Workshop Januar 2006 – Aufwertung Reussufer

Dieser Workshop sollte die Vorstellungen der betroffenen und interessierten Kreise aufnehmen und das Veränderungspotenzial ausloten. Zudem war es erklärtes Ziel, dass im Anschluss an diesen Workshop eine arbeitswillige und -fähige Arbeitsgruppe gebildet werden konnte. Die vorhandenen Schwachpunkte, erarbeitet in Gruppen nach Anspruchsgruppen:

#### *Wohnbevölkerung*

- Kein Zugang zum Wasser
- Autobahnunterführung hässlich, wird nicht gerne benützt.
- Kinder benutzen den Weg nicht, weichen an die Baselstrasse aus.
- Viel Abfall und Schmutz um Sitzbänke herum
- Zu wenig Licht
- Bepflanzung unschön
- Autobahn und Zuglärm

#### *Eigentümer/innen*

- Gewünscht wird eine ganzheitliche Betrachtungsweise, auch Seite St. Karli soll in den Bearbeitungsperimeter einbezogen werden.
- Bessere Beleuchtung
- Bessere Pflege der Grünanlage
- Fussgängerweg zu dunkel, sanierungsbedürftig

#### *Institutionen*

- Durchgang unter der Autobahn wirkt bedrückend und wird als Barriere wahrgenommen.
- Kein Zugang zum Wasser
- Sehr schattig und viele Mücken, lädt nicht zum Aufhalten ein.
- Strassenlärm
- Viele Graffiti
- Eher langweilige Strecke, wird als Durchgang, aber nicht zum Verweilen genutzt, obwohl es eigentlich zentral wäre, Aufwertung Richtung Aufenthaltsort wäre gut.

Die erarbeiteten Visionen in durchmischten Gruppen:

#### *Gruppe 1: Vision «Fussgängersteg»*

- Ein Fussgängersteg soll als Querverbindung und Fortsetzung des Dammdurchbruchs den Zugang zur Sonnenseite gewährleisten.

Vorteil auch für die Kinder bezüglich Schulweg: Sie müssen nur einmal die Strasse überqueren.

- Nischen bei der Unterführung müssen verschwinden, es wird dann übersichtlicher.
- Videoüberwachung bei der Autobahnunterführung
- Ufergestaltung mit Kunst im öffentlichen Raum machen. Kunst, die zu den Leuten kommt.
- Das Restaurant Reussfähre soll erhalten bleiben.
- Die ganze SBB-Strecke mit Lärmschutzwänden versehen. Lärmschutzwände sollten dann mit der Hochschule Luzern – Design & Kunst (HSLU D&K) gestaltet werden.

*Gruppe 2: Vision «Überführung statt Unterführung»*

- Aufwertung des Grundstückes Reussfähre in Zusammenhang mit dem Restaurant. «Piazza Reussfähre», Plateau über der Reuss als Garten, Mitgestaltung HSLU D&K.
- Fussgängerüberführung über Autobahndeckel
- Reuss schwimmbar machen, Surfbretter ..., Zugang zur Reuss.
- Fussgängerübergang der Autobahn entlang, damit die sonnige Reussseite genutzt werden kann.
- Unterhalt und Pflege der Begrünung
- Beleuchtung ergänzen, verbessern, damit die Atmosphäre besser wird.
- Kunst im öffentlichen Raum in Zusammenarbeit mit der HSLU D&K, Probleme «lösen» durch Kunst.

*Gruppe 3: Vision «Piazza Reussfähre»*

- Das Türchen zum Zugang zur Reuss öffnen.
- Unterführung besser mit Licht ausleuchten, inszenieren, evtl. mit dem städtischen Projekt «plan lumière» verknüpfen.
- Nischen beheben.
- Kunst an der Wand mit HSLU D&K oder Graffiti, «Spiegel»
- Durchgang erscheint niedrig, evtl. beschriften.
- Bessere Pflege der Pflanzen, Bepflanzung durchlässiger
- Plattform in der Reuss, ähnlich einem Schiffssteg. Für Konzerte, Aufenthaltsort.
- Dammdurchbruch würde eine Verbindung zu verschiedenen Plätzen schaffen.
- Verbindung über die Eisenbahnbrücke zur Militärstrasse: Überführung statt Unterführung
- Restaurant Reussfähre ist ein wichtiger Ort.

Auf der Basis dieser «Visionen» wurde in verschiedenen Sitzungen der Arbeitsgruppe ein Anforderungsprofil definiert, das Rahmenbedingungen und Realisierbarkeiten bestimmte und eine Priorisierung in Bezug auf eine mögliche breite Akzeptanz ermöglichte. Daraus wurde der Vorschlag eines Massnahmenplans erarbeitet, den Anspruchsgruppen anlässlich einer öffentlichen Begehung vorgestellt und schliesslich zur Vernehmlassung unterbreitet. Daraus resultierte der folgende Massnahmenkatalog zur Aufwertung des Reussufers:

Kurzfristige Massnahmen

- 1 Reussuferbereich entlang Sentimattstrasse 7–22
  - Mergelfläche – offener Aufenthaltsbereich entlang der Reuss
  - Sitzplätze, Aussenbestuhlung Restaurant
  - Bestehendes Untergehölz entfernen
  - Ausführung: Tiefbauamt/Stadtgärtnerei Luzern
- 2 Reussuferbereich entlang Sentimattstrasse 5–6
  - Mergel- und Grasfläche mit Sitzgelegenheiten
  - Heckenabschluss zur Strasse
  - Bestehendes Untergehölz entfernen
  - Ausführung: Tiefbauamt/Stadtgärtnerei Luzern
- 3 Zugang zum Reussufer öffnen, Bereich Reussufer vor Sentimattstrasse 7
  - Bestehendes Tor entfernen, direkte Umgebung aufwerten
  - Bestehendes Untergehölz um Einzelbaum entfernen
  - Sicherheitsaspekte mit Stadt und Kanton Luzern abklären
  - Ausführung: Tiefbauamt/Stadtgärtnerei Luzern
- 4 Kunstprojekte im öffentlichen Raum der HSLU D&K (Herbst 2006)
  - Projekt «DROPS» von Andreas Wiegand – Unterführung Autobahn
  - Im Projektmodul «Stadt-Raum-Intervention»
  - Realisationszeitraum: Februar 2007
  - HSLU D&K, Maps, Prof. Nika Spalinger

Mittelfristige Massnahmen

- 5 Parkplatzsituation im Bereich Sentimattstrasse 6–7 neu konzipieren
  - Allfälliger Verzicht auf Parkplätze überprüfen
  - Situationsplan in Beilage
- 6 Aufwertung Strassenraum der Giesserstrasse gegen das Reussufer
  - Dammdurchbruch bis Lädeliplatz
  - Anbindung an neuen Dammdurchbruch gestalterisch aufwerten, in Zusammenarbeit mit qualifizierten Fachleuten aus den Bereichen Gestaltung, Architektur, Kunst
- 7 Aufwertung Unterführung Autobahn
  - Zusammen mit Projekt «Lärmschutzsanierung»
  - Zugänglichkeit Abdeckung miteinbeziehen
  - Verbesserung der rückwärtigen Räume HSLU D&K
  - In Zusammenarbeit mit qualifizierten Fachleuten aus den Bereichen Gestaltung, Architektur, Kunst

Langfristige Massnahmen

- 8 Reussplattform
  - Aussenbestuhlung Restaurant – Eventplattform
  - Bedürfnis mit Anspruchsgruppen abklären
- 9 Fussgänger- und Velobrücke
  - Realisierbarkeit durch Stadt abklären

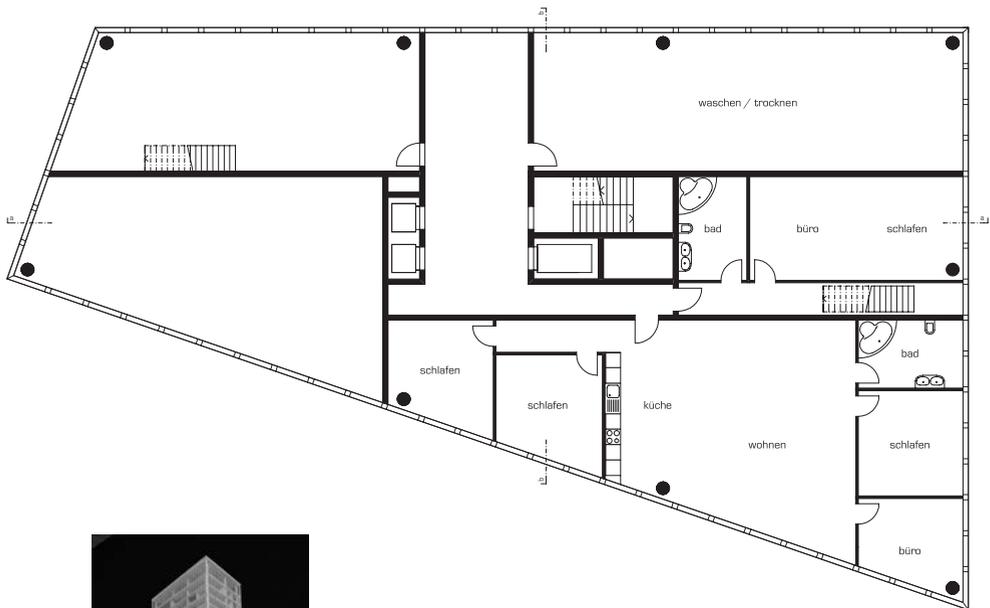
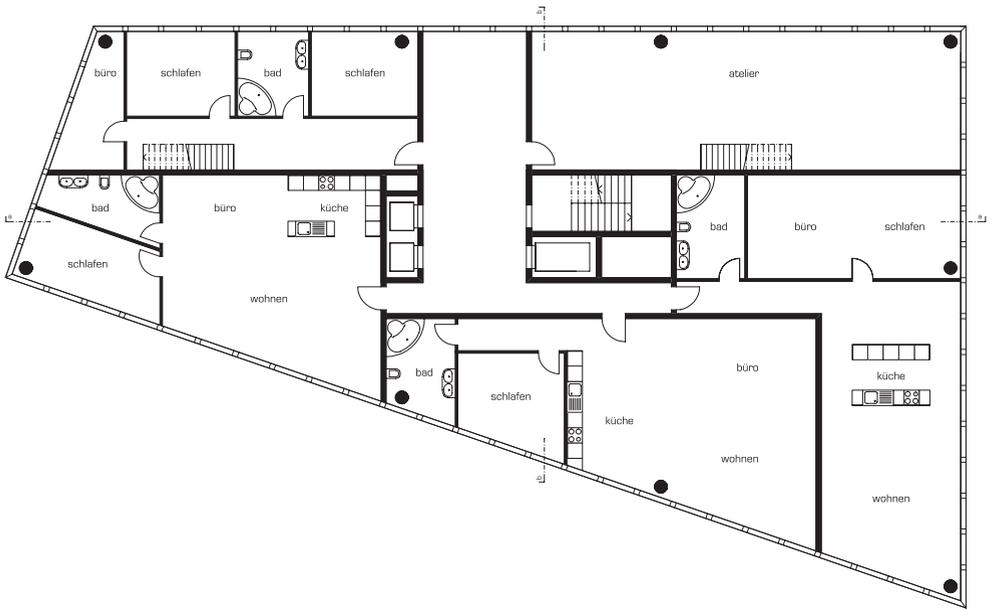
Der definitive Massnahmenplan wurde Ende Dezember 2006 der Baudirektion der Stadt Luzern übergeben. In der Zwischenzeit konnten die kurzfristigen Mass-

nahmen dank der Initiative und des unkomplizierten Entgegenkommens der Stadtgärtnerei zügig umgesetzt werden. Damit konnte eine deutliche Aufwertung der Nutzungsqualitäten des Raumes entlang der Reuss erreicht werden. Die rege Nutzung der neuen Aufenthaltsräume zeigt den Erfolg dieser Massnahmen.

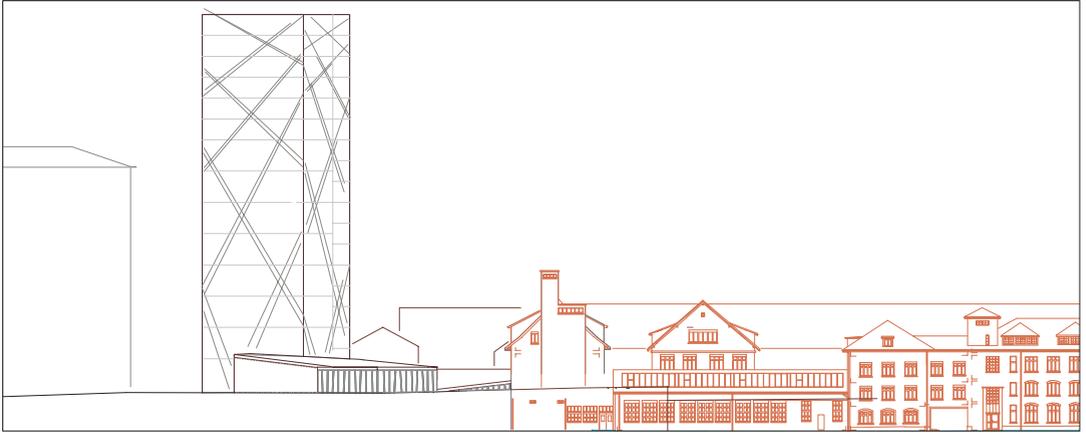
## Projekt «Dammdurchbruch»

Auf der Basis des siedlungsbaulichen Leitbildes (Projektarbeit im WS 01/02, 2. Jahr, Abteilung für Architektur) wurden drei mögliche Standorte für Durchbrüche durch den Eisenbahndamm definiert. Dies geschah auf der Basis einer möglichst guten Vernetzung des Wegnetzes zwischen Baselstrasse und Reussufer. In der folgenden Evaluation wurde ein Durchbruch als realistisch taxiert und an der Lage zwischen Lädeliplatz und Giesserstrasse fixiert. Diese Lage war bereits im Bebauungsplan B135 Baselstrasse / Bernstrasse von 1998 bestimmt worden und erwies sich damit in der Übereinstimmung als effizienter Eingriff. Diverse politische Vorstösse bekräftigten die Forderung nach einem solchen Durchbruch als für die Durchlässigkeit des Quartiers zentral. In der Folge wurden von der Stadt eine Machbarkeitsstudie und schliesslich ein Vorprojekt in Auftrag gegeben. Das Vorprojekt des Ingenieurbüros Rotzeter und Partner zusammen mit dem Architekten Dieter Geissbühler als gestalterischer Berater wurde im Frühjahr 2007 abgeschlossen und bildet nun die Basis für ein Ausführungsprojekt, das noch die letzten politischen Hürden zu überwinden hat.

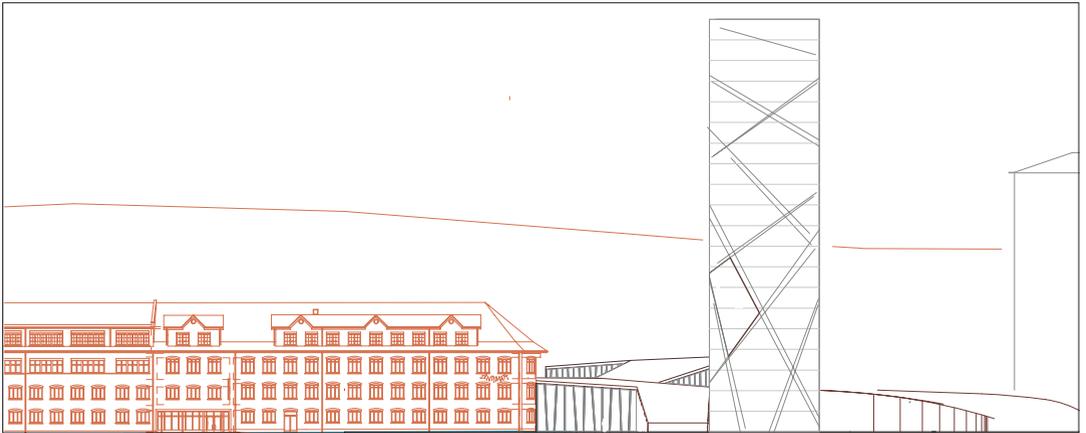




Projektarbeit «Grenzstadt»: Michele Marino



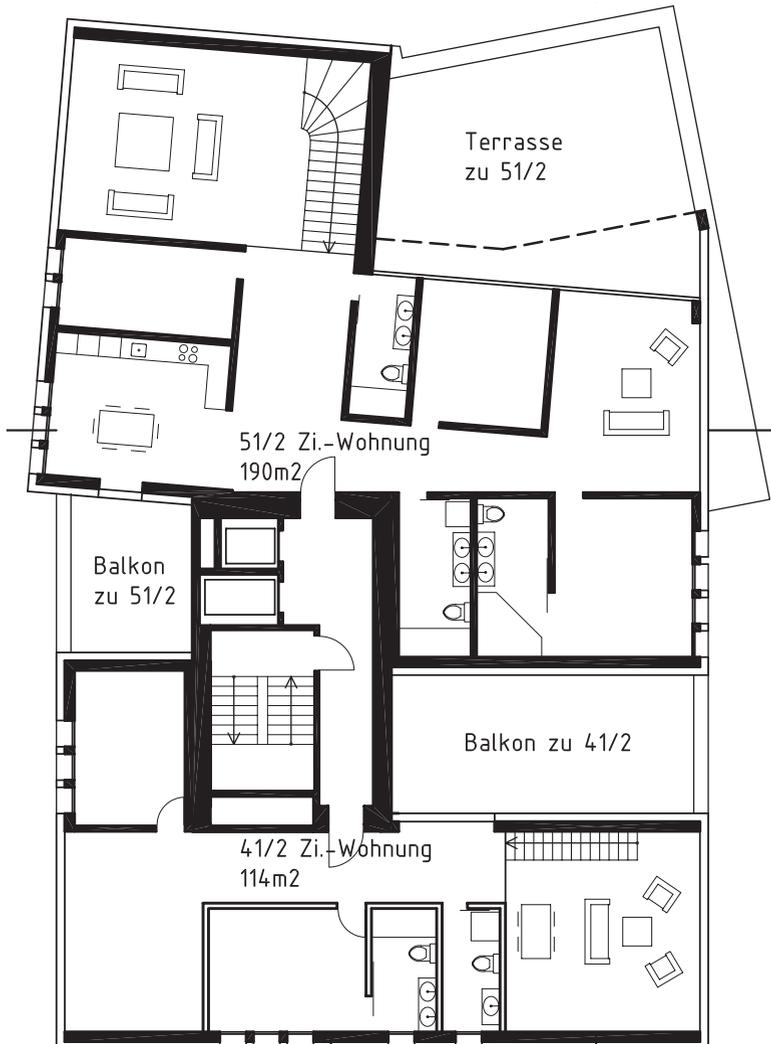
*Nordfassade 1:200*



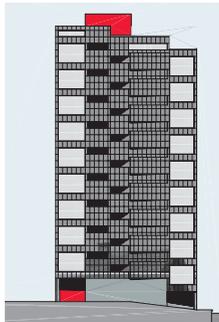
*Südfassade 1:200*



Projektarbeit «Grenzstadt»: Adrian Walther



19. Obergeschoss 1:200



Projektarbeit «Grenzstadt»: Marco Bamert

«Wir wissen, dass das hier ein Ghetto ist, aber wir haben uns daran gewöhnt»

## Migration, sozialräumliche Integration und die Frage der Beteiligung der Migrationsbevölkerung an der Quartierentwicklung

Mit einem eigenen Teilprojekt wurden die gezielte Kontaktaufnahme und der Einbezug der ausländischen Bevölkerung in das Projekt BaBeL angestrebt. Ziele dieses Teilprojekts waren insbesondere die Information der Migrationsbevölkerung im Quartier, der Einbezug ihrer Anliegen und Vorstellungen hinsichtlich der Quartierentwicklung sowie langfristig der Aufbau dauerhafter Strukturen zur Vertretung der fremdsprachigen Quartierbevölkerung in Quartierangelegenheiten. Das folgende Kapitel beschreibt die Situation der Migrationsbevölkerung im benachteiligten Quartier, die Ansätze zu ihrer Beteiligung, die im Projekt BaBeL erprobt wurden, und reflektiert sie im Lichte theoretischer Bezüge. –  
Von Alex Willener

## Ausgangslage im Quartier

Wie aus dem historischen Kapitel 1 ersichtlich wird, reflektiert das Quartier Basel-/Bernstrasse ein Stück schweizerischer Migrationsgeschichte. Im Laufe der Jahrzehnte landete ein Teil jener Menschen, die aus wirtschaftlichen Beweggründen, im Zuge gezielter Anwerbung oder durch Flucht den Weg in die Schweiz fanden, in diesem Quartier. Die Verfügbarkeit von günstigem Wohnraum und die hohe Bevölkerungsfuktuation boten den nötigen Spielraum dazu.

Ich erinnere mich, dass wir als Jugendliche Ende der Sechzigerjahre einigen Respekt davor hatten, in dieses «Italienerquartier» zu gehen. Und gleichzeitig grosses Interesse: Im Restaurant «Lädéli» an der Baselstrasse existierte damals die erste Pizzeria der Stadt Luzern. Derweil bot schon bald ein Restaurant am Rande des Quartiers die ersten Cevapcici an, und Menschen aus dem damaligen Jugoslawien traten als günstige und deshalb begehrte Arbeitskräfte in der Gastronomie und auf dem Bau in Erscheinung. Jugoslawien wurde zur ebenso günstigen wie begehrten Feriendestination unserer Eltern und es war undenkbar, dass das Schimpfwort «Jugo» dereinst Einzug halten würde.

Im Jahr 2002 – zum Zeitpunkt des Starts des Projekts BaBeL – ist das «Lädéli» ein indisches Restaurant, während Gastrogenüsse aus aller Welt landauf, landab schon längst zum heimischen Grundangebot gehören. In unmittelbarer Nachbarschaft dieses Inders: ein serbischer Lebensmittelladen, ein Latin-Musikvertrieb, ein tamilischer Non-Food-Laden, ein afrikanischer Lebensmittelhändler und die Quartierfiliale der Schweizerischen Post. Drei Jahre später ist das «Lädéli» ein bosnisches Restaurant und die Quartierfiliale der Schweizerischen Post existiert nicht mehr.

Diese kurze Beschreibung einer Strassenecke veranschaulicht sowohl die Vielfalt des Quartiers als auch die rasanten Veränderungen, denen die Menschen im multikulturellen Quartier ausgesetzt sind. Dabei können die Gewerbebetriebe immer auch als Abbild der sich verändernden Bewohnerschaft betrachtet werden. Denn während sich die schweizerische Bevölkerung in diesem Quartier nur noch zu einem kleinen Teil aus Alteingesessenen und zu einem wachsenden Teil aus jüngeren Studierenden und Kunstschaffenden zusammensetzt, bildet die Migrationsbevölkerung seit Jahrzehnten ziemlich gut die in die Schweiz gelangenden Migrationsströme ab.

Gesamtbevölkerung im Gebiet: 4409. Anteil der nichtschweizerischen Bevölkerung: 56 Prozent. Die grössten nationalen Gruppen sind:

	Anzahl	in Prozent
BR Jugoslawien (Serbien, Montenegro, Kosovo)	652	14,8%
Sri Lanka	336	7,6%
China	238	5,4%
Italien	229	5,2%
Spanien	166	3,8%
Bosnien-Herzegowina	135	3,1%
Kroatien	101	2,3%

Mazedonien	98	2,2%
Portugal	71	1,6%
Deutschland	47	1,1%
Somalia	34	0,8%
Türkei	26	0,6%
Indien	20	0,5%

Die übrigen Herkunftsgebiete sind mit weniger als 20 Personen vertreten.

(Quelle: Einwohnerdienste Luzern 2002).

Diese Bevölkerungsverteilung trug dem Quartier in einem Medienbericht den Titel «grösstes Ghetto» der Schweiz ein. Ohnehin rührt das schlechte Image des Quartiers teilweise daher, dass die Medien seit Jahren jede Gelegenheit zu nutzen scheinen, das Gebiet zu problematisieren und abzuwerten.

Für viele Personen – nicht nur aus der Migrationsbevölkerung –, die neu nach Luzern ziehen, stellt das Quartier eine Eingangspforte dar. Ein Ort als erster Halt oder Zwischenhalt für unzählige Migrationsgeschichten aus verschiedenen Erdteilen und aus unterschiedlichsten Gründen: «Nach unserer Flucht aus Sri Lanka konnten wir in die Schweiz gelangen. Die Caritas vermittelte uns vor zehn Jahren in diesem Quartier eine Wohnung. Seither wohnen wir hier. Wir wissen schon, dass dies ein Ghetto ist, aber wir haben uns daran gewöhnt.» So eine der vielen Geschichten, wie sie uns durch eine tamilische Familie vermittelt wurde. Die Funktion der Eingangspforte ist eng verknüpft mit der Funktion des Durchgangs. Hier kommt man mal an, aber von hier geht man auch weiter, wenn sich andere Möglichkeiten öffnen. Die Fluktuation ist bedeutend: Innert fünf Jahren erneuern sich 40 Prozent der Bevölkerung.

Der Druck zum Wohnen in benachteiligten Quartieren kann als eine Folge der Benachteiligung bestimmter Gruppen auf dem allgemeinen Wohnungsmarkt betrachtet werden (vgl. Ryter 2003). Der auf der Ebene einer Stadt oder einer Region und vor allem in deren besseren Wohnlagen relativ geschlossene und finanziell hochschwellige Wohnungsmarkt hat sein Gegenstück in den schlecht vermietbaren Wohnlagen, wo Statusniedrigere und ökonomisch Schlechtere gestellt (seien das Studierende, Künstler/innen oder «working poors») in einem wenig attraktiven Umfeld ihre Nische finden. Während dies für Studierende oder Künstler/innen oft auch als anregendes und inspirierendes Umfeld und oft nur als temporäre Lösung betrachtet werden kann, ist es für manche Zugewanderte, die keine andere Wahl haben, eine unerwünschte Zwangssituation. Dies nicht zuletzt für Familien, deren Kinder ein eingeschränktes, anregungsarmes und oft irritierendes Umfeld (beispielsweise durch die Nachbarschaft des Sexgewerbes) antreffen.

Wie sich der Zugang zum Wohnungsmarkt im Verlauf einer Migrationsgeschichte verändern kann, zeigt das Beispiel der bereits oben erwähnten tamilischen Familie im Verlauf des Projekts BaBeL. Die Familie konnte genau in dem Moment in ein statushöheres Quartier umziehen, als sie mit dem Erlangen des Aufenthaltsstatus C (Niederlassungsbewilligung) offenbar einen besseren Zugang zum allgemeinen Wohnungsmarkt fand.

Die Folgen des beschränkten Zugangs zum Wohnungsmarkt beschreiben Arend et. al. (1990) als Kumulation verschiedener Benachteiligungen in den für die Betroffenen verfügbaren Wohnlagen, als da wären: übermässige Belegung des Wohnraums, unattraktives Wohnumfeld mit Luft- und Lärmimmissionen, übermässige Mietbelastungen, schlechte Einbettung im Wohnumfeld im Sinne fehlender oder geringer Chancen zur Beanspruchung der sozialen Umgebung und von Kontaktnetzen sowie mangelnde Ausstattung von Wohnungen in den Bereichen Küche, Bad und Heizung.

All diese Nachteile treffen auch auf das Gebiet Basel-/Bernstrasse zu. Während wir zu Beginn des Projekts immerhin die Existenz von günstigem Wohnraum als einen Vorzug des Quartiers betrachteten, gelangten wir im Projektverlauf immer mehr zur Erkenntnis, dass auch dieser vermeintliche Vorteil nicht für alle Teile der Bevölkerung galt. Der fehlende Zugang zum Wohnungsmarkt wurde durch manche Vermieter mit überhöhten Mietpreisen für oft miserable Wohnungen ausgenützt. Davon wurde auch die Caritas nicht verschont, die im Auftrag des Kantons für die Unterbringung von Asylsuchenden und Flüchtlingen zuständig ist. Mangels Alternativen war sie gezwungen, Mietpreise zu bezahlen, die schlicht als skandalös bezeichnet werden können. Gleichzeitig präsentiert sich ein beträchtlicher Teil der Wohnungen, die an statusniedrige Migrantinnen und Migranten vermietet werden, in einem Zustand, der weit unterhalb der hierzu gängigen Standards liegt.

Diesbezüglich gilt es allerdings auch wieder zu differenzieren. Wer längere Zeit im Quartier bleibt und eine ökonomische Grundlage hat, hat durchaus besseren Gestaltungsspielraum. Ein Beispiel ist jener kosovo-albanische Lebensmittelhändler, der ein Haus an der Baselstrasse erwerben konnte, in dem er nicht nur seinen Laden unterbringen konnte, sondern, in den Wohnungen darüber, auch drei Generationen seiner Familie. Oder jene bosnische Familie, die seit mehr als 20 Jahren in der gleichen Wohnung lebt, diese selber renoviert hat und mit ihren – dank der günstigen Wohnung möglichen – Ersparnissen ein Haus in Kroatien für die Zeit nach der Pensionierung baut.

Nun haben wir es im Quartier Basel-/Bernstrasse mit einer Situation zu tun, die viele Stadtquartiere im In- und Ausland kennen: Die Konzentration einer mehrheitlich der einkommensschwachen Schicht zugehörigen ausländischen Bevölkerung in bestimmten Quartieren kumuliert deren soziale Problematik (vgl. Wicker 2003). Huissoud et. al. (2003) zeigen, dass der *gesellschaftliche Status* und die *Nationalität* tendenziell zusammenwirken, das heisst, dass in den Städten Zonen bestehen, in denen gleichzeitig eine hohe Konzentration ausländischer Bevölkerungsgruppen und ein grösserer Anteil an Menschen mit einem niedrigen gesellschaftlichen Status zu finden sind. Diese Kombination zeigt sich in den benachteiligten Quartieren häufig in der räumlichen Konzentration von Armut, im höheren Anteil von der Sozialhilfebezüglerinnen und -bezügern, Flüchtlingen, Asylsuchenden im gesamtstädtischen Vergleich. Im Quartier Basel-/Bernstrasse war zum Beispiel der Anteil Sozialhilfebezügler/innen und der Working Poors doppelt so hoch wie in der Gesamtstadt. Der Kanton Luzern räumte ein, dass das Quartier punkto Wohnort von Flüchtlingen und Asylsuchenden kantonsweit den höchsten Anteil zu tragen hatte.

Häussermann und Siebel (2001) betonen in diesem Zusammenhang, dass die ethnische Segregation nicht als solche bereits ein Problem darstellen muss, die soziale Segregation aber schon. In der Realität solcher Quartiere überlagern sich nun bei den Zuwanderern beide Formen der Segregation, sodass in der Öffentlichkeit ein «ethnisches» Quartier vorschnell mit einem Problemquartier gleichgesetzt wird. Diese Kategorisierung ist nicht selten verbunden mit Stigmatisierung und sozialer Deklassierung der Menschen, die dort leben (vgl. Rorato 2007).

Solche Zuschreibungen werfen unweigerlich die Frage auf, ob Integration in einem derart kategorisierten Quartier überhaupt möglich ist. Dieser Frage werden wir im Folgenden auf dem Hintergrund theoretischer Diskurse nachgehen, bevor wir auf die Frage der Beteiligungsmöglichkeiten und anschliessend auf die Erkenntnisse aus unserem Projekt eingehen.

## Das Quartier als Integrationsort?

Das Quartier wird in manchen Beiträgen als eine zentrale Ebene von Integration und Identitätsbildung begriffen (vgl. z.B. Krummacher 2004). Andere wiederum bestreiten diese Sicht und reden angesichts der vielfältigen und geografisch verstreuten Bezugs- und Anknüpfungspunkte der Menschen vom «Mythos Quartier» (vgl. Gillet 1998). Um diesen kontroversen Sichtweisen nachzugehen, greifen wir hier weit zurück auf die klassischen stadtsoziologischen Arbeiten von Robert Park, Ernest W. Burgess und anderen Vertretern der so genannten «Chicagoer Schule» aus den 1920er Jahren, die noch heute als Bezugspunkt für Forschungsarbeiten gelten. Die andauernde Relevanz dieser Arbeiten rührt zum einen daher, dass sie Fragen aufwarfen, die teilweise bis heute nicht beantwortet wurden, zum anderen, dass sie sowohl theoretische Stadtanalysen lieferten als auch Konzepte und Methoden der Stadtteilaufwertung und – basierend nicht zuletzt auf den Aktivitäten von Jane Addams und ihren Mitstreiterinnen – der sozialräumlichen Arbeitsansätze («neighbourhood work») beschrieben, die heute noch (oder wieder!) als zeitgemäss gelten.

Ein Strang der Arbeiten von Park befasst sich mit den verschiedenen ethnischen «Communities», die für die Immigrationsstädte der USA typisch waren. Zentrales theoretisches Modell ist der funktionale Zusammenhang zwischen Segregation und Gemeinschaftsbildung (vgl. Park, Burgess 2004). Aus der offensichtlichen Differenz, ja aus den Gegensätzen zwischen den Lebenswelten entwickelte Park eine Dialektik von Dorfkultur und (Gross-)Stadtbildung. Er stellt fest, dass sich die Städter als Individuen ihrer traditionellen Kultur entfremden. Aber die Menschen leben in der Stadt nicht als «Nomaden», sondern sie suchen Zugehörigkeit. Und diese finden sie in den so genannten «natural areas», in den Gebieten, wo Menschen mit ähnlicher Herkunft, ähnlichen Einstellungen, ähnlichen Werten und ähnlichen Sitten leben. Neue Zuwanderinnen und Zuwanderer bewegen sich dorthin, wo sie hingehören. «Natural areas» sind soziale Gebilde, die zu räumlich abgrenzbaren Einheiten führen, die durch eigene Normen, Traditionen und Verhaltensmuster geprägt sind. Die zugewanderte Bevölkerung in den Städten lebt deshalb segregiert.

Die Integration der Migrantinnen und Migranten wird also bei Park nicht als individueller Prozess gesehen, sondern als kollektiver: die Identität als «Fremde/r»

bleibt bestehen, aber der Fremde findet sein Zuhause in einer kulturellen und ethnischen Gemeinschaft. In der «Community» findet der Zuwanderer, die Zuwanderin Solidarität, Akzeptanz, Bestärkung, aber auch soziale Kontrolle. In Parks Theorie ist die Stadt eine heterogene Pluralität von homogenen Gemeinschaften.

Wenn nun versucht wird, diese Ergebnisse auf heutige und europäische Verhältnisse zu übertragen, ist Folgendes zu beachten: Die Grössenordnung von Stadtgebieten scheint zu determinieren, ob sich Segregation von relativ homogenen ethnischen Gemeinschaften entwickelt. Sind es bei Burgess' Zonenmodell von Chicago räumliche Einheiten, die entsprechend den dort vorherrschenden Gruppen «Little Sicily», «Deutschland» oder «Black Belt» genannt werden, so treffen wir heute in Metropolen wie London ebenso deutlich getrennte Zonen mit Konzentrationen indischer, pakistanischer oder karibischer Bevölkerung (vgl. Robinson 1999) oder in Paris maghrebinische Zonen an. Hingegen sind in den meisten, aber vor allem in kleineren europäischen Städten multiethnisch durchmischte «segregierte» Quartiere die Regel (vgl. Veldboer, Kleinhans, Duyvendak 2002). Dies bedeutet, dass man in kleineren Städten weniger auf räumlich orientierte Selbstorganisation ethnischer «Communities» setzen kann.<sup>1</sup> Das war allerdings in den Zeiten der hauptsächlich italienischen Zuwanderung in die Schweiz noch anders, was sich auch am Quartier Basel-/Bernstrasse ablesen lässt. Die hier in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in grosser Zahl zugewanderten Italiener/innen gründeten verschiedene herkunftsbezogene Vereine, die ihnen durchaus im Sinne von Park Zusammenhalt und Identität sicherten. Einer dieser Organisationen, die «Colonia Libera» hat noch heute ihr Vereinslokal an der Baselstrasse und deren Präsident engagiert sich bis heute ebenso aktiv im Projekt BaBeL wie im Quartierverein Bernstrasse.

Selbstorganisation wird aber nicht nur durch die in solchen Quartieren heute vorhandene Vielfalt erschwert, sondern darüber hinaus auch durch deren Eigenschaft als Durchgangszone. Das permanente Kommen und Gehen von Menschen kennzeichnet den transitorischen Status des Stadtteils, wonach hier nicht Zuwanderung und Niederlassung die Regel sind, sondern die *vorübergehende Niederlassung* (Berger et. al. 2002). Diese Funktion der *Durchgangszone* erschwert stabile soziale Etablierungsprozesse im Stadtteil, was auch durch Niederberger und Cattacin (2003) bestätigt wird, die im raschen Durchlauf ein Hindernis für die Quartieridentifikation und den psychologischen Prozess des Wurzelschlagens sehen.

Auf der Basis ihrer Forschungsergebnisse führen Christa Berger et. al. den Begriff «Stadtteil mit prekärem Status» ein (2002, S. 11) und verknüpfen den Begriff mit einem Modell «prekärer Zugehörigkeit». Dieses geht davon aus, dass die lokalen Rahmenbedingungen mit ihrem sozialstrukturellen Kontext einen Status prekärer Zugehörigkeit erzeugen. Mit diesem Status erscheint eine Perspektive starker lokaler Zugehörigkeit schwierig, der Stadtteil wird nicht selbstverständlich

1 Manche ethnische Gruppen treffen sich in der Schweiz an Wochenenden an überregionalen Treffpunkten mit Verwandten oder Bekannten, die andernorts ansässig sind. Dies bedeutet, dass es die ethnischen «Communities» in der Schweiz durchaus gibt, aber sie sind selten räumlich lokalisierbar (Niederberger und Cattacin 2003).

zu einem «signifikanten» Ort im Sinne eines «stabilen habituellen Zentrums, eines Sicherheit gewährenden Ortes» (ebd. S. 12). Berger et. al. ziehen den Schluss, dass Stadtteile mit prekärem Status schwierige Integrationsbedingungen aufweisen. Ein «Heimischwerden» sei angesichts permanenter sozialräumlicher Veränderungen und Diskontinuitäten nur bedingt möglich, eine stabile lokale Verwurzelungsperspektive unter den gegebenen Bedingungen schwierig.

Dies lässt sich allerdings nicht generalisieren. Hartmut Häussermann und Martin Kronauer (2005) beschreiben, dass sich Segregation sowohl positiv als auch negativ auswirken kann und dass der Ort, in dem man lebt sowohl als Ressource erlebt werden kann als auch als Eingrenzung und Beschränkung. Häussermann und Kronauer warnen denn auch davor, segregierte Quartiere von Vorneherein als problematisch einzustufen. Die Unterschiedlichkeit der Wahrnehmung der eigenen Umgebung kann mit der durch Wolf-Dietrich Bukow (2001) festgestellte «Multiplikation» und «Diversifikation von Welten» in den Stadtteilen erklärt werden: Jede/r Bewohner/in hat eine andere Biografie und gibt eine andere sinnvolle Interpretation seiner/ihrer Lebenssituation. Jede/r hat einen anderen Bezug zum Quartier und setzt sich auf seine/ihre Weise mit den Veränderungen im Quartier auseinander.

Dies deckt sich mit den Erkenntnissen von Miriam Rorato (2007) aus ihren Interviews mit Bewohner/innen der Basel-/Bernstrasse, aus denen hervorgeht, dass die Bewohner/innen den Sozialraum je nach biografischer Situation als Zwangsraum, als Angstraum oder aber als Ort der sozialen Vernetzung, als Möglichkeits- und Identifikationsraum erleben. Während sich die einen für ihren Wohnsitz in diesem Quartier schämen, kompensiert für die anderen die dort mögliche soziale Vernetzung Defizite des Wohnens im Quartier. Andere wiederum nutzen den gleichen Raum als Gestaltungselement ihres Lebensstils. Rorato weist darauf hin, dass es sich einerseits um äussere, durch die gesellschaftliche Struktur bestimmte Faktoren handelt, die die Raumwahrnehmung und das Raumverhalten der Bewohner/innen beeinflussen (die Verfügung über ökonomisches, soziales und kulturelles Kapital). Andererseits seien es aber auch individuelle (durch die soziale Position, das Lebensalter, die Lebensphase und/oder das Geschlecht geprägte) Wahrnehmungs- und Handlungsmuster, die die Bedeutung von Lebensraum entscheidend prägen: Aktive und bewusste Handlungsformen können dazu beitragen, den Lebensraum als Möglichkeitsraum wahrnehmen zu können. Das Quartier kann somit zum einen in Form von Stigmatisierung und sozialer Deklassierung als strukturelle Benachteiligung wahrgenommen werden, zum anderen auch in einen Möglichkeitsraum umgewandelt werden. Mit ähnlichen ökonomischen Kapitalien ausgestattete Bewohnerinnen und Bewohner verorten ihren Lebensraum auf unterschiedliche Art und Weise in ihren Lebensgeschichten. Während der für die einen Zwang, Stigma und soziale Deklassierung bedeutet, wird er von den anderen auch als Möglichkeitsraum im Sinne eines Identifikationsraumes wahrgenommen und genutzt.

Bukow (2001) plädiert denn auch dafür, solche Quartiere nicht unter einem ethnisch verengten, sondern einem lebensweltlichen Blickwinkel zu betrachten: Mit dem Wechsel des Blickwinkels wurden Menschen mit unterschiedlichen Lebens-

stilen, differenten Biografien und Orientierungen sichtbar. Grenzziehungen im Quartier unterliegen zudem kontext- und situationspezifischen Veränderungen, sodass Bindungen und Zugehörigkeiten eine relative Durchlässigkeit besitzen.

Als vorläufiges Fazit kann gezogen werden, dass positive Effekte von Segregation und kleinräumiger Konzentration eher in Grossstädten erwartet werden können, die grössere Chancen zur Aufwärtsmobilität der neu zugezogenen Migrantinnen und Migranten bieten. In der Schweiz hingegen erscheinen die Auswirkungen ethnischer Konzentration eher als zwiespältig, da die Städte zu klein sind und in den Quartieren mit hohem Anteil sozial benachteiligter Bewohner/innen Migrantinnen und Migranten verschiedenster Herkunft nebeneinander wohnen. Diese Quartiere zeichnen sich überdies durch eine extrem hohe Mobilität ihrer Bevölkerung aus, wodurch die Bildung tragfähiger ethnischer Gemeinschaften und Netzwerke erschwert wird. Andererseits weist Rorato (2007) nach, dass die sozialen Kontakte jener Bewohnerinnen und Bewohner, die das Basel-/Bernstrasse-Quartier im Sinne eines Möglichkeitsraumes als Sozialraum wahrnehmen, sehr vielfältig sind: Sie reichen von familiären über Nachbarschafts-, institutionellen (z.B. Schule) und formellen (Vereine etc.) Beziehungen bis zu spontanen Begegnungen in öffentlichen Räumen und schliessen sowohl Beziehungen zu Personen gleicher wie auch anderer ethnisch-nationaler Herkunft mit ein.

#### Erfahrungen mit der Aktivierung und Beteiligung

Was bedeutet dies nun für die Beteiligung von Migrantinnen und Migranten an der Quartierentwicklung? Entwicklungsprozesse sollen von den Betroffenen mitgetragen und mitgestaltet werden. So lautet die weitgehend übereinstimmende Meinung der Diskurse, seien diese nun unter dem Paradigma der nachhaltigen Entwicklung oder unter den Ansätzen der Stadt- und Quartierentwicklung geführt. Nach dieser Auffassung sollten alle relevanten Akteure des zu entwickelnden Gebiets in einen partizipativen Prozess einbezogen werden, und deren Verantwortung und Handlungskompetenzen wären systematisch zu stärken. Regelmässig wird auch die Stärkung der Mitsprache- und Vertretungsmöglichkeiten der Migrantinnen und Migranten gefordert. Dass dieser normative Anspruch insbesondere im Kontext einer sprachlich, bildungsmässig, kulturell und sozioökonomisch durchmischten Bevölkerung nicht ganz einfach zu erfüllen ist, wurde im Projekt BaBeL bereits vor Projektbeginn erkannt, zeichneten doch die anderswo dokumentierten Erfahrungen ein deutliches Bild.

Ein gut dokumentiertes Beispiel ist das von Maria Lüttringhaus (2002) in Essen Katernberg untersuchte Projekt. Erwähnenswert ist, dass dort die Zahl der zugewanderten Bevölkerung mit 17 Prozent aus schweizerischem Blickwinkel schon fast als bedeutungslos erscheint, liegt doch schon der nationale schweizerische Durchschnitt bei 21 Prozent und der Anteil Zugewanderter in den segregierten Quartieren nochmals deutlich höher. Lüttringhaus stellt in ihrer Untersuchung insgesamt eine geringe Partizipationsbereitschaft der ausländischen Bevölkerung fest. Dies trotz einer von der Autorin attestierten Vielfalt und Flexibilität der Partizipationsinstrumente und -foren. Lüttringhaus führt eine Reihe möglicher

Erklärungen für die geringe Beteiligung an: Insgesamt sei die Partizipation durch Amtsstellen nur unzureichend unterstützt worden. Weiter hätten die Besitz- beziehungsweise Machtverhältnisse nicht nur Auswirkungen auf die Partizipationsmöglichkeiten, sondern auch auf die Partizipationsbereitschaft. Mieter/innen hätten wegen ihres Abhängigkeitsverhältnisses Angst vor Sanktionen und Wohnungsverlusten. Des Weiteren erklärt eine türkische Sozialarbeiterin die geringe Beteiligung der ausländischen (mehrheitlich türkischen) Bevölkerung damit, dass dialogische Prozesse über Planung den türkischen Landsleuten aufgrund ihrer Sozialisation sehr fremd seien. Darüber hinaus wird die geringe Beteiligung damit erklärt, dass die Migrationsbevölkerung häufig unter schwierigen sozialen Umständen lebt und über geringes Selbstbewusstsein im Kontakt zu den Deutschen verfüge. Wer sich an einem Ort fremd fühle, eigne sich Räume auch nicht durch Partizipation an öffentlichen Themen an. Schliesslich werden auch die Bildungssituation und die Sprachschwierigkeiten der ausländischen Bevölkerung als mögliche Gründe für die geringe Beteiligung angeführt. Andernorts stellt dieselbe türkische Sozialarbeiterin jedoch fest, dass die türkische Bevölkerung durchaus zu aktivieren sei, wenn es um «richtig materielle Interessen wie Wohnung, Arbeitsplatz, Mietergärten und Kita-Plätze ginge» (Lüttringhaus 2002, S. 223). Diese Aussage wird aber in der Studie nicht weiter ausgeführt oder belegt, sodass es bei der insgesamt negativen Einschätzung einer geringen Beteiligung der Migrationsbevölkerung bleibt. Selbst bei der Beschreibung partizipativer Schulhofaufwertungen wird festgestellt, dass die fehlende Integration ausländischer Eltern in das übliche Schulgeschehen dazu beitrug, «dass sich diese Eltern nur spärlich beteiligten» (ebd. S. 234).

Während das Beispiel Essen eine schon bald zehnjährige Laufzeit hat, wurde in Deutschland mit einem erheblichen Mitteleinsatz das Bund-Länder-Programm «Soziale Stadt» seit dem Jahr 1999 landesweit in über 300 Programmgebieten umgesetzt. Auch dort scheint das Fazit ähnlich auszufallen. Das Institut für Stadtforschung und Strukturpolitik kommt in seiner Zwischenevaluierung vom September 2004 zu einer insgesamt positiven Einschätzung der Aktivierung und des Empowerment der Bevölkerung. Was hingegen den Einbezug der Migrantinnen und Migranten anbelangt, seien aber trotz erheblicher Anstrengungen in vielen Gebieten bislang nur geringe Fortschritte sichtbar.

Krummacker (2004) betont, dass angesichts hoher Migrantenanteile in den benachteiligten Quartieren und zahlreicher anderer Minderheitengruppen mit unterschiedlichen Voraussetzungen und Bedürfnissen spezifische Zielgruppenprogramme und Beteiligungsmodelle unverzichtbar seien. Er kritisiert aber gleichzeitig, dass die praktizierten formellen Formen der Bürgerbeteiligung und die «runden Tische» den ungleichen Möglichkeiten nicht gerecht werden. Wenn Migranten und Migrantinnen überhaupt beteiligt werden, machen sie gemäss Krummacker die Erfahrung, dass sich die sprach- und bildungsgewohnten Akteure durchsetzen. Notwendig seien daher aufwändige Beteiligungsverfahren, echte Mitentscheidungs-spielräume sowie intermediäre Instanzen, die mit einer anwaltschaftlichen Funktion die Beteiligung überhaupt erst ermöglichen.

In der Schweiz konstatierte Blumer (2001) im Zusammenhang mit dem Entwick-

lungsprozess «Werkstadt Basel»: «In der Werkstadt Basel engagierte sich vor allem der gebildete Mittelstand. Junge Erwachsene und AusländerInnen waren [...] insgesamt schlecht vertreten und in den Quartierkonsenskonferenzen betrug auch der Frauenanteil nur noch 21%. Schuld an dieser Entwicklung trugen neben prozessimmanenten Barrieren die fehlende politische Sensibilität und die mangelnde Bereitschaft, mehr Mittel für den Einbezug marginalisierter Bevölkerungsgruppen einzusetzen» (Blumer 2001, S. 232).

Wie sind nun all diese Erkenntnisse in das Projekt BaBeL eingeflossen?

## Der Ansatz von BaBeL

Wie wir bereits gesehen haben, kann das Quartier Basel-/Bernstrasse als eigentliches Einwanderungsquartier bezeichnet werden, das in dieser Hinsicht von anderen Quartieren der Stadt Luzern auffällig abweicht. Man kann dieses Wohngebiet als eine Durchgangsstation im Prozess der Integration sehen. Sie dient als erste Anlaufstation, als Stützpunkt und als Schutz durch Anonymität. Für die individuelle Zuwanderin, den individuellen Zuwanderer kann das Einwanderungsquartier ein Übergangsort, eine Schleuse oder einen «Wartesaal» darstellen. Für manche Migrantinnen und Migranten (wie das Beispiel mancher schon in den 50er/60er-Jahren zugezogener Menschen aus Italien und Spanien zeigt) wird es aber auch zum Ort der dauerhaften Niederlassung, auch wenn dies vermutlich zu Beginn nicht geplant war. Wenn das Quartier nun von Migrantinnen und Migranten selber als «Ghetto» bezeichnet wird, muss befürchtet werden, dass viele im «Wartesaal» im Zustand der Desintegration hängen bleiben. Im Kontext des vorherrschenden Negativimages des betroffenen Quartiers muss – so unsere Annahme – ohne Gegensteuer mit zunehmenden Integrationshindernden Isolations- und Ausgrenzungsprozessen gerechnet werden. Die Funktion der «Schleuse» wie auch jene des ständigen Wohnsitzes muss dann unter dem Gesichtspunkt der Integration in Frage gestellt werden. Aus diesen Überlegungen heraus folgerten wir, dass partizipative Quartierentwicklungsprozesse in beiden oben skizzierten Fällen einen Beitrag zur Integration bieten können:

- Bezüglich der Funktion des Quartiers als Übergangsort kann die Situation des «Wartens» qualitativ aufgewertet und integrativ genutzt werden. Wer dort im Wohnumfeld, in der Schule, im Quartierverein, im Jugendverband oder im Rahmen eines Quartierentwicklungsprojekts gute Verhältnisse vorfindet, sich zurechtfindet oder gar engagiert, wird dies auch an einem neuen Wohnort einfacher tun. Die Funktionsfähigkeit des Quartiers als «Schleuse» wird verbessert.
- Bezüglich der Funktion des Quartiers als dauernder Wohnsitz ist die Aufwertung, Öffnung und Imageverbesserung des Quartiers in jeder Hinsicht eine Voraussetzung für die Integration.

### Der Anspruch an die Beteiligung der Migrationsbevölkerung

Wie bereits erwähnt, handelt es sich im Fall der Basel-/Bernstrasse um eine Quartierbevölkerung aus mehrheitlich niedrigen Bevölkerungsschichten mit unterdurchschnittlichem Bildungshintergrund. Und ausserdem wird das Quartier von einer Vielzahl ethnischer Gruppen bewohnt, was mit verschiedensten sprachlichen Barrieren verbunden ist. Den damit voraussehbaren Schwierigkeiten

zum Trotz sollten – so die Überzeugung der Projektleitung – möglichst alle verschiedenen Bevölkerungsgruppen und Akteure im Quartier in den Prozess einbezogen werden. Natürlich war der Projektleitung bewusst, dass angesichts der anderswo gemachten Erfahrungen der Anspruch allzu hoch und die Chance des Misserfolgs gross war. Man wollte aber bewusst hohe Ziele setzen, denn es wäre allzu bequem gewesen, mit dem Verweis auf Erfahrungen anderer Projekte die «schwer erreichbaren» Gruppen gar nicht erst anzusprechen.

Da auf diesem Gebiet noch wenig erfolgversprechende Vorgehensweisen existierten, wurde ein eigenes Teilprojekt für den Einbezug der fremdsprachigen Bevölkerung definiert. Dieses wurde in drei Phasen durchgeführt und durch die Projektförderung der Eidg. Kommission für Ausländerfragen sowie durch den Kanton Luzern finanziert.

Für dieses Projekt wurden drei Wirkungsziele gesetzt. Es sollten sich künftig mehr Bewohner/innen mit dem Quartier identifizieren und ein «commitment» dafür entwickeln. Breitere Bevölkerungskreise sollten sich an Quartieraktivitäten beteiligen. Und schliesslich sollte die zukünftige Quartierentwicklung auch die Interessen und Bedürfnisse der ausländischen Wohnbevölkerung berücksichtigen.

## Projektphase I: Aktivierung und Empowerment

Für die erste Phase dieses von 2002 bis 2003 laufenden Teilprojekts wurden Ziele gesetzt, die den ersten beiden Partizipationsstufen nach Maria Lüthringhaus (2000) entsprechen: der Information und der Mitwirkung. Konkret sollte die ausländische Bevölkerung im Quartier über das Projekt BaBeL informiert, die Beteiligung verschiedener ausländischer Bevölkerungsgruppen am Projekt sichergestellt werden, und die Anliegen und Vorstellungen der ausländischen Bevölkerung hinsichtlich der Quartierentwicklung sollten in das Projekt eingeflossen sein.

Für die Umsetzung liessen wir uns von einigen Vorüberlegungen leiten. Zum einen sollte das Projekt BaBeL im öffentlichen Raum sichtbar werden, damit erst einmal der Bevölkerung bewusst wurde, dass in diesem Sozialraum etwas im Gange ist. Wir stellten uns vor, dass Transparente, Plakate und alle möglichen Kommunikationsmedien unmissverständlich auf einen Aufbruch im Quartier hinweisen würden. Zum anderen hielten wir die persönliche Kontaktaufnahme mit Schlüsselpersonen aus verschiedenen ethnischen Gruppen für ein unumgängliches Mittel der Aktivierung. Es war uns aber durchaus bewusst, dass das Vorgehen nicht für jede ethnische Gruppe auf die gleiche Art erfolgen konnte, sondern mit den jeweiligen Mittelpersonen abgesprochen werden musste. Für die erste Phase der Aktivierung schien uns deshalb eine Mischung aus Kampagnenmethode und systematischer persönlicher Kontaktaufnahme angebracht.

### Die geplante Umsetzungsstrategie ...

#### *a) Kampagne*

Bezüglich der Kampagnenarbeit für eine derart heterogene Zielgruppe im lokalen Sozialraum besteht noch erheblicher Entwicklungsbedarf. Bei der Entwicklung der Kampagne sollten deshalb unter Beizug von Studierenden interdisziplinär neue Wege beschritten werden. In einer Grafikklassse der Hochschule Luzern – Design & Kunst wurden im Rahmen eines Unterrichtsmoduls Informationsmittel

und -medien entwickelt, die kulturübergreifend verstanden werden und auf subtile Weise die Botschaft der Quartierentwicklung vermitteln sollten. Diese Entwicklungsarbeit erfolgte in enger Zusammenarbeit mit einer Projektgruppe von Studierenden der Soziokulturellen Animation, die ihrerseits für die Kontaktaufnahme und Tests zuständig war (vgl. Hanemann-Jenny et al. 2002). Die Kommunikationsmittel sollten nämlich im Quartier bei Passanten und Passantinnen getestet werden. Zu diesem Zweck sollte temporär ein leerstehendes Ladenlokal im Zentrum der Baselstrasse gemietet werden. Ausserdem sollten die Inhaber/innen ethnischer Läden über das Anliegen informiert und dafür gewonnen werden, Plakate oder andere geeignete Medien in der jeweiligen Sprache zu präsentieren. Auf der Basis dieser Tests sollten die definitiven Kommunikationsmedien erstellt und gleichzeitig die durch die Intervention im Quartier entstandenen Kontakte zum Erfassen von Anliegen und Ideen der ausländischen Bevölkerung und wenn möglich zur Rekrutierung von Kontaktpersonen genutzt werden. Die ausgewählten Kommunikationsmittel sollten schliesslich im weiteren Verlauf des Projekts BaBeL regelmässig eingesetzt werden.

#### *b) Zusammenarbeit mit Kontaktpersonen*

Unsere Hypothese für die Kontaktaufnahme war, dass diese methodisch nicht durchgeplant werden konnte, sondern dass die Methodik gemeinsam mit den ersten Kontaktpersonen weiterentwickelt werden sollte – diese würden möglicherweise auf Ideen kommen, die wir nicht hatten, weil sie die Verhältnisse im Quartier oder in ihrer ethnischen Gruppe am besten kannten. Vorgesehen war, über bestehende Kanäle im Quartier für die grösseren ethnischen Gruppen je eine oder zwei Kontaktpersonen zu suchen, die einen gewissen Bekanntheitsgrad und Akzeptanz in der jeweiligen Volksgruppe hatten und über gute Deutschkenntnisse verfügten. Angestrebt wurde, dass sowohl Frauen als auch Männer eine solche Funktion übernehmen.

Diesbezüglich wurde auch diskutiert, ob hierbei die ethnischen Schlüsselpersonen, welche die Caritas des Kantons Luzern rekrutiert hatte und die verschiedenenorts zum Einsatz kamen, einbezogen werden könnten. Diese Idee wurde jedoch wieder verworfen. Neben strukturellen Gründen bestand der Hauptgrund darin, dass wir überzeugt waren, dass eine sozialräumliche Projektanlage bedingt, dass die Schlüsselpersonen im gleichen Quartier wohnen und dort auch im Alltagsleben eine Rolle spielen. Vorgesehen war, dass diese Schlüsselpersonen regelmässig und ausführlich über das Projekt informiert und bezüglich ihrer Rolle im Projekt und gegenüber ihren Landsleuten instruiert werden. Sie sollten zu allen öffentlichen Veranstaltungen des Projekts eingeladen und so bald wie möglich in die Projektorganisation aufgenommen werden. Die Schlüsselpersonen sollten in geeigneter, der jeweiligen ethnischen Gruppe angepasster Form (z.B. Gruppengespräch, Einzelinterviews) mit ihren Landsleuten Kontakt aufnehmen und ihre Anliegen punkto Quartierentwicklung sammeln. Schliesslich sollten die Schlüsselpersonen dafür sorgen, dass sich an öffentlichen Veranstaltungen weitere Personen aus ihrer ethnischen Gruppe – vor allem Frauen – beteiligten.

So weit die geplante Strategie, deren Umsetzung sich allerdings nicht planmässig entwickelte. Wie der folgende Abschnitt zeigt, muss insbesondere der Kam-

pagnenteil als gescheitert betrachtet werden, während sich die Aktivierung und der Kontaktaufbau zwar aufwändig und dornenreich, aber schliesslich doch erfolgreich gestalteten.

### ... und ihre Umsetzung

Die Design-Studierenden hatten nur gerade ein kurzes Ausbildungsmodul zur Verfügung, um die Kommunikationsmittel zu entwickeln. Demgegenüber hatten die vier Studierenden der Soziokulturellen Animation mehr Zeit, realisierten sie das Vorhaben doch im Rahmen des im Ausbildungsverlauf vorgesehenen Praxisprojekts. Hier ergaben sich erst mal zeitliche und strukturelle Inkompatibilitäten. Des Weiteren zeigten sich bei den Zusammenkünften der zwei Studierendengruppen die Tücken der interdisziplinären Zusammenarbeit. Wie dies Pohl (2002) in seinen Ausführungen zur transdisziplinären Zusammenarbeit sehr einleuchtend darlegt, erwiesen sich die beiden Gruppen recht eigentlich als «tribes», als Stämme mit eigenen Sprachen, Gebräuchen und Verhaltensweisen. Die nötige Zeit zur gegenseitigen Annäherung hin zu einer effizienten Zusammenarbeit fehlte allerdings. Nichtsdestotrotz kamen sehr gute Resultate zustande. Die Animationsstudierenden entwickelten die prägnante Kurzbotschaft «Mitverändern» und liessen sie in sechs Sprachen übersetzen. Die Design-Studierenden entwickelten eine Serie ganz unterschiedlicher Kommunikationsmedien zum Thema «Quartierentwicklung»: verschiedene Plakate und Postkarten bis hin zu einem Animationsfilm, der das Leben an der Baselstrasse nachzeichnete, oder einem dreidimensionalen Modell samt Modelleisenbahn, die symbolisch das Kommen und Gehen im Quartier illustrierte. Die Animationsstudierenden mieteten in der Folge während einer Woche ein leerstehendes Ladenlokal, in dessen Schaufenster alle Medienerzeugnisse ausgestellt wurden. Mittels Befragung von Passantinnen und Passanten wurden die Meinungen zur Quartierentwicklung und zu den Kommunikationsmitteln eingeholt (vgl. Hanemann-Jenny et al. 2002).

Damit waren wichtige und nützliche Vorarbeiten geleistet worden, die danach aus verschiedensten Gründen nicht konsequent weiterverfolgt und umgesetzt werden konnten. Zum einen hatten die Entwürfe der Studierenden in diesem Stadium richtigerweise noch experimentellen Charakter und hätten danach einen Diskussions- und Weiterentwicklungsprozess benötigt, um zu Ausführungsreife zu gelangen. Das Ausbildungsmodul war aber abgeschlossen und es gab strukturell keine Zuständigkeiten zur Weiterführung dieser Vorprodukte. Zum anderen fehlten der Projektleitung zum damaligen Zeitpunkt die zeitlichen (und finanziellen) Ressourcen, um eine Kampagne im erwünschten Sinne zu planen und durchzuführen. Mehr noch: Die Projektleitung tat sich zur damaligen Zeit schwer damit, ein übergeordnetes Kommunikationskonzept zu definieren, worin die Ziele dieser Kampagne ihren Platz hätten finden müssen. Ein solches Konzept wurde zwar vorgelegt, aber kontrovers diskutiert, mehrmals vertagt und schliesslich ad acta gelegt.

Für das Konzept des Einbezugs der Migrationsbevölkerung bedeutete dies, dass die zweigleisige Strategie (Kampagnen- und Kontaktpersonenkonzept) aufgegeben und eine Konzentration auf das zweite Gleis erfolgen musste. Das Fehlen der Kampagne wirkte sich vor allem im mangelnden Bekanntheitsgrad aus: wegen

der fehlenden Sichtbarkeit des Quartierentwicklungsprozesses musste in individuellen Kontakten viel mehr an Informationsarbeit geleistet werden.

Das zweite Gleis, das Kontaktpersonenkonzept, war mit einigen Umwegen verbunden, denn die Suche und Kontaktierung ausländischer Kontaktpersonen erwies sich als recht aufwändig. Die Identifizierung von Personen, die in den jeweiligen ethnischen Gruppen anerkannt sind, bedurfte einiger Sensibilität, da wir davon ausgehen mussten, dass eine ethnische Gruppe kein homogenes Gebilde ist, sondern aufgrund politischer Einstellungen, religiöser Zugehörigkeiten, unterschiedlicher Bildungsstände, städtischer oder ländlicher Herkunft oder familiärer Feinden durchaus heterogen ist. Die Frage, ob es Personen im Quartier gab, die in einer bestimmten ethnischen Gruppe allseits Vertrauen genossen und darüber hinaus gut Deutsch sprachen, wurde deshalb in zahlreichen Gesprächen mit den Schulen, mit ausländischen Ladenbesitzern, mit Mittelspersonen außerhalb des Quartiers und in ausländischen Kulturvereinen und -zentren ermittelt. Oft klappten Termine nicht oder wir wurden von einer Person zur anderen geschickt. Die Wege waren verschlungen und es bedurfte der Bereitschaft, auch auf eigenwillige Gesprächssituationen einzugehen. Weil der Präsident eines (der beiden) portugiesischen Kulturvereine tagsüber in der Industrie arbeitete und in der Freizeit sehr engagiert war, konnte das Gespräch mit ihm nur im Vereinslokal während eines Spiels der portugiesischen Fussballmeisterschaft stattfinden. Wirklich reden konnte man natürlich nur in der Spielpause ...

Es kann allerdings festgestellt werden, dass das Bonmot «Umwege erleichtern die Ortskenntnis» in diesem Fall sehr zutreffend war. Durch diese Recherchiarbeit konnten gute Kenntnisse über informelle Strukturen in einzelnen ethnischen «Communities» gewonnen und gleichzeitig das Projekt BaBeL und seine Intentionen gut verankert werden. Als nützlich erwies sich in dieser Hinsicht die intermediäre Position der Projektleitung, indem uns als Vertretern der Hochschule eine positive Rolle und eine neutrale Haltung zugeschrieben wurden. Und schliesslich zeigte sich hier die Nützlichkeit einer Rolleninterpretation, die auch die Bereitschaft einschloss, ad hoc auf Bedürfnisse und Anliegen der angesprochenen Personen einzugehen und zum Beispiel Vermittlungsdienste gegenüber Behörden oder der Schule zu leisten oder Ratschläge für den Umgang mit einer schwierigen Situation zu erteilen. Dies war denn auch ein Vorgehen, das sich von früheren Erfahrungen der Leute mit Hochschuleinrichtungen abhob. In diesem Quartier waren zuvor schon manche Erhebungen und Forschungsprojekte durchgeführt worden, die Menschen standen als Objekte der Forschungsinteressen zur Verfügung, kriegten aber keine Gegenleistungen – weder bekamen sie Ergebnisse zu sehen, noch wurden daraus Massnahmen abgeleitet. Viele unserer Gespräche konnten so auch unter dem Aspekt der Vertrauensbildung verbucht werden, da es mitunter darum ging, Misstrauen oder Skepsis gegenüber staatlichen Einrichtungen ganz allgemein und gegenüber unserem Vorhaben im Besonderen abzubauen.

Ab Januar 2003 konnte schliesslich eine Gruppe von sechs Kontaktpersonen aus der Migrationsbevölkerung eingesetzt werden. Die Gruppe war hinsichtlich Alter, Nationalität, Geschlecht, Bildungsstand und Migrationshintergrund sehr he-

terogen zusammengesetzt: eine in Bosnien ausgebildete Lehrerin, eine alleinerziehende und stellenlose Kosovarin, der Präsident der italienischen «Colonia Libera», ein spanischer Gewerkschafter und zwei tamilische Männer mit qualifizierten Berufen, die allerdings in der Schweiz in unterqualifizierten Tätigkeiten beschäftigt waren.

Beim nächsten Schritt des Dialogs mit ausländischen Bewohnerinnen und Bewohnern, der über die Kontaktpersonen hinausging und in Gruppen stattfand, hat sich der methodische Ansatz der Arbeit mit illustrierten Szenarien (vgl. Kap. 2) zur zukünftigen Entwicklung des Quartiers als sehr erfolgreich erwiesen. Die detailreich ausgearbeiteten Bilder fanden Anklang und bildeten eine gute Basis für die Gespräche. Aufgrund des assoziativen Charakters der Gespräche wurden auch überraschende Anregungen und Erkenntnisse eingebracht. Die im einen Szenario eingebaute städtebauliche Idee des Bahndammdurchbruchs (vgl. Kap. 6) wurde durch an der Baselstrasse lebende Eltern sofort als Möglichkeit eines sicheren Schulwegs entlang des verkehrsfreien Reussufers erkannt. Auch bei diesem Schritt musste das Vorgehen bei den verschiedenen ethnischen Gruppen je neu entwickelt werden. Bei den italienischen und spanischen Bewohnerinnen und Bewohnern war es dank der guten Zusammenarbeit mit den im Quartier liegenden Zentren «Colonia Libera» und «Centro Gallego» einfach, ein Gruppengespräch zu organisieren. Bei der bosnischen und kosovo-albanischen Bevölkerung organisierten die Kontaktpersonen hingegen Hausbesuche. Die tamilischen Kontaktpersonen führten selber eine Befragung bei zwanzig tamilischen Bewohnerinnen und Bewohnern durch.

Diese mitunter aufwändige Phase der Aktivierung brachte konkrete Ergebnisse in Bezug auf die Beteiligung eines Teils der Migrationsbevölkerung am Quartierentwicklungsprozess.

- Als im Januar 2003 die Grossgruppenveranstaltung (vgl. Kap. 2) stattfand, bei der es darum ging, ein Konsensszenario für die künftige Entwicklung des Quartiers zu erarbeiten, nahmen etliche ausländische Bewohner/innen daran teil. Ohne vorangehende Aktivierung wäre dies eine ausschliesslich mit Einheimischen besetzte Veranstaltung geworden, denn die ausländischen Teilnehmer/innen brauchten ein eigentliches Empowerment, um sich überhaupt dorthin zu wagen und mitzureden.
- An den regelmässig durch BaBeL organisierten Sitzungen mit den «Quartierkräften» (Organisationen und städtische Vertreter, die für ortsbezogene Begleitung und Umsetzung im Quartier sorgen) nahmen ab Frühjahr 2003 die ausländischen Kontaktpersonen erstmals teil und waren seither formell in die Projektorganisation des Quartierentwicklungsprozesses eingebunden. Allerdings zeigte es sich, dass die mangelnde Gewohnheit, sich öffentlich und in Deutsch zu äussern, noch eine enorme Schwelle für das eigentliche Mitreden bedeutete.
- Aus der Gruppe der Kontaktpersonen wurden im Juni 2003 eine Bosnierin, ein Italiener, ein Spanier als erste ausländische Personen in den Vorstand des Quartiervereins Bernstrasse gewählt.
- Durch die enge Zusammenarbeit und Vernetzung der einzelnen Umsetzungsbausteine von BaBeL konnten auch die ab Frühjahr 2003 einsetzenden

Massnahmen für Kinder und Jugendliche (vgl. Kap. 5) fruchtbar gemacht werden. Da die überwiegende Mehrheit der Kinder im Quartier ausländischer Herkunft sind, ergaben sich Synergien zwischen den beiden Teilprojekten. Einerseits konnten die ausländischen Eltern gut über die freizeitbezogenen Aktivitäten für die Kinder informiert werden, andererseits ergaben sich über die Kinder neue Kontakte zu Erwachsenen, die dann wieder zu Multiplikatoren wurden.

Nicht gelungen war bis zu diesem Zeitpunkt der Einbezug einer serbischen Kontaktperson in das Projekt und damit der Zugang zur zahlenmässig bedeutenden serbischen Herkunftsgruppe. Die diesbezüglichen Kontaktierungsversuche liefen ins Leere. Eine mögliche Erklärung dafür wurde uns durch eine serbische Vertrauensperson ausserhalb des Quartiers geliefert: Innerhalb der serbischen «Community» kursierte das Gerücht, eine an BaBeL beteiligte Organisation sei eine Sekte. Mit der Platzierung eines Zeitungsberichts über BaBeL in einer serbischen Migrantenzeitung wurde deshalb versucht, den Boden für eine Vertrauensbildung zu legen.

## Projektphase II: 2004–2007

Anlass für die zweite Phase bildete die Erkenntnis, dass für eine weitergehende Beteiligung die temporäre Anwesenheit eines Projektleitungsmitglieds im Quartier nicht ausreichte. Wir hielten es für notwendig, vermehrt alltagsnahe Kontakte und Aktivierungsgelegenheiten zu schaffen. Für diesen Zweck wurde ein dreijähriges Folgeprojekt als Teilprojekt von BaBeL installiert, das die Anstellung einer Soziokulturellen Animatorin und den Bezug einer niederschwellig erreichbaren Lokalität beinhaltete. Im Herbst 2004 wurde eine Animatorin angestellt, die als Quartierarbeiterin für den kontinuierlichen Aufbau und die Pflege der Kontakte zuständig war. Anfang 2005 wurde gemeinsam mit der quartierbezogenen Kinder- und Jugendarbeit der Stadt Luzern ein zuvor leerstehendes Ladenlokal als gut sichtbares und offenes «Quartierbüro» bezogen. Von diesem Zeitpunkt an trat dieses Teilprojekt in der Öffentlichkeit unter dem Kurztitel «BaBeL Partizipation» in Erscheinung.

Ein kleines Vorprojekt antwortete auf jenen Aspekt der Ausgangslage, dass das Quartier ein Anknüpfungsort für viele Zuziehende aus aller Welt ist, die nach der Ankunft nichts oder wenig über die spezifischen Ressourcen des Quartiers wissen. Damit Migrantinnen und Migranten sowie andere Zuzüger/innen sich schneller zurechtfinden, hat eine Soziokultur-Studierende der Hochschule Luzern im Rahmen ihres Ausbildungsprojekts mittels umfangreicher Recherchen einen Quartierführer erarbeitet (vgl. Furrer 2004). Dieser enthält die wichtigen Adressen von Beratungsstellen, Bildungs- und soziokulturellen Einrichtungen sowie Organisationen der Zivilgesellschaft. Sämtliche Informationen des «Quartierguides» sind in sechs Sprachen übersetzt.

Der Quartierführer war zu Beginn der Phase II ein wichtiges Arbeitsmittel der Quartierarbeiterin im Sinne eines «Türöffners» für das Knüpfen von Kontakten. Er gab der Quartierarbeiterin sozusagen die Legitimation, im Quartier von Haus zu Haus zu gehen, ethnische Gewerbebetriebe zu besuchen und Zufallskontakte

für ein Gespräch zu nutzen. Die Begleitung der Gruppe der ausländischen Kontaktpersonen wurde in dieser Übergangszeit aufrechterhalten. Der Wegzug zweier dieser Personen – eine in ein «besseres» Quartier, die andere ins Ausland – illustrierte in aller Deutlichkeit die Realität des Quartiers als Durchgangszone. Die vier verbleibenden Kontaktpersonen (1 Bosnierin, 1 Italiener, 1 Spanier, 1 Tamiel) wurden zu wichtigen Schlüsselpersonen im Quartier und nahmen weiterhin regelmässig an den Sitzungen der «Quartierkräfte» teil und erfüllten ihre Aufgabe als Informationsträger.

Das Knüpfen von Kontakten stand zunächst im Zentrum der Tätigkeit der Quartierarbeiterin. Bald zeigte sich Handlungsbedarf in der Elternarbeit bei ausländischen Familien, und zwar im Zusammenhang mit der Einführung eines neuen Modells der schulbegleitenden familienergänzenden Betreuung durch die Stadt Luzern. Dieses Modell wurde Anfang Schuljahr 2004/05 eingeführt, und es zeigte sich schnell, dass vorwiegend Kinder von Schweizer Familien dieses Betreuungsangebot in Anspruch nahmen. Aus dem Blickwinkel der Integration war es aber wichtig, dass möglichst viele ausländische Kinder teilnehmen konnten. Es ist anzunehmen, dass der Mangel an Information oder Verständnis zur vorerst geringen Nutzung dieses sinnvollen Angebots durch ausländische Kinder führte. Deshalb wurde entschieden, dass die Quartierarbeiterin vorerst prioritär mit der Elternarbeit bei ausländischen Familien beginnen sollte, womit sie einen alltagsnahen Anknüpfungspunkt für die Kontaktaufnahme hatte.

In dieser Phase zeigte sich, dass es wesentlich einfacher war, durch konkrete Teilprojekte, die der Bevölkerung in ihrem Alltag etwas nützen, Kontakt zu knüpfen, als über eine allgemeine Information zum Projekt BaBeL. Dies bestätigt die oben ausgeführten Erkenntnisse von Lüttringhaus. Vielen Migrantinnen und Migranten war der Name BaBeL zwar bekannt, vor allem wenn sie Kinder hatten, die an den zahlreichen Kinderaktivitäten teilnahmen. Er blieb aber wohl für die meisten ein abstrakter Begriff, dessen Inhalte ihnen weder vertraut noch verständlich waren. Es zeigte sich, dass die bisher beteiligten Kontaktpersonen ihr Wissen kaum je innerhalb ihrer ethnischen Gruppe weitergegeben hatten. Wenn es darum ging, für ein neues Teilprojekt Vertreter/innen verschiedener ethnischer Gruppen zu finden, erschienen meist wieder unsere Kontaktpersonen. Die Erwartung, dass diese jeweils in ihrer jeweiligen Sprachgruppe eine geeignete Person aktivieren würden, hatte sich nicht erfüllt. Über die Gründe kann allerdings nur spekuliert werden. Vielleicht hielten sie es für einfacher, selber an die betreffende Sitzung zu gehen, als jemand anderen dafür zu mobilisieren. Oder sie wollten die Gelegenheit, sich zu profilieren, selber nutzen.

#### Verlagerung zu projektorientierter Arbeit

Diese Erkenntnisse führten zu einer Verlagerung der Schwerpunkte des Projekts. Die Vorstellung von nach dem Schneeballprinzip funktionierenden Informations- und Beteiligungsnetzwerken trat in den Hintergrund. Stattdessen wurde auf den guten Erfahrungen aufgebaut, und die Aufgaben der Quartierarbeiterin wurden auf die Begleitung und Vernetzung von Teilprojekten verlagert. Es ging darum, diese einerseits zugunsten des Quartiers und seiner Bevölkerung voranzutreiben,

und andererseits eine «natürliche» Anknüpfungsfunktion für die Aktivierung ausländischer Bewohner/innen zu diesen Teilprojekten zu haben. Neben den alltagsnahen Kontakten im Quartier und im Ladenlokal waren die Aktivitäten fortan von «intermediärer» Projektbegleitung geprägt, die im Folgenden anhand einiger Beispiele ausgeführt wird.

Von einer im Integrationsbereich tätigen Organisation wurde das Projekt «MuKi-Deutsch» (Mutter-Kind-Deutsch) ins Quartier getragen – ein Deutschkurs, der gleichzeitig Mütter und ihre Vorschulkinder bilden sollte. Dieses Projekt benötigte im Quartier eine intermediäre Instanz zur lokalen Bewerbung und Verankerung. Diese Funktion übernahm kurzfristig die Quartierarbeiterin von «BaBeL Partizipation», weil wir der Ansicht waren, dass dieses Projekt für den Spracherwerb von Müttern und Kindern im Quartier eine wichtige Rolle spielen und das BaBeL-Netzwerk gut ergänzen könnte. Dieser Einsatz verlief erfolgreich, und das Projekt «MuKi-Deutsch» erfreute sich auf Anhieb zahlreicher Teilnehmerinnen. Leider trug dieser Einsatz keine nachhaltigen Früchte, hatte doch die quartierexterne Trägerorganisation das Projekt nach dem ersten Durchgang aus nicht nachvollziehbaren Gründen bereits in ein anderes Quartier verschoben.

Im Baustein «Aufwertung Reussufer» (vgl. Kap. 6) bestand die Aufgabe der Quartierarbeiterin in der Planung und Durchführung einer Zukunftswerkstatt mit Kindern sowie in der Vorbereitung eines Planungsworkshops mit Erwachsenen. Während an der Zukunftswerkstatt mehrheitlich ausländische Kinder teilnahmen, bildeten im Workshop Migrantinnen und Migranten die Minderheit. Immerhin kann aber als Erfolg gewertet werden, dass im anspruchsvollen Setting einer Planungswerkstatt mehrere Migrantinnen und Migranten aus verschiedenen Ländern teilnahmen. Im recht umfangreichen Teilprojekt «BaBeL Santé» (vgl. Kap. 9) hat die Quartierarbeiterin eine interkulturelle Arbeitsgruppe zusammengestellt und begleitet, die sodann in Zusammenarbeit mit der Projektleitung von «BaBeL Santé» im Mai 2006 ein Gesundheitswochenende plante und durchführte.

In diesem Teilprojekt ist es schliesslich gelungen, mehrere Vertreter/innen der Migrationsbevölkerung zu aktivieren, die bisher nicht im Projekt BaBeL engagiert waren. Im Rahmen dieses Teilprojekts zeigte sich auch die Möglichkeit, mit wenig Unterstützung Bottom-up-Projekte zu realisieren. Der «Pakistan Badminton Club Luzern», der auch am Gesundheitswochenende teilnahm, ergriff die Initiative für ein Badminton-Angebot für die Quartierbewohner/innen, konnte aber aus eigener Kraft die bürokratischen Hürden nicht überwinden; es scheiterte bereits bei der Turnhallensuche. Die Quartierarbeiterin hat dieses Projekt des «Pakistan Swiss Forum» aufgegriffen und dafür gesorgt, dass ein kleines Zusatzprojekt zum Thema «Sport im Quartier» entstand, das wiederum durch eine Soziokultur-Studierende im Rahmen ihres Ausbildungsprojekts umgesetzt wurde (Fischer 2007). Das durch den erwähnten pakistanischen Club geleitete Sportangebot ist seither beliebt im Quartier und hat Teilnehmer/innen aus verschiedenen ethnischen Gruppen. Wiederum anders gelagert war der Einsatz der Quartierarbeiterin beim Angebotsausbau der Spielgruppen im Quartier. Dieses Beispiel ist in Kapitel 6 näher ausgeführt.

Bei all diesen Aktivitäten konnte sich die Quartierarbeiterin bei der Migrationsbevölkerung als jemand profilieren, der zu ihren Gunsten das Angebot im Quartier verbessert. Dies führte zu einer neuen Form von Vertrauen, die für weitergehende Beteiligungsschritte genutzt werden konnte. Damit verdichtete sich die Erkenntnis, dass zuerst die Bedürfnisse dieser Bevölkerungsgruppe aufgegriffen werden müssen, bevor Aktivierung und Beteiligung funktionieren.

Darauf basierend wurde eine neue Interventionsebene eingeführt. Mit ethnospezifischen Informationsveranstaltungen sollte die Migrationsbevölkerung im Quartier über laufende Projekte sowie Angebote im Quartier und in der Stadt informiert werden. Dies einerseits, um besser an die Bedürfnisse der Angehörigen verschiedener Sprachgruppen anknüpfen zu können. Das Angebot sollte niederschwellig sein und auch die Frage beantworten, ob damit die Erreichbarkeit der Migrationsbevölkerung erhöht werden könnte. Eine erste derartige Veranstaltung fand für die tamilische Bevölkerung statt und wurde mit Hilfe jener TAMILIN organisiert, die bereits im Projekt «BaBeL Santé» eine tragende Rolle gespielt hatte. An der ersten Informationsveranstaltung für die tamilische Bevölkerung im Quartier haben die Beteiligten selber eine Fortsetzung gewünscht, und es wurde eine Vorbereitungsgruppe für das zweite Treffen bestimmt. Diese Gruppe hat nach eingehender Diskussion beschlossen, dass am nächsten Treffen nur die Frauen teilnehmen sollten, da sie bei Anwesenheit der Männer nicht oder kaum mitreden würden. Unbeabsichtigt förderte die Form der Informationsveranstaltung hier das Empowerment der Frauen.

## Weitere Erkenntnisse und (vorläufiges) Fazit

Der Aufbau von Kontakten in einem derart heterogenen Kontext braucht Zeit und Geduld. Die Kontinuität der handelnden Fachperson(en) ist deshalb ein wichtiger Erfolgsfaktor. Und auch wenn genug Zeit und Geduld eingesetzt werden können, gelingt die Aktivierung immer nur in kleinen, bescheidenen Schritten. Die Mehrfachbelastung vieler Migrantinnen und Migranten muss berücksichtigt und (zeitlich) einkalkuliert werden. Insbesondere müssen auch private Anliegen, Bedürfnisse oder Probleme der Menschen Platz haben. Zudem sind die Verständigungsprobleme nicht zu unterschätzen. Viele Migrantinnen und Migranten trauen sich nicht zu, in einer Arbeitsgruppe mitzuarbeiten. Und schliesslich muss zuerst Vertrauen und, darauf basierend, eine Beziehung aufgebaut werden. Und die Vertrauensbildung fängt damit an, dass die Fachperson bereit ist, ad hoc auch auf Bedürfnisse und Anliegen der angesprochenen Personen einzugehen und zum Beispiel Vermittlungsdienste gegenüber Behörden oder Schule zu leisten und Ratschläge für den Umgang mit einer schwierigen Situation zu erteilen.

Ein Erfolgsfaktor besteht sicher darin, dass die Aktivitäten und Projekte, in denen die Beteiligung erwünscht ist, klar und verständlich sind und aus ihnen ein möglichst direkter Profit für die Adressatinnen und Adressaten ersichtlich ist. Die freiwillige beziehungsweise ehrenamtliche Beteiligung eines Migranten, einer Migrantin an einem Projekt setzt also voraus, dass er oder sie darin einen persönlichen Nutzen erkennt. Dies trifft zwar für alle Menschen, nicht nur

Migrantinnen und Migranten, zu. Während aber für Menschen mit grossem sozialem, ökonomischem und kulturellem Kapital ein persönlicher Nutzen eines Engagements auch aus einer intrinsischen Motivation heraus entstehen kann, scheint es, dass bei sozioökonomisch schlechter gestellten Menschen an einer extrinsischen Motivation gearbeitet werden muss.

Eltern können am besten über die Kinder erreicht werden. Es war deshalb nützlich, dass sich die Quartierarbeiterin aktiv an möglichst vielen Aktivitäten des Bausteins «BaBeL Kids» beteiligte. Die Erweiterung der existierenden Spielgruppe mit dem Ziel einer stärkeren Teilnahme von Kindern aus der Migrationsbevölkerung oder die Vermittlung des neuen, schulbegleitenden Betreuungsangebots für Fremdsprachige hat der Quartierarbeiterin einen «natürlichen» Zugang zur Quartierbevölkerung verschafft.

Sehr bewährt hat sich der Standort der Projektleiterin mitten an der belebten Baselstrasse. Dieses niederschwellig erreichbare «Quartierbüro» wurde mit der Zeit durch Menschen aus dem Quartier ganz unterschiedlich genutzt: für Auskünfte/Informationen, um Alltagsthemen zu diskutieren oder einfach mal eine Fotokopie zu machen. Dies schien sich als eine Möglichkeit zu entpuppen, sich auf Deutsch zu unterhalten. Diese Art von kurzen Gesprächen und kleinen Dienstleistungen erhöhte das Vertrauen in die Quartierarbeiterin. Dieses Vertrauen ermöglichte mit der Zeit auch weitergehende Anfragen und Kontakte, so zum Beispiel zu Fragen der Einbürgerung.

Welches Fazit können wir nun aus diesem Versuch ziehen, Migrantinnen und Migranten in einem statusniedrigen Quartier in einen Entwicklungsprozess einzubeziehen?

Die von Maria Lüttringhaus (2000) angeführten Gründe, weshalb sich Migrantinnen und Migranten nicht beteiligen, haben sich in unserem Projekt weitgehend bestätigt. Die Erwartungen an die Beteiligung dürfen deshalb in sozioökonomisch schlecht gestellten Quartieren auch in Zukunft nicht zu hoch gesteckt werden. Das Wissen um die Hindernisse und Grenzen der Partizipation darf jedoch nicht dazu führen, dass aufgrund von Vorannahmen über nationale oder ethnische Gruppen Ausflüchte gefunden werden, warum keine speziellen Bemühungen für deren Einbezug gemacht werden.

Nicht nur aufgrund normativer Postulate, sondern auch der realen, wenn auch kleinen Projekterfolge sollte der Anspruch auf Partizipation – bei aller Bescheidenheit – aufrechterhalten werden. Das Beispiel der Wahl von Migrantinnen und Migranten in einen Quartierverein kann ein Indiz dafür sein, dass auch zivilgesellschaftliche Einrichtungen trotz ihrer vermeintlich geringen Bedeutung für die Migrationsbevölkerung eine Rolle für die Integration spielen können.

Die im Projekt BaBeL in Angriff genommenen Massnahmen wie Wohnumfeldaufbesserungen, Imageveränderung, Investitionen in Bildung, familienexterne Betreuung usw. scheinen denn auch unbestritten zu sein, um die «prekäre Zugehörigkeit» zu reduzieren, um Stabilisierung und Normalisierung herzustellen.

Was sich im zweiten Teil des Projektes entwickelte, könnte deshalb ein gangbarer Weg auch in anderen prekären Quartieren sein: eine professionelle Tätigkeit im intermediären Handeln im Dreieck zwischen Bewohnerschaft, Quartierentwicklungsprojekt mit seinen einzelnen Bausteinen und Quartierorganisationen. Die direkte Mitarbeit oder Projektleitung bei diversen Bausteinen und Teilprojekten von BaBeL brachten der Quartierarbeiterin auch eine höhere Legitimation zur «Rekrutierung» von Beteiligten aus der Migrationsbevölkerung. Dies alles bedingt eine auf alle Seiten ausgerichtete aktivierende, ermutigende, unterstützende und vermittelnde Rolle.

Die aus dem Projekt heraus entstandene Differenzierung hinsichtlich der Migrationsbevölkerung entspricht dem Ansatz der lebensweltlichen Perspektive von Bukow (2003) und der biographischen Bedeutung des Lebensraums nach Rorato (2007), wonach weniger von ethnischen Kategorien als von einer Vielfalt von Lebenswelten ausgegangen wird. Die bosnische Wirtin, die einst in ihrem Herkunftsland Sozialarbeit studiert hatte, der tamilische Mathematiker, der heute in der Küche eines Pflegeheims arbeitet, die alleinerziehende Kosovarin, die mit ihren Kindern nach Paris auswandert, der kroatische Bauarbeiter, der nach der Pensionierung in sein selbst erbautes Haus in Kroatien ziehen will – sie alle bringen durch ihre Biografie, Migrationsgeschichte und heutige Lebenssituation unterschiedliche Bedürfnisse und Ressourcen ein. Auch wenn der Forderung von Berger et. al. (2003) zugestimmt werden kann, es sollten möglichst alle Milieus in ihrer Artikulation unterstützt werden und an der Gestaltung teilhaben können, kann es weniger darum gehen, die Gesamtheit der Bevölkerung oder bestimmte Gruppen als Ganzes («die Serben» oder «die Portugiesen») in einen Prozess einzubeziehen, als vielmehr jene Leute zu finden, zu ermuntern oder zu ermutigen, deren Lebenssituation das Einlassen in einen solchen Prozess im Moment überhaupt zulässt. Oftmals braucht es dazu aber gezieltes Empowerment, um bestimmte Personen für die Teilnahme an Sitzungen oder sonstigen Foren überhaupt zu befähigen. Dies kann ein Denken im Sinne einer «Kultur der Differenz» fördern, indem zwar grundsätzlich alle Bewohner/innen die gleichen Möglichkeiten und Rechte haben, für bestimmte Personen und Gruppen aber besondere Massnahmen ergriffen werden müssen, um deren Artikulation und Beteiligung zu fördern. Und auch dann werden sich nur jene Bewohner/innen beteiligen, deren individuelle Lebenslage dies auch zulässt.

Und schliesslich ist der eingeschlagene Weg, kreativ und flexibel Konzepte situativ weiterzuentwickeln und in einem rekursiven Prozess laufend anzupassen, zweifellos richtig, um den Herausforderungen im kulturell partikularisierten Quartier mit Bescheidenheit, aber auch mit Optimismus entgegenzutreten.

- Albrow, Martin (1998): Abschied vom Nationalstaat. Frankfurt: Suhrkamp.
- Arend, Michal, Kellerhals Spitz, Anna, Mächler, Thomas (1990): Benachteiligte Gruppen auf dem Wohnungsmarkt. Probleme und Massnahmen, Schriftenreihe Wohnungswesen. Bern: Bundesamt für Wohnungswesen.
- Arend, Michal, De Tommasi, Roberto (2000): Beitrag der Stadtplanung, Wohnungsmarkt- und Siedlungspolitik zur Integration von Migranten in der Schweiz. NFP-39-Schlussbericht (unveröffentlicht).
- Berger, Christa, Hildenbrand, Bruno, Som, Irene (2002): Die Stadt der Zukunft. Leben im prekären Wohnquartier. Opladen: Leske und Budrich.
- Blumer, Daniel (2001): Partizipation und Stadtentwicklung. Eine Analyse der Werkstadt Basel. Bern: Geografisches Institut der Universität Bern.
- Bundesamt für Wohnungswesen (2001): Soziale Integration im Wohnbereich. Bern: Bundesamt für Wohnungswesen.
- Bukow, Wolf-Dietrich et al. (2001): Die multikulturelle Stadt. Von der Selbstverständlichkeit im städtischen Alltag. Opladen: Leske und Budrich.
- Fischer, Nicole (2007): Sport im BaBeL-Quartier: ein Teilprojekt der nachhaltigen Quartierentwicklung Basel-/Bernstrasse in Luzern im Baustein Gesundheit/Prävention. Projektbericht Hochschule für Soziale Arbeit HSA Luzern.
- Furrer, Ursi (2004): Quartierguide BaBeL, Projektbericht. Hochschule für Soziale Arbeit HSA Luzern.
- Gurny, Ruth (2003): Zur Umsetzung der Forschungsergebnisse. In: Karrer, Dieter (2002): Der Kampf um Integration. Zur Logik ethnischer Beziehungen in einem sozial benachteiligten Quartier. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Hanemann-Jenny, Nathaly et al. (2002): Kommunikation & Beteiligung im Quartier Basel-/Bernstrasse Luzern: Entwerfen und Testen von visuellen Kommunikationsmitteln mit dem Ziel, über die Quartierentwicklung zu informieren und Beteiligung zu fördern. Projektbericht Hochschule für Soziale Arbeit HSA Luzern.
- Häussermann, Hartmut, Siebel, Walter (2001): Soziale Integration und ethnische Schichtung. Zusammenhänge zwischen räumlicher und sozialer Integration. Gutachten im Auftrag der unabhängigen Kommission «Zuwanderung». <http://www.schader-stiftung.de/wohnwandel/213.php>
- Häussermann, Hartmut; Kronauer, Martin (2005): Inklusion – Exklusion. In: Kessl, Fabian; Reutlinger, Christian; Maurer, Susanne; Frey, Oliver (Hrsg.): Handbuch Sozialraum. Wiesbaden: SV Verlag für Sozialwissenschaften
- Huissoud, Thérèse, Stofer, Suzanne, Cunha, Antonio, Schuler, Martin (2003): Strukturen und Tendenzen der Differenzierung in den städtischen Räumen der Schweiz. In: Wicker, Hans-Rudolf, Fibbi, Rosita, Haug, Werner (Hrsg.) (2000): Migration und die Schweiz. Zürich: Seismo.
- Hülsmann, Michael (1998): Management von Bürgerbeteiligung. In: Müller-Christ, Georg: Nachhaltigkeit durch Partizipation, Bürgerbeteiligung im Agendaprozess. Berlin: Verlag Wissenschaft und Praxis.
- Inura Zürich Institut/Gemeinwesenarbeit Kreis 5 (2003): Transbabylo – Partizipation der ausländischen Bevölkerung an Quartierentwicklungsfragen in Zürichs Kreis 5. Zürich: Inura.
- Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung des Landes Nordrhein-Westfalen (Hrsg.) (1997): Zusammenleben im Stadtteil. Möglichkeiten der Förderung interkultureller Lebensqualität. Dortmund.
- Keim, Rolf, Neef, Rainer (2000): Ressourcen für das Leben im Problemquartier. [www.bpb.de/publikationen](http://www.bpb.de/publikationen)
- Krummacker Michael (2004): Kommunale Integrationspolitik und interkulturelles Quartiermanagement in multiethnischen Stadtteilen. In: Treichler Andreas/Cyrus Norbert (Hrsg.) (2004): Handbuch Soziale Arbeit in der Einwanderungsgesellschaft. Frankfurt: Brandes & Apsel.
- Lafranchi, A., Gruber, J., Gay, D. (2003): Schulerfolg bei Migrationskindern dank transitorischer Räume im Vorschulbereich. In: Wicker, H.-R., Fibbi, R., Haug, W. (Hrsg.) (2003): Migration und die Schweiz. Zürich.
- Lüttringhaus, Maria (2000): Stadtentwicklung und Partizipation. Fallstudien aus Essen Katernberg und der Dresdner Äusseren Neustadt. Bonn: Stiftung Mitarbeit.
- Morrison, Toni (1993): Jazz. Reinbek: Rowohlt.
- Niederberger, Martin, Cattacin, Sandro (2003): Migrationspolitik in Agglomerationen. Eine explorative Analyse der zentralen Problem- und Interventionsfelder der Schweiz. Neuchâtel: Zentrum für Migrationsstudien.
- Park, Robert E., Burgess, Ernest, W. (2004) (reprint edition): The City. Chicago: Chicago University Press.
- Pohl, Christian (2000): Wie transdisziplinäre Forschung mit Grenzen umgeht. In: Nowotny, Helga, Weiss, Martina (2000): Jahrbuch 2000 des Collegium Helveticum der ETH Zürich. Zürich: vdf Hochschulverlag.
- Robinson, Jenny (1999): Divisive Cities: Power and Segregation in Cities in: Pile, Steve et al. (1999): Unruly Cities? London and New York: Routledge.
- Rorato, Miriam (2007): Das Problemquartier als Zwangs und Möglichkeitsraum. Lebensgeschichten von Bewohnerinnen und Bewohnern des Luzerner Basel-/Bernstrasse Quartiers. Dissertation an der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Basel. Unveröffentlicht.
- Ryter, Elisabeth (2003): Migration und Wohnen. Eine Literaturrecherche im Auftrag des Sekretariates der Eidgenössischen Ausländerkommission. Bern: Eidgenössische Ausländerkommission.
- Veldboer, Lex, Kleinhans, Reinout, Duyvendak, Jan Willem (2002): The Diversified Neighbourhood in Western Europe and the United States: How do countries deal with the spatial distribution of economic and cultural differences? Journal of International Migration and Integration, Vol. 3, No. 1.
- Wicker, Hans-Rudolf (2003): Einleitung: Migration, Migrationspolitik und Migrationsforschung. In: Wicker, Hans-Rudolf, Fibbi, Rosita, Haug, Werner (Hrsg.) (2000): Migration und die Schweiz, Zürich: Seismo.
- Wimmer, Andreas (2003): Etablierte Ausländer und einheimische Aussen-seiter. Soziale Kategorienbildungen und Beziehungsnetzwerke in drei Immigrantenvierteln. In: Wicker, Hans-Rudolf, Fibbi, Rosita, Haug, Werner (Hrsg.) (2003): Migration und die Schweiz, Zürich: Seismo.

## Kunst und Gestaltung im BaBeL-Quartier

Die Hochschule Luzern – Design & Kunst (HSLU D&K) hat im Rahmen von BaBeL einige Projekte mit Studierenden durchgeführt, um die gemeinsam mit den Quartierbewohnern und -bewohnerinnen in einem partizipativen Verfahren festgelegten Ziele mit gestalterischen und künstlerischen Mitteln zu unterstützen. Im vorliegenden Text werden insbesondere die künstlerischen Beiträge<sup>1</sup> in den Blick genommen, da die Implementierung von zeitgenössischer Kunst und der partizipative Ansatz für Kunstschaffende<sup>2</sup> wie für die Quartierbevölkerung eine besondere Herausforderung darstellte. Anhand der künstlerischen Interventionen, die unter dem Begriff von «Kunst im öffentlichen Raum» gefasst werden können – wobei von einem offenen, prozessorientierten, zeitgenössischen Kunst-<sup>3</sup> und Raum-begriff<sup>4</sup> ausgegangen wird, welche alle Medien- und Kunstformen einschliesst – werden die komplexen Entstehungsprozesse und die Bedeutung der interdisziplinären Zusammenarbeit bei deren Realisierung beschrieben. In einem kurzen Exkurs über die Entwicklungen von Kunst im öffentlichen Raum zwischen 1960 und 2007 werden die Spannungsfelder skizziert, die auch bei der Arbeit im Quartierentwicklungsprojekt zu berücksichtigen waren. – Von Nika Spalinger und Robi Müller

## Teilprojekt «Kunst und Gestaltung»

### Ziele und Rollen

Das Ziel der künstlerischen Teilprojekte innerhalb des BaBeL-Gesamtprojektes war, für die in den Bausteinen formulierten Handlungsfelder künstlerisch-gestalterische Ideen zu entwickeln und im Rahmen der Möglichkeiten auch umzusetzen. Die Hochschule Luzern – Design & Kunst (HSLU D&K) spielte im BaBeL-Projekt zweierlei Rollen. Sie wirkte einerseits in der Projektleitung mit, andererseits gehörte sie durch ihren Standort mitten im BaBeL-Quartier selbst zu den Akteuren und Anspruchspartnern des Quartiers. Als Letztere stellte sie sich die Frage, wie sie die Synergien zwischen Schule und Quartier verstärken könnte.

Als Mitglied der Projektleitung unterstützte sie die Ziele des gesamten Entwicklungsprozesses und brachte die künstlerisch-gestalterische Perspektive mit ein. Sie wirkte in verschiedenen Teilprojekten mit, aus denen eine Reihe gestalterischer und künstlerischer Beiträge resultierten.



«BaBeL Kids» im Hof der HSLU D&K an der Sentimatt 1. Eine Gruppe von Kindern drückten sich einem Mittwoch-Nachmittag malender- und modellierender Weise zum Thema Gestaltung des SBB-Tunnels an der Baselstrasse aus.

### Partizipation versus künstlerische Qualität

Der partizipative Einbezug der Bevölkerung war ein zentrales Anliegen im auf Nachhaltigkeit gerichteten Quartierentwicklungsprojekt. Für den Teilbereich «Kunst und Gestaltung» stellte sich die Frage, in welcher Form überhaupt partizipiert werden kann, wer partizipieren sollte und durfte und mit welchem Ziel. Grundsätzlich können in Bezug auf Kunst und Gestaltung verschiedene Formen der Partizipation voneinander unterschieden werden:

#### *Aktive Wahrnehmung als Form der Partizipation*

Schon die einfache Betrachtung, der Genuss eines Kunstwerkes kann man schon als partizipativen Akt betrachten, insofern sich die Bedeutung von Kunst erst durch die aktive Auseinandersetzung der Betrachtenden mit ihr, sei es auf emotionaler oder gedanklicher, aber auch auf körperlicher Ebene, erschliesst.

#### *Partizipation an Entscheidungsprozessen*

Wenn es darum geht, zu entscheiden, ob es im Quartier Kunst im öffentlichen Raum geben soll, stellt sich die Frage nach der Partizipation an wichtigen Grundentscheidungen. Wer entscheidet? Welche Art Kunst ist gefragt? Wo ist ihr Platz? Sind es die «Betroffenen», das heisst diejenigen, welche die Kunst am meisten sehen (oder erleiden)? Sind es Kunstverständige aus einer Fachkommission oder sind es diejenigen, die am meisten bezahlen? Weiter geht es um die partizipative Gestaltung von Entscheidungsprozessen: Nach welchen Kriterien wird Kunst ausgewählt? Wer ist zuständig für deren Zustandekommen, für die sie betreffende Kommunikation, den Unterhalt und die Haftung? Auch stellt sich die Frage, ob Wünsche oder Vorstellungen eingebracht werden können und ob zwischen verschiedenen Vorschlägen ausgewählt werden kann.

### *Partizipation am Entstehungs- und Produktionsprozess eines Kunstwerks*

Die Partizipation am Entstehungs- und Produktionsprozess von Kunst- und Gestaltungsprojekten ist eine Form von Teilhabe, die es Kunst-Laien ermöglicht, sich mit für sie zunächst fremden Bild- und Vorstellungswelten vertraut zu machen und ein Verhältnis zu zeitgenössischer Kunst zu gewinnen. Auch die Einbindung in die Vermittlung und der Unterhalt sowie die Pflege von Kunstwerken könnte als aktive Form der Partizipation bezeichnet werden.

### *Partizipation als Teil eines Kunstwerks*

Es gibt auch Kunstwerke, in denen das Publikum und die Auftraggebenden am Kunstwerk teilnehmen oder direkt Teil von Kunst- und Gestaltungswerken werden; etwa in den Arbeiten von Michael Clegg und Martin Guttman, die eine für alle zugängliche Bibliothek im Freien einrichteten oder von Anne Lorenz<sup>5</sup> aus Zürich, die Bewohnerinnen eines Dorfes in einer gemeinsamen Aktion zusammenbringt, oder beim umstrittenen Künstler Santiago Sierra<sup>6</sup>, der Arbeitslosen Geld bezahlte, um ihnen eine feine Linie auf den Rücken malen zu können.



«Auf dem Hinweg» von Anne Lorenz ist das Live-Portrait einer kleinen Stadt in Österreich, das in Zusammenarbeit mit 140 EinwohnerInnen entstand und sich aus dem Alltagsleben dieser Stadt inspirierte. Die BesucherInnen wurden auf einem halbständigen Rundgang geführt auf dem sie den Performenden Dorfbewohnerinnen begegneten, die Bewegungen aus dem Alltag als Performance repetitiv wiederholten.



«The Open Public Library», von Michael Clegg und Martin Guttman in Graz (1991).  
Santiago Sierra: Linie von 250 cm Länge, auf sechs bezahlte Personen tätowiert.

### *Partizipation in Bezug auf künstlerische Projekte im BaBeL-Quartier*

Im BaBeL-Quartier wurde versucht, die Bewohner/innen einerseits aktiv in Projekte einzubeziehen (Kinder-Workshop, Arbeit mit Jugendlichen), andererseits wurden auch Einblicke in verschiedene Stationen des künstlerischen Entwicklungsprozesses gegeben und die Möglichkeit, diese zu diskutieren mit dem Ziel, Kunstwerke zu entwickeln, zu denen die Bewohnerinnen eine Beziehung aufbauen können, und welche als Bereicherung und Verbesserung der Lebensqualität wahrgenommen werden und visuelle Zeichen setzen, die das Quartier in einem positiveren Lichte zeigen, als das welches meist in den Medien verbreitet wird.

### Kunst im öffentlichen Raum zwischen 1968 und 2007: ein kurzer Überblick

Das folgende Kapitel bietet aus der Perspektive von Kunstschaffenden einen kleinen Einblick in die Entwicklungen, Spannungsfelder und Fragestellungen, in denen sich Kunst im öffentlichen Raum in den letzten fünfzig Jahren bewegte. In den 60er-Jahren kam auch in der Schweiz Bewegung in die Diskussion um den öffentlichen Raum, der bis dato in künstlerischer Hinsicht vornehmlich von Denkmälern, Brunnen oder Reliefs beherrscht wurde. So genannte «Kunst-am-Bau-Projekte» entstanden in enger Zusammenarbeit mit privaten oder öffentlichen AuftraggeberInnen, ArchitektInnen und GartenarchitektInnen.

Die Demokratisierungsbestrebungen der 68er-Bewegung zielten darauf hin, einer grösseren Schicht von Menschen den Zugang zur Kunst zu ermöglichen. Kunst sollte, für alle zugänglich, in den Alltag integriert werden. Die Funktionsweise der Museen wurde in Frage gestellt; mit geeigneten neuen Methoden sollte einfachen Bürgerinnen und Bürgern die Schwellenangst beim Eintritt in die «heiligen» Museums-Hallen genommen werden – die Geburtsstunde der Museumspädagogik war eingeläutet. Die Idee der Humanisierung des urbanen Raumes mittels Kunst, die sich etablierende Auffassung vom Stadtraum als sozialem Raum und seine Funktion für die Öffentlichkeit spielten dabei eine wichtige Rolle.

Es gab Strömungen politisch engagierter Kunst<sup>7</sup>, die sich für Gerechtigkeit und Umweltschutz, gegen Krieg und gegen eine Ökonomisierung der Gesellschaft einsetzten. Der Begriff der «sozialen Plastik» und der Diskurs über einen erweiterten Kunstbegriff<sup>8</sup>, geprägt vom deutschen Künstler Joseph Beuys<sup>9</sup>, gingen um die Welt, neue aktionistische<sup>9</sup> Formen von Kunst florierten. Der erweiterte Kunstbegriff und die Erfindung vieler neuer Materialien, Techniken und Medien zeitigte eine Vielzahl künstlerischer Experimente und Kunstformen<sup>10</sup>, Kunstschaffende erfanden gleichzeitig neue Arten der Präsentation in neu eroberten Räumen.



Valie Export: Tapp- und Tastkino, Aktion in Wien (1968).  
Robert Smithson: Spiral Getty (1970).  
Claes Oldenburg: Mauerkelle, Otterlo Rijksmuseum,  
Kröller Müller Skulpturenpark (1971).

Die Kuratoren folgten den Künstlerinnen und Künstlern, grosse, Aufsehen erregende Skulpturenausstellungen<sup>11</sup> entstanden und die neuen, experimentellen Ausstellungsformen wurden an den verschiedensten Orten – in leeren Industriegebieten, Abbruchhäusern, Kasernen etc. – erprobt. Die Tendenz von Kunstschaffenden, vermehrt den Kontext eines Ausstellungsortes in ein Kunstwerk einzubeziehen, das heisst über die formal-ästhetischen Bezüge hinausgehend die historischen, gesellschaftlich-politischen, sozialen oder ökologischen Bedingungen eines Ortes bei der Konzeption eines Kunstwerks mitzuberücksichtigen, wurde unter dem Begriff der «Site-specific-Art»<sup>12</sup>, später auch «Kontext-Kunst»,<sup>13</sup> subsumiert. Diese Kunstströmung diskreditierte die bisherige Praxis als «Drop-Sculptures» oder «Plop-Art», die noch immer von einer grossen ästhetischen und sozialen Autonomie des Kunstwerks im öffentlichen Raum ausging.

Das Ausbrechen aus dem geschützten, vor allem von Kunstliebhabern und Kunstkennerinnen aus dem Bildungsbürgertum besuchten musealen Rahmen in den öffentlichen Raum und die damit verbundene Konfrontation mit einem uneingeweihten, völlig heterogenen Publikum erforderte von den Kunstschaffenden verstärkte Kompetenzen in Kunstvermittlung und Kommunikation.

Die Auseinandersetzung mit der Alltagskultur, mit dem Kunst- und Kulturverständnis eines breiten, wenig gebildeten und zunehmend auch multikulturellen Publikums stand bei den «Cultural Studies», die im angelsächsischen Bereich seit den 80er-Jahren zum obligaten theoretischen Standbein fortschrittlicher Kunstschulen avancierten, im Zentrum. Als neue universitäre Disziplin konnten

mit den «Cultural Studies» kulturpolitische Fragen neu formuliert werden: das Verhältnis von Hochkultur und Populärkultur, Kunst und Öffentlichkeit, der Zusammenhang von Identität, Repräsentation und kultureller Differenz, die Auswirkungen des Kolonialismus im postkolonialen Zeitalter, Gender-Debatten und allgemeine Fragen nach Machtverhältnissen in kulturellen Diskursen. In den USA entstanden in den 80er-Jahren entlang der Frauenbewegung, später auch mit dem Ausbruch von Aids ein Sozialengagement und ein neuer politischer Anspruch in der Kunst, der sich auf sämtliche gesellschaftlichen «Problemzonen» richtete. Daraus entwickelten sich neue Kunstformen<sup>14</sup>, die sich später in England, dann auch in Europa etablierten.

Guerrilla Girls, seit 1985 anonym operierende New Yorker Künstlerinnengruppe, die in Gorillamasken und mit Plakat- und Postkartenaktionen auf den Ausschluss von Frauen und Nichtweißen aus dem Kunstbetrieb aufmerksam machen.

People with Aids Coalition. Kunstschaffende engagieren sich in der Demonstration vom 24.6.1990 in NY City gegen die Untätigkeit, Massnahmen gegen die weitere Verbreitung von AIDS zu ergreifen.



All diese Entwicklungen wurden unterstützt durch eine gute Konjunktur in den 80er-Jahren und liessen Kunst im städtischen Aussenraum in Deutschland wie in der Schweiz zur Selbstverständlichkeit werden. Populistisches Kulturmarketing, dem es weniger um verbesserte Zugangsmöglichkeiten und adäquate Vermittlung von Kunst für ein breiteres Publikum, sondern in erster Linie um ökonomische und repräsentative Interessen ging, diskreditierte jedoch die Demokratisierungsbemühungen der Kultur.<sup>15</sup>

In den 90er-Jahren entstanden in der Schweiz neue Kunstformen aus der Musik- und Partyszene, welche gewieft war in der spontanen Aneignung von Stadträumen. Coolness war angesagt. Kunstschaffende arbeiteten vermehrt in Gruppen oder Teams, interdisziplinär und multimedial, bisweilen organisiert wie Firmen, um besser überlebensfähig zu sein. Das Internet veränderte grundlegend die Vernetzungsstrukturen und das Arbeitstempo. Und auch die Formen von Internationalisierung haben sich durch dieses stark verändert – es reicht nicht mehr, viel zu reisen: um zu existieren, braucht es gleichzeitig die permanente Präsenz im Netz.

Nach 9/11 traten in der Schweiz wieder vermehrt gesellschaftlich engagierte Positionen an die Oberfläche. Die hedonistisch-coolen, affirmativen oder «nonchalanten» Positionen, das Thema «Körper, Sexualität und Gender», das an den wichtigen Ausstellungen der 90er-Jahre präsent war<sup>16</sup>, traten etwas in den Hintergrund. Dafür dominieren Themen wie Religion, Identität, Gewalt, Migration, Rassismus, Arbeit, Armut, Macht, Ohnmacht und Ökologie wieder stärker die Ausstellungslandschaft.



Thomas Hirschhorn, I love Democracy 2005. Assoziative Bildkollage zum Thema Schweiz, Demokratie, Folter, Innerschweiz (Waffen, Flugzeugexport?).  
Lori Hersperger: Suite (1996).



Mit dem Niedergang des Sozialismus und dem Siegeszug des Kapitalismus und Neo-Liberalismus entwickelte sich im Zuge der Globalisierung nebst einer Armee von Armen eine grosse Schicht von Kunstkäufern, die in Basel, London, Miami-Beach und an vielen, laufend entstehenden Kunstmessen sich weltweit mit Kunst eindecken, mit moderner wie auch mit zeitgenössischer. Kunst für Luxuswohnungen zur Prestigesteigerung oder als Geld(wäsch)anlage treibt den Preis bestimmter Kunstwerke in astronomische Höhen. Nebst den Privaten schmücken sich viele Firmen mit Kunst und Kultur; diese stellt einen wichtigen Faktor in der Vermarktung von Gütern dar: sie garantiert ein Produkt mit Gefühls- und Erlebniswert. Ein kulturelles Engagement kann auch oft kostengünstig Sichtbarkeit, Prestige, Glaubwürdigkeit und Sympathien erzeugen und von der Brutalität reinen Profitdenkens und seiner Folgen ablenken.

Im globalen Standortwettbewerb, dem die Städte immer stärker ausgesetzt sind, spielen Kunst und Kultur ebenfalls eine zunehmend wichtigere Rolle. Sie stehen hier nicht im Zeichen einer Humanisierung des Stadtraumes, sondern fungieren vielmehr als eines von vielen Elementen beim Marketing des Produktes Stadt, das entsprechend der Nachfrage als Bühne, Festival, Kulturplatz oder Erlebnispark verkauft wird. Architekten mutieren zusehends zu Künstlern und Kulissenbauern. Sie bauen riesige Bau-Skulpturen wie Bürotürme oder Sportarenen, die mit ihrem Zeichencharakter den visuellen Erfordernissen einer mediatisierten Welt genügen. Oder sie inszenieren Shopping-Malls und Bahnhöfe als Erlebniswelten, welche die Lust zu schrankenlosem Konsum zugunsten multinationaler Konzerne ankurbeln sollen.

Einkaufswelten «EbiSquare» in Ebikon, gestaltet von den Architekten Kobler Holzer (2006).  
Herzog & de Meuron: «Birdsnest», National-Stadium in Peking für die Olympischen Sommerspiele 2008.



Mit der Mitte der 90er-Jahre initiierten Bologna-Reform erfährt das Bildungswesen einen Ökonomisierungs- und Professionalisierungsschub, in dessen Sog auch die Kunstschulen und der ganze Kunstbetrieb geraten. Der Kunstsektor weitet sich zusehends aus. Die Kunstschulen haben neu auch Forschung und Dienstleistung zu betreiben. Damit öffnet sich der Kunstsektor zusehends für Leute aus wissenschaftlichen Disziplinen wie Soziologie, Anthropologie, Biologie oder Humangeografie, für welche der Kunstsektor im Gegensatz zum wissenschaftlichen Betrieb grosse Freiräume und neue finanzielle Ressourcen bietet. Inter- und Transdisziplinarität gewinnen an Bedeutung. Kunst als Wissens- und Kreativitätsgenerator gewinnt in den neuen Kooperationen auch neu an Profil.

Dieser kurze Überblick über den Kontext von Kunst im öffentlichen Raum sollte die vielen parallelen und gegenläufigen Felder aufzeigen, in denen sich die Kunstschaffenden heute zu positionieren haben. Kunst steht immer im Spannungsfeld von verschiedenen Interessen und ist deshalb nie neutral. Ohne klare Positio-

nierung läuft sie Gefahr, sich blind instrumentalisieren zu lassen. Vielen Kunstschaffenden fällt es einerseits wegen der Komplexität der gesellschaftlichen Situation, andererseits aus ökonomischen Gründen oft sehr schwer, eine klare Position zu beziehen. Ein interdisziplinärer Dialog und eine spartenübergreifende Vernetzung können hier sehr hilfreich sein.

## Aufgaben und Funktionen von Kunst und Gestaltung (verschiedene Öffentlichkeiten) im Projekt BaBeL

Die in den «Bausteinen» beschriebenen Aufgabenfelder und Ziele bildeten den Bezugsrahmen für die künstlerisch-gestalterischen Projekte:

*Baustein 7:* Freiräume, Grünflächen, Aussenräume aufwerten – um die Lebensqualität im Quartier zu verbessern, um das Image des Quartiers aufzuwerten.

*Baustein 9:* Durchgang in die Baselstrasse für Fussgänger attraktiver gestalten – um die Anbindung an die Innenstadt zu verbessern. (Dem Baustein 9 war bezüglich Kunst erste Priorität zugemessen worden.)

*Baustein 10:* Quartiertreffpunkte (Innen-/Aussenraum) schaffen – um die Arbeit mit Kindern auszuweiten, um die Integration zu fördern, um den Kulturaustausch zu ermöglichen, um Eigeninitiativen zu wecken und zu unterstützen.

*Baustein 11:* Aufwertung des Reussufers initiieren – um einen Attraktivitätspunkt in der Stadt zu schaffen, um Ausgangsort/Treffpunkt zu schaffen, um Naherholungsgebiet für das Quartier aufzuwerten.

*Baustein 12:* Gewerbestrukturen stärken – um Identitätspunkte zu schaffen, um das Quartier zu beleben, um das Image des Quartiers zu verbessern. (Quartiermarketing), um die Vermietbarkeit der Liegenschaften zu verbessern

*Baustein 13:* Idee einer S-Bahn-Haltestelle Kreuzstutz unterstützen – um die Mobilität/Erreichbarkeit zu verbessern, um die Anbindung an die Innenstadt zu verbessern.

*Baustein 14:* Neue Attraktivitätspunkte im Quartier schaffen – um das Image zu verbessern (bessere Vermietbarkeit), um eine Identifikation mit dem Quartier zu schaffen, um Interaktionen mit anderen Quartieren zu schaffen, (Wochenmarkt, Kreativzentrum).

### Orte für Kunst

Die Bausteine waren nicht bezogen auf Kunst und Gestaltung formuliert worden. Vielmehr mussten in einem zusätzlichen Schritt die allgemeinen Aufgabenstellungen in spezifisch künstlerische übersetzt werden. Dies betraf verschiedenste Ebenen, so diejenige des Ortes einer künstlerischen Intervention, der Akteure/Akteurinnen sowohl als Mitgestaltende wie auch als Rezeptoren/Rezeptorinnen. Es bedeutete, dass zunächst mögliche Orte und Arten künstlerisch-gestalterischer Interventionen eruiert werden mussten und das potenzielle Publikum, an das sich letztere richten sollten.

Ein Teil der Bausteine bezog sich explizit auf öffentlich zugängliche Aussenräume, ein anderer auf (halb) öffentliche Innen- und Aussenräume, weitere Bausteine (z.B. 12) bezogen sich zusätzlich auf den medialen Raum (Werbung, Internet).



Skulptur in der Reuss von Boris Chauvallon. Jesus&Co., Projektidee von Barbara Davi. Treppe auf Autobahn-Dach, Projektidee von Andreas Wiegand.

### Akteure, Publikum

Für den Entwurf und die Planung künstlerischer Interventionen im Quartier sollten der Einfluss und die Bedeutung der verschiedenen Akteure sowie die Rolle und die Bedürfnisse der Quartierbevölkerung bekannt sein, sei es in der Rolle als Publikum, als Auftraggebende oder als Mitbeteiligte bei der Auswahl und beim Unterhalt von Kunstwerken. Es muss auch abgeklärt werden, inwiefern sich die Werke an Bewohner/innen des Quartiers richten sollen oder inwiefern an Besucher/innen (Fussgänger/innen, Velo-Fahrende, Arbeitnehmende, Kunden). Dieser Aspekt muss bedacht werden, um Konflikte vorzubeugen zwischen den beiden Gruppen.

So wünschen sich beispielsweise die Bewohner/innen am Reussufer eher Ruhe, die auswärtigen Gäste hingegen Musik und Unterhaltung im Freien. Es ist je nach Ort und Zeit auch mit sehr unterschiedlichen Publikumssegmenten zu rechnen, zum Beispiel mit jugendlichen Partygängern oder Barbesuchern am Abend, mit Hausfrauen und Berufsleuten wie Studierenden tagsüber, mit Kindern mittwochnachmittags oder am Wochenende...

Diese «Übersetzungsarbeit» von der Aufgabenstellung in den Bausteinen in konkrete, zielgruppenorientierte künstlerisch-gestalterische Projekte stellte angesichts der Komplexität der Situation eine grosse Herausforderung dar. Die Gruppierung der Bausteine hinsichtlich ihrer Wirkungsebenen war als Entscheidungsgrundlage bei der Wahl von künstlerischen Mitteln und Strategien hilfreich:

- Physiologische und emotionale Ebene: Kunst und Gestaltung als Vermittler von Wohlbefinden, Schönheit, Stimmung, Gefühl, Atmosphäre (Bausteine 7, 9, 10, 11, 14)
- Soziale Ebene: Kunst und Gestaltung als Ausdrucks- und Kommunikationsmittel, als Vermittler von Differenz und Identität, von Werten und Haltungen (Bausteine 7, 10, 11, 13, 14)
- Kognitive Ebene: Kunst und Gestaltung als Wissensvermittler und -generator (Bausteine 10, 11, 12, 14)
- Politische Ebene: Kunst als Repräsentant von Freiheit, von Werten, Positionen und Haltungen, als Anreger öffentlicher Diskussionen, aber auch als Manipulator, Alibi, Legitimation, Deckmäntelchen (Bausteine 10, 11, 12, 13, 14)

Beispielsweise eignet sich eine Fussgängerunterführung sicherlich besser für eine Kunstintervention, welche auf einer physiologisch-emotionalen Ebene ansprechen soll, als wenn auf einer kognitiven oder politischen Ebene eine Auseinandersetzung geschehen soll. An einem Treffpunkt hingegen können sehr wohl alle vier oben genannten Ebenen ins Spiel gebracht werden.

### Ressourcen für Kunst und Gestaltung im Quartier

Für die Umsetzung kleinerer gestalterischer Aufträge und künstlerischer Projekte stand ein relativ kleines Budget zur Verfügung. Seitens der HSLU D&K konnten grosse Leistungen an das BaBeL-Projekt in Form von Arbeitsstunden aus dem Einsatz von Dozierenden und Studierenden, sei es innerhalb von Kursen und Unterrichtsmodulen oder parallel zum Unterricht, erbracht werden. Weitere Ressourcen, die seitens der HSLU D&K dem BaBeL-Projekt zugute kamen, wurden über das im letzten Teil beschriebene Forschungsprojekt «BaBeL-Street-Channel»<sup>17</sup> eingebracht.



Ornament an der Fassade des Hotel des Balances in der Luzerner Innenstadt.  
Ornamente an Häusern in der Baselstrasse, Projektidee von Jessica Powers.  
Ornamentale Umrahmung eines Ladens, Projektidee von Jessica Powers.

Für die Realisierung relevanter künstlerischer Arbeiten im Quartier bräuchte es allerdings bedeutend grössere finanzielle Mittel wie zum Beispiel Beiträge der öffentlichen Hand oder privater Geldgeber. In der Regel werden in der Schweiz Kunstwerke im öffentlichen Raum, sei es durch die öffentliche Hand oder durch private Geldgeber, in Auftrag gegeben und so direkt finanziert. Für öffentliche Bauten wird gemäss einer gängigen Praxis auf freiwilliger Basis ein Kulturprozent (ca. 0,5–1,5%) der Bausumme für künstlerische Arbeiten reserviert. Diese Praxis wird zum Teil auch von privaten Bauherren angewendet. Beim Bund sowie bei den meisten grösseren Kantonen und Städten ist es in der Regel eine Kunstkommission, zusammengesetzt aus professionellen Kunstschaffenden, Kuratoren oder Kunsthistorikerinnen, die für die Vergabe von Aufträgen an Kunstschaffende verantwortlich ist. Die Aufträge erfolgen meist in Form von Wettbewerben oder über Direktaufträge. In Situationen mit gemischten Besitzverhältnissen kommt es zuweilen auch zu einer privatöffentlichen Partnerschaft. Für das BaBeL-Quartier wären der geplante Dammdurchbruch, eine neue S-Bahn-Haltestelle, die Renovation der Autobahnbrücke oder ein Umbau von Schulen (HSLU D&K, Primarschulen) Bauvorhaben von Stadt, Kanton oder Bund, die solche Mittel auslösen könnten. Da die Vergabe des Kulturprozentes jedoch nicht gesetzlich verankert ist, bleibt sie immer auch ein Spielball ökonomischer wie politischer Verhältnisse.<sup>18</sup> Zudem kann es sein, dass sich die Interessen der Kulturkommission nicht mit denjenigen der Quartierbevölkerung decken.

Finanzielle Mittel könnten auch über Sponsoren, Stiftungen oder Mäzene gesucht werden. Solche Gesuche umfassen klare Konzepte mit konkreten Plänen zur Realisierung, Finanzierung, zu Ort, Eigentumsverhältnissen, Zeit, Dauer, Unterhalt, Versicherung und Wartung geplanter künstlerischer Projekte.

Eine andere Form von Ressourcen sind Arbeitskraft oder Materialien, welche zur Verfügung gestellt werden. Diese waren, bezogen auf das BaBeL-Quartier, eher rar. Die meisten Bewohnerinnen des BaBeL-Quartiers verdienen relativ wenig und arbeiten hart, um überhaupt überleben zu können, verfügen demzufolge auch über wenig Freizeit. Studierende, Jugendliche, Asylsuchende und Arbeitslose sind diejenigen, die am besten einen Beitrag innerhalb von künstlerisch-gestalterischen Projekten leisten können.

### Überlegungen zum methodischen Vorgehen

Angesichts der im Vergleich zu ähnlichen Projekten<sup>19</sup> geringen Ressourcen für Kunst und Gestaltung, der offenen Situation bezüglich Interventionsorten, Besitz- und Unterhaltsverhältnissen sowie des grossen Stellenwertes von Partizipation und Nachhaltigkeit im BaBeL-Projekt wurden grundsätzlich künstlerische Vorschläge favorisiert, die mit wenig finanziellen Mitteln auskommen. Zudem wurden Projektvorschläge für eine kurz-, mittel- und langfristige Perspektive entwickelt:

- Die kurzfristigen Interventionen waren wichtig, um dem Projekt eine Visualität gegen innen und aussen zu verleihen, um neugierig zu machen, um Quartierbewohnerinnen und Besuchern neue Bilder vom Quartier zu vermitteln und Diskussionsanstösse zu geben.
- Die mittelfristigen Projektvorschläge zielen ebenfalls auf sichtbare, aber längerfristige Veränderungen, z.B. durch die künstlerische Aufwertung von Treffpunkten, des Reussufers, von einzelnen baulichen Elementen (Ornament-Projekt, Kunst am Reussufer), durch die Kreation von Produkten, die die Sichtbarkeit des Quartiers positiv beeinflussen.
- Bei den vorgeschlagenen längerfristigen Massnahmen geht es weniger um eine unmittelbare Sichtbarkeit. Es geht vielmehr um die Installation eines tragfähigen kulturellen Netzwerkes, die Bildung von im Quartier aktiven Interessengruppen.

#### *Von der Idee zur Realisierung – arbeiten individuell oder im Team*

Die Entwicklung der kurzfristigen künstlerischen Interventionen erfolgte jeweils in vier Phasen, meist in kleinen Teams oder individuell. In der ersten Phase kam eine Methode der Orts erkundung zum Einsatz, ein von der Promenadologie<sup>20</sup> und den Theorien der Situationisten<sup>21</sup> inspiriertes, mit Methoden der Visualisierung und assoziativer Ideenfindungen angereichertes Vorgehen. Es benutzt den vorurteilslosen Blick von Ortskundigen sowie die aus Gruppenprozessen resultierende Ideenvielfalt für das Entwerfen erster spontaner Interventionsskizzen. In einer zweiten Phase wurden anhand der Ideenskizzen Kriterien für das weitere Vorgehen entwickelt. In der dritten Phase wurden alle zur Verfügung stehenden Informationen aus dem Quartierentwicklungsprozess – die auch die Wünsche und Vorschläge der Quartierbevölkerung enthielten – und weitere gezielte Recherchen in ausgewählte und weiterentwickelte Interventionsideen integriert. Die Projekte wurden schliesslich in einem Wettbewerbsverfahren evaluiert und einzelne von ihnen für die Realisierung ausgewählt. In der vierten Phase wurden diese individuell oder als Team unter Anleitung von Dozierenden im Quartier realisiert und anschliessend der Quartierbevölkerung an einer Vernissage, in den Medien und im Quartierblatt vorgestellt.

### **Die künstlerischen Projekte**

Im folgenden Teil werden verschiedene künstlerische Beiträge vorgestellt, die unter der Leitung der HSLU D&K im Rahmen von Unterrichtsprojekten durchgeführt wurden, sowie einige weitere Projektvorschläge für die nähere und fernere Zukunft. Weiter wird das «BaBeL-Channel»-Forschungsprojekt in einem speziellen Abschnitt vorgestellt.

### Fussgängerfreundliche Gestaltung der Bahnunterführung Baselstrasse

In einem dreiwöchigen Kurs zum Thema «Raum» erarbeiteten 15 Studierende im Frühjahr 2005 Vorschläge für eine fussgängerfreundlichere Gestaltung der Bahnunterführung, entsprechend der im Baustein 9<sup>22</sup> festgelegten Zielsetzung. Sie beobachteten das Verhalten der Passanten und Passantinnen. Sie luden Kinder aus dem Quartier, die an zwei Nachmittagen mit der «BaBeL Kids»-Spielgruppe die HSLU D&K besucht und mit Bildern und Tonfiguren ihre Ideen zur Unterführung dargestellt hatten, ein, ihre Wünsche und Vorstellungen zu präsentieren. Sie liessen Wünsche und Beobachtungen in ihre Projektideen einfließen.



Unterführung mit Kunstwerk.

Aus diesen Projektideen wurde schliesslich nach ausführlichen Diskussionen mit Mitgliedern der BaBeL-Projektleitung, der Stadtverwaltung wie mit Dozierenden und der Gastdozentin Pia Lanzinger aus München, die ihrerseits einen Vorschlag<sup>23</sup> für die Unterführung ausgearbeitet hatte, ein Projekt zur gemeinsamen Ausführung ausgewählt. Mit grossem Einsatz und mit der Unterstützung der Stadt, der SBB und der städtischen Verkehrsbetriebe bei der Erteilung von Bewilligungen, beim Absperren der Strasse und bei den Sicherheitsvorkehrungen gelang es, das aus 62 Elementen bestehende Kunstwerk innerhalb von nur drei Wochen vom Entwurf zur Ausführung zu bringen. Am BaBeL-Fest vom 11. Juni 2005 konnten die Studierenden ihren modellhaften Vorschlag dem Quartier präsentieren. Dieser stiess bei der Bevölkerung auf positives Echo und wird von der Stadt weiterhin toleriert. Falls eine Finanzierung gefunden wird, soll allerdings eine substanziellere Gestaltung realisiert werden.

### Ausstellung im Sentitreff – Ideenskizzen

Nach einer Ortserkundung, nach Recherchen, Diskussionen und Analysen erarbeiteten Studierende in anderen Unterrichtsmodulen eine Vielzahl von Projektskizzen für künstlerische Interventionen im Quartier. Für die Projektskizzen sollten sie frei assoziativ vorgehen, ohne zunächst an die Realisierbarkeit ihrer Ideen zu denken. Die visualisierten Ideen wurden auf Plakaten, begleitet von erläuternden Legenden, in einer Ausstellung im Begegnungszentrum Sentitreff ausgestellt. Zur Ausstellung wurden zwei weitere Kunstinstallationen im öffentlichen Raum präsentiert:

Ein Gaststudent aus Marseille<sup>24</sup> präsentierte in der Reuss zwischen den Autobahntunneln und auf der Mauer des Innenhofs des Sentitreffs eine *poetische zweiteilige Installation* mit vielen kleinen, schwarzweissen Nationalflaggen, die sich auf die Frage nach der Bedeutung von Nationalität im multikulturellen Quartier bezog. Drei Studierende<sup>25</sup> projizierten eine *interaktive Videoinstallation* auf die Fassade des Tex-Mex-Hauses. Die Projektion bestand aus interaktiv gesteuerten ornamentalen Videosequenzen, welche die vielen Nationen des Quartiers repräsentierten und zudem auf das Problem des Verkehrs hinwies: Die Ornamente bewegten sich bei geringem Verkehrsaufkommen langsam, bei grossem Verkehr schnell und heftig.



BaBeL-Panorama, Projektidee von Mathis Pfäffli.  
Interaktiver Lärmschutz, Projektidee von Jessica Powers.  
Projektionen an der Fassade des Restaurants «Tex-Mex».  
Vernissage der Ausstellung mit den Projektideen der Studierenden im Quartiertreff «Sentitreff».

Die Vernissage der Ausstellung war sehr gut besucht – die Studierenden erläuterten dem Publikum ihre Ideen und es gab lebhaftes Diskussionen. Auch im Gästebuch äusserten sich später noch einige Quartierbewohner/innen zu den Ideen. Die Quartierbevölkerung wurde im Sinne einer Partizipation am Entstehungsprozess aufgefordert, sich zu diesen Ideen zu äussern. Die Ergebnisse der Diskussionen und Kommentare flossen in die Weiterbearbeitung der Projektideen ein.

### Wettbewerb unter Studierenden – die preisgekrönten Projekte

Die im Sentitreff gezeigten Projektskizzen wurden evaluiert, eine Reihe von Ideen wurden zur Ausführungsreife weiterbearbeitet und, wie das meist für künstlerische Projekte im öffentlichen Raum üblich ist, in einem Wettbewerb einer Jury aus Quartiervertreterinnen und -vertretern<sup>26</sup> vorgestellt. Diese wählte vier Siegerprojekte für die Ausführung aus. Folgende Projekte wurden ausgewählt:  
1. Preis: «Sauber sein». Abstrakte, durch Reinigung erzeugte Formen auf Mauern und Betonflächen von Martina Baldinger. Diese Arbeit bezieht sich auf das schlechte Image des Quartiers, verwandelt mit feinem Humor und mit einer intelligenten Ökonomie der Mittel Negatives in Positives.

2. Preis: «Taschenprojekt». Idee für Einkaufstaschen auf der Basis von multikulturellen Ornamenten von Jessica Powers und Tatsuto Suzuki. Die Idee sieht eine Einkaufstasche vor, die geschmückt ist mit einem Muster, das sich aus einer Vielzahl von Ornamenten aus den im Quartier präsenten Kulturen zusammensetzt und auch die Logos der beteiligten Quartierläden enthält. Das Projekt wurde ausgewählt wegen der präzise auf das Quartier bezogenen Idee und dem Marketingpotenzial.

3. Preis: «Drops». Drei amorphe Lichtkörper in der Autobahnunterführung von Andreas Wiegand. Die bewegungssensible Installation brachte pulsierendes Licht ins Dunkel der angstbesetzten Autobahn-Fussgängerunterführung. Die Arbeit wurde ausgewählt, weil sie interessante Bezüge zur lokalen katholischen Kultur herstellt – sie bezieht sich in ihrer Wirkungsweise auf die religiösen Opferstöcke an gefährlichen Strassenkreuzungen, in eine aktuelle Bild- und Formensprache übersetzt.

4. Preis: «Spiegel». Spiegelung von Sonnenlicht von den Museggtürmen ins Quartier und zurück, von Mathis Pfäffli. Dieses Projekt wurde wegen seines utopischen, quartiersverbindenden Charakters zur Weiterbearbeitung ausgewählt.

Realisiert wurden die beiden ersten Projekte: «Sauber» ist noch schwach zu sehen, «Drops», der amorphe Lichtkörper, leuchtete von Februar bis September 2007, als er, von Vandalen beschädigt, wieder abmontiert werden musste. Das «Taschenprojekt» konnte aus Zeitgründen noch nicht weiterverfolgt werden.

#### Projektvorschläge, die mittel- bis längerfristig realisiert werden könnten

Sie zielen auf kleinere, aber nachhaltige Veränderungen und auf den Aufbau und die Stärkung des kulturellen Feldes.

#### *Das Ornament als multikulturelles Bindeglied*

Wie kann die multikulturelle Zusammensetzung der Quartierbevölkerung auf positive Art visuell repräsentiert werden? Dieser Frage entsprang die Idee, mit Ornamenten zu arbeiten. Das Ornament bietet sich an, weil es eine grossartige dekorative Wirkung erzielt, aber auch ein kulturell tragendes Element ist, das mit vielen Bedeutungen und Symbolen verknüpft ist. Ihm kommt aus einer religiösen Tradition – nicht zuletzt vor dem Hintergrund des Bilderverbots im Judentum und Christentum wie im Islam – eine grosse Bedeutung zu.

Die Ornament-Idee wurde in verschiedenen Projektideen durchgespielt, sie wurde als interaktives, lärmsensibles Bewegtbild auf die grosse Fassade am Tex-Mex-Gebäude projiziert, sie wurde auf einem Eingangsteppich zur Willkommensmetapher, sie dekorierte ganze Häuserzeilen oder fiktive Lärmschutzwände. Auf der Basis der Ornament-Idee sind weitere kleinere Projekte in Planung.

#### *Mega-Poster-Wände*

Es gibt eingangs und ausgangs des BaBeL-Quartiers zwei grosse Fassaden, die einem beim Betreten oder Verlassen des Quartiers ins Auge springen: Die eine ist beim Kreuzstutz an der ehemaligen Post – ältere Leute erinnern sich an die Heliomalt-Sonne, die früher dort hing und für sie den Eingang nach Luzern markierte; heute hängt dort eine Kaffee-Werbung. Die zweite mit grossformatigen



«wir sind sauber» und «ich bin sauber» von Martina Baldinger, 1. Preis des Wettbewerbs

Vernissage von «Drops», den interaktiven Beleuchtungskörpern in der Autobahnunterführung, von Andreas Wiegand, 3. Preis  
 Spiegel 1» und «Spiegel 2» von Mathis Pfäffli. Das Sonnenlicht wird vom Männliturm ins dunkle Untergrundquartier geleitet, 4. Preis  
 Entwurf einer Einkaufstasche mit multikulturellen Ornamenten, von Jessica Powers / Tatsuto Suzuki, 2. Preis

Werbeplakaten ausgestattete Fassade befindet sich am Gebäude Baselstrasse 23, beim Tex-Mex-Restaurant, rechts nach der SBB-Unterführung. Hier hängen gigantische Werbeposter für Damenunterwäsche, Zahnpasta oder für ein Rock-Musical in Zürich.

Für die visuelle Aufwertung und Identität des Quartiers wäre es wünschenswert, wenn diese zwei visuell signifikanten Flächen mit Bildern geschmückt wären, die einen Bezug zum Quartier auf visueller, emotionaler wie auch inhaltlicher Ebene herstellen.



Mega-Poster an der Fassade des Tex-Mex Restaurants.  
 Mega-Poster am Kreuzstutz.  
 Skulptur der BaBel-Kids auf dem Kreuzstutz-Kreisel.

### *Untergrund-Kunst – eine Plattform für angehende Kunstschaffende*

Im Rahmen der Aufwertung des Reussufers wird vorgeschlagen, eine Plattform zu schaffen, auf der studentische Arbeiten präsentiert werden können. Als Ort wird ein an sich sehr unattraktiver Platz am Reussufer vorgeschlagen: der Spickel zwischen der reusszugewandten Fassade der HSLU D&K, dem Velo- und Fussgängerweg vor Eintritt in die Autobahnunterführung und der Tunnelwand der Autobahn.

Eine solche Plattform würde gleichzeitig eine neue Attraktion für das Quartier bedeuten, gäbe Studierenden die Möglichkeit, sich im ungeschützten öffentlichen Raum zu erproben und würde zudem einen Beitrag an die stärkere Einbindung der HSLU D&K in das Quartier leisten.

Wichtig wäre, dass die Arbeiten klar als studentische Werke deklariert würden und dass sich alle Beteiligten über den experimentellen und provisorischen Charakter solcher Arbeiten im klaren wären. Mit Hilfe der Stadtgärtnerei könnte der Ort so gestaltet werden, dass er als Kunstplattform geeignet ist – die HSLU D&K könnte sich um die Bespielung mit Kunst und den Unterhalt derselben kümmern, der BaBel-Verein würde finanzielle Mittel für die Bezahlung von Material suchen.

### *Kreisel, Giraffe*

Vom BaBel-Verein gibt es den Wunsch für eine neue Skulptur auf dem Kreisel am Kreuzstutz; vom Sentitreff den Wunsch für ein skulpturales Objekt, das ähnliche Erkennungsfunktion hat wie die Giraffe, die früher den Eingang des Quartiertreffs schmückte. Solche Aufgaben sind recht aufwändig, wenn sie der hohen künstlerischen Qualität, wie sie die HSLU D&K anstrebt, entsprechen sollen, und können nicht ohne weiteres von Studierenden übernommen werden, das heisst, es müssten vorgängig Sponsoren gefunden werden für diese beiden Anliegen.

### *Installierung eines stabilen kulturellen Netzwerkes*

Die Bildung einer Kulturgruppe, welche die kulturellen Aktivitäten im Quartier koordiniert, wurde bereits angedacht. Sie soll aus Vertreterinnen der verschiedenen Kulturparten bestehen, die sich untereinander austauschen, ihre Aktivitäten koordinieren, sich über Möglichkeiten des Einbezugs und der Verankerung von Kultur im Quartier unter den verschiedenen Interessengruppen (Jugendliche, Senioren, Ausländer, Frauen) Gedanken machen und eine gemeinsame Werbepattform führen. Sie sollten sich längerfristig auch politisch einbringen können und sicherstellen, dass die kulturellen Interessen des Quartiers in allen politischen Entscheidungen genügend berücksichtigt werden, und sich vor allem auch für die Gewinnung finanzieller Ressourcen stark machen. Die HSLU D&K könnte hier auch eine wichtige Rolle spielen.

Im Rahmen des Teilprojektes «Kunst» wurden Vorschläge für kurz-, mittel- und längerfristige Projekte und Ideen entwickelt und es gelang, unter Einbezug der

Studierenden der HSLU D&K im gestalterischen wie im künstlerischen Bereich einige der kurzfristigen Beiträge zu realisieren. Eine Arbeit (in der SBB-Unterführung an der Baselstrasse), die nur für eine kurze Zeit konzipiert worden war, hängt immer noch, weil sie auf positives Echo im Quartier gestossen ist und auch von der Stadtverwaltung toleriert wird.

## Zusammenfassende Erkenntnisse

### Ressourcen

Ziel des BaBeL-Projektes war in erster Linie, in einem partizipativen Prozess mit der Bevölkerung gemeinsame Ziele und Handlungsfelder für zukünftige Entwicklungen. Es gab dementsprechend vor allem Ressourcen für die Planung von möglichen Projekten, aber auch ein kleines Budget für Realisierungen. Diese waren vor allem auch wichtig, um den Projekten eine gewisse Visibilität zu verleihen. Die Möglichkeit, im Rahmen des Unterrichts mit Studierenden zusammen künstlerische und gestalterische Projekte zu entwickeln, bedeutete zwar einen Zuwachs an Ressourcen, gleichzeitig aber auch eine Herausforderung, mit «Anfängerinnen und Anfängern» in einem so komplexen Feld wie dem multikulturellen Quartier zu arbeiten.

Die Erfordernis, mit wenig Ressourcen möglichst viel zu erreichen, deckt sich mit der studentischen Realität. Die kleinen Ressourcen sollten aber nicht zu kleinen Ideen führen – deshalb war es innerhalb des Projektes immer wichtig, vom Wünschbaren, Idealen, von der Utopie auszugehen und dies dann erst im weiteren Verlauf zum Machbaren herunterzubrechen.

Es gibt im sozialen Bereich viele Projekte, die mit wenig Ressourcen auskommen müssen. Die Frage, mit was für einem künstlerischen Ansatz in einem solchen Kontext gearbeitet werden kann, erscheint uns deshalb von allgemeinem Interesse. Wir haben gute Erfahrungen gemacht mit interventionistischen, projekt- und prozessorientierten sowie kontextbasierten Ansätzen. Aus den gemachten Erfahrungen kann gesagt werden, dass bei guten Ideen auch mit kleinen materiellen Ressourcen viel erreicht werden kann. Projekte mit partizipativem Anspruch brauchen jedoch viel Zeit – um sich in den Kontext einzufühlen, um Kontakte aufzubauen, um eine Verständigungsbasis aufzubauen. Und das Publikum braucht auch Zeit für die Auseinandersetzung mit dem Kunstwerk.

### Kulturverständnis und Wertmassstäbe

Die eigenen Wertmassstäbe, der eigene Kunst- und Kulturbegriff, das eigene Rollenverständnis und die bildungsbedingten Ansprüche an Qualität werden mit der Arbeit in einem multikulturellen Quartier in Frage gestellt. Aus den Erfahrungen mit dem Projekt kann gesagt werden, dass es wichtig ist, in einer gemeinsamen Zielsetzung festzulegen, nach welchen und wessen Wertmassstäben künstlerische wie gestalterische Projekte beurteilt werden sollen. Künstlerische Projekte sind am besten zu entwickeln, wo ein Prozess stattgefunden hat, in dem die verschiedenen Entscheidungsträger sich auf einen gemeinsamen Kunstbegriff geeinigt haben. Dieser Prozess wird idealerweise von Fachexperten aus dem künstlerischen Bereich begleitet.

### Partizipation, interdisziplinäre Zusammenarbeit und Nachhaltigkeit

Partizipation kann, wie schon beschrieben, auf verschiedene Arten und unterschiedlichen Ebenen erfolgen. Im BaBeL-Projekt wächst mit dem Verständnis und der Teilhabe an der Entwicklung von Zielen und Entscheidungen die Motivation, dieselben auch zu unterstützen.

Auch die intradisziplinäre Zusammenarbeit, wie sie in diesem Projekt musterhaft praktiziert wurde, trägt viel zu diesem partizipatorischen Prozess bei. Sie ermöglicht durch die multidisziplinäre Zusammensetzung eine gleichzeitig ganzheitliche wie professionsspezifische Sicht. Der/die Jugendarbeiter/in zieht eine künstlerische Fachperson bei, wenn er ein «Kunstwerk» mit Kindern schaffen will – eine Arbeit entsteht, die ihren Zweck, die Kinder zu motivieren, Identität zu schaffen, Teamgeist zu fördern etc. erfüllt und die unter Anleitung einer künstlerischen Fachperson gleichzeitig künstlerisch-gestalterischen Gesichtspunkten genügt.

Kunstschaffende möchten Quartierbewohner/innen an ihrer Arbeit partizipieren lassen – sie ziehen Soziokulturelle AnimatorInnen und Animatoren bei, welche spezialisiert sind im Umgang mit partizipativen Prozessen – eine Arbeit entsteht, die nicht misslungener Sozialer Arbeit gleicht, sondern künstlerischen ebenso wie sozialen Massstäben gerecht wird. Das Gleiche gilt für die Bereiche von Architektur und Wirtschaft.

Nur wenn die Nutzer- und Geniesserinnen von Kunst und Gestaltung eine Beziehung zu den geplanten und realisierten Werken herstellen können, werden diese signifikant. Das heisst, dass ein grosses Gewicht auf die Vermittlungstätigkeit und Kommunikation gelegt werden muss, da weder vom Bildungsniveau noch von den verschiedenen kulturellen Hintergründen her auf ein gemeinsames Kultur- oder Kunstverständnis gebaut werden kann. Die behauptete Universalität der künstlerischen Sprache muss immer wieder überprüft werden. Eine gegenseitige Verständigung über ein Kunstwerk als offenen, nicht codierten Bedeutungsträger ermöglicht aber oft einen viel direkteren Zugang zueinander und kann Barrieren durchbrechen helfen.

## Forschungsprojekt «BaBeL-Street-Channel»

*Interkulturelle Kommunikation mit bewegten Bildern im öffentlichen Raum, Pilotprojekt in der Baselstrasse*

Zwischen dem 1. September und Ende Dezember 2007 konnten Besucherinnen und Besucher der Baselstrasse die am Strassenrand platzierten Display-Terminals nicht übersehen. Die hellblau eingefärbten Objekte waren Teil eines Bewegtbild-Kanals. Bilder von Menschen aus dem Quartier, Einsichten in Ladenlokale, junge Leute beim Judotraining, Informationen über die Abfallentsorgung oder schmunzelnde Kinder mit einer Schrifftafel, auf der «Viel Glück zum Geburtstag» stand, waren zu sehen, alles dargestellt mit bewegten Bildern.

«BaBeL-Street-Channel» hiess der Kanal, ebenso das interdisziplinäre Forschungsprojekt der Hochschule Luzern, welches zwischen 2005 und 2008 mit Partnern aus der Wirtschaft realisiert wurde und dessen zentraler Teil ein Pilotversuch eines «Street-Channel» in der Baselstrasse war.

### Ein Strassenkanal für das Quartier

Der Quartierkanal bestand aus vier Display-Stationen. Mit dem Kanal wurde das Potenzial von neuen Bewegtbild-Medien als Informationsplattform im soziokulturellen Bereich erkundet. Die zentrale Fragestellung ging dahin, wie bewegte Bilder im öffentlichen Raum für die Vermittlung von Informationen eingesetzt werden können, insbesondere dort, wo konventionelle Kanäle versagen. Konkret sollten eine bessere Vernetzung der im Luzerner Basel-/Bernstrasse-Quartier wohnenden und arbeitenden Bevölkerung sowie eine bessere Kommunikation zwischen Stadtbehörden und Quartierbewohnenden erreicht werden. Angestrebt wurde ein Medienkanal mit möglichst niederschwelligem Zugang und grösstmöglichem Einbezug der im Quartier aktiven Kräfte. Generell sollte das Projekt zu einer positiven Quartierentwicklung beitragen. Dies mit dem Ziel, die Kommunikation, das Bewusstsein für den Ort und die Neugierde aller Anwohnenden aufeinander zu fördern und zu stärken.

### Kommunikation mit bewegten Bildern

Im soziokulturellen Bereich stellt das Ansprechen und Erreichen einer breiten Gruppe, etwa von Einwohnerinnen und Einwohnern eines Quartiers, eine zentrale Fragestellung und Herausforderung dar. Textbasierte Kanäle wie Flugblätter, Wandanschläge oder Zeitungen erreichen anvisierte Zielgruppen wegen Sprach- und Leseproblemen oft nicht. Auch öffentlich zugängliche Unterstützungsangebote wie Quartierbüros oder geleitete Treffpunkte verfehlen allzu oft ihre Zielgruppen, sei es, weil sich niemand angesprochen fühlt oder weil Berührungssängste mit «offiziellen Stellen» existieren. Niederschwellige Kommunikationskanäle wie Fernsehen und Radio bieten nur in Ausnahmefällen quartierspezifische Informationen. In den Bereichen des Quartiermarketings, der Stadtentwicklung, der Integration oder der Verhinderung von «Verslumung» setzen verschiedene Gemeinden Plakat-Aktionen, Initiativen in lokalen Geschäften sowie Webcams für Image-Aufbesserung innerhalb und ausserhalb von «Problemquartieren» ein.

Besonders in England ist der Einsatz von Kameras und Displays im öffentlichen Raum stark mit Überwachung und sozialer Kontrolle konnotiert. Immer wieder werden Anlagen zerstört. Stadtentwicklung in problematischen Quartieren bedeutet heute weit mehr als nur bauliche Eingriffe. Viele Gemeinden kaufen Häuser an neuralgischen Lagen oder mit problematischen Nutzungen, vermieten sie unter anderem nach dem Kriterium einer besseren sozialen Durchmischung und versuchen gemeinsam mit den Betroffenen soziale Ungleichgewichte und Defizite mit diversen Hilfestellungen auszugleichen. Im Quartier Basel-/Bernstrasse ging es unter anderem darum, das geschichtlich geprägte schlechte Image durch das Kommunizieren von Qualitäten des Quartiers zu verbessern.

Die Integration von Bewegtbild-Medien im öffentlichen Raum wurde bis anhin fast ausschliesslich im Dienste der Werbung eingesetzt. Mehrere Studien erhärten die Effektivität. Nichtkommerzielle Nutzungen grosser Displays in öffentlichen Räumen sind vor allem in Forschungsabteilungen von High-Tech-Firmen oder im universitären Bereich anzutreffen. Hier geht es vor allem um soziale

Aspekte wie Vorstellung von Mitarbeitenden, um Informationsvermittlung bzw. -austausch und um spielerische Ablenkung, beispielsweise durch Cartoons.

«Bewegte Bilder im öffentlichen Raum» ist ein Schwerpunktthema der Hochschule Luzern – Design & Kunst, und es wurden schon mehrere Forschungsprojekte in diesem Themenfeld realisiert.<sup>27</sup> Basierend auf den erworbenen Erkenntnissen über die Gestaltung und die Wirkung von «Out-of-Home-Displays» – hohe Akzeptanz, grosse Aufmerksamkeit durch Bewegung, Erkenntnisse über Rezeptionsverhalten im öffentlichen Raum, klare Hinweise für die Gestaltung von Beiträgen und die Gliederung des Programms etc.<sup>28</sup> – sollte nun hier das Potenzial dieser neuen Medien in einem anderen Kontext ausgelotet werden: «Out-of-Home-Displays» als Instrument zur Förderung der Kommunikation in einem interkulturellen Umfeld und als Instrument des Quartiermarketings. Mit einem Display-Kanal, der grundsätzlich per Internet flexibel 24 Stunden bedient und mit interaktiven Komponenten erweitert werden kann, entstehen interessante Optionen. Die Entwicklung der Display-Technologie erlaubt im Zusammenspiel mit leistungsfähigen Computer-Systemen zunehmend flexiblere Anwendungen. Server-basiertes Content-Management ermöglicht ein kurzfristig gestaltbares, differenziertes, auf verschiedene Zielgruppen oder sogar Einzelpersonen ausgerichtetes Programm.

#### Die Gestaltung von Bewegtbild-Beitrag und Programm

Das Bewegtbild-Programm, welches auf dem Kanal ausgestrahlt wurde, war auf ein breites, arbiträres und unstrukturiertes Publikum ausgerichtet. Im Zentrum stand die Entwicklung einer spezifischen modularen Programmstruktur, die dem Sender durch ihr Erscheinungsbild einen eigenständigen Charakter gab. Daneben sollte aber auch Raum für eine möglichst flexible und individuelle Gestaltung der einzelnen Beiträge offen bleiben.

Um das vielsprachige, kulturell sehr heterogene Publikum zu erreichen, wurde versucht, möglichst mit bewegten Bildern zu kommunizieren. Schrift wurde in den Beiträgen möglichst zurückhaltend eingesetzt. Das Integrationsbüro Bern liess im Sommer 2005 eine Serie von Piktogrammen entwickeln, welche vor allem der Erklärung und Postulierung von nachbarschaftlichen Verhaltensregeln in den Bereichen Wohnen, Abfall, Sportanlagen und Garten dienten.<sup>29</sup> Auf den Piktogrammen ist der Inhalt auf ein Minimum reduziert, um eine grösstmögliche kulturübergreifende Verständlichkeit zu erhalten. Solche Kommunikationshilfen sind adäquat, wenn es um die Vermittlung von einfachen Informationen geht. Mit dem Animieren von Piktogrammen wurde nun versucht, die Verständlichkeit noch zu erhöhen. Als Beispiel wurde so auf die Möglichkeiten der Abfallentsorgung aufmerksam gemacht.

Weiter wurde das Programm geprägt von Beiträgen, die mit und über die Bewohner/innen des Quartiers und mit ihnen erarbeitet wurden. Menschen aus dem Quartier sind die Hauptdarsteller und geben Einblick in ihre Wohn- und Arbeitssituation. Ein Teil der Beiträge entstand unter kundiger Führung von Fachpersonen, aber auch Beiträge von Laien wurden ins Programm aufgenommen. Angestrebt wurde ein möglichst niederschwelliger Zugang mit grösstmöglichem Einbezug der Quartierbewohner/innen und der im Quartier aktiven Kräfte.

Die Beiträge wurden auf dem «Street-Channel» in Form eines 4 bis 6 Minuten langen Loops gezeigt. Dieser war unterteilt in sechs verschiedene Gefässe, welche je nach Bedarf und Angebot ein bis fünf Beiträge enthielten. Folgende Rubriken waren zu finden:

- Tauschbörse: Angebote und Nachfrage von Gegenständen und Dienstleistungen von Personen aus dem Quartier oder mit besonderem Bezug dazu
- Im Quartier: Portraits von Läden, Vereinen und Personen
- Information: Informationen an die Quartierbewohnerinnen und -bewohner (wie z.B. Zeiten der Abfallentsorgung)
- Veranstaltungen: Angaben über Veranstaltungen im Quartier oder mit Bezug zum Quartier
- Freistil: Offenes Gefäss für Unterhaltungsbeiträge aller Art
- Glückwünsche: Glückwünsche zum Geburtstag, zur Hochzeit etc.

Die einzelnen Rubriken wurden mit einem Farbbalken am unteren Bildrand gekennzeichnet, und für jede wurde ein spezifisches Piktogramm entwickelt. Dadurch wurden eine möglichst einfache Zuordnung der Beiträge und eine schnelle Orientierung gefördert. Die verschiedenen Rubriken wurden normalerweise einander folgend ausgestrahlt. Es war aber auch möglich, eine Rubrik oder einen Beitrag mehrmals zu zeigen, wenn eine Betonung angestrebt wurde. Es bestand also jederzeit die Möglichkeit, schnell und flexibel auf Anregungen und situative Bedürfnisse zu reagieren. Die «signaletischen» (Signaletik = Zeichenlehre, räumlichen Orientierungssysteme: die verbale Form wird im grafischen Kontext viel gebraucht) Elemente wurden auf Grund von institutionalisierten Rückmeldungen im Hinblick auf eine möglichst effiziente Betriebsart mehrmals optimiert. Unter Anderem wurden die einzelnen Rubriken zusätzlich in acht Sprachen angeschrieben.

Der Kanal wurde weiter auch als Medienplattform für künstlerische Beiträge genutzt. So kamen verschiedene Kurzbeiträge von Studierenden der Hochschule Luzern – Design & Kunst, welche speziell für dieses Medium hergestellt wurden, zur Ausstrahlung.

### Die Nutzung des Kanals

In die kontinuierlich laufende Programmschleife wurden zwei Interaktionsmöglichkeiten integriert. Zum einen konnte via Knopfdruck eine Rubrik ausgewählt werden. Der Programm-Loop sprang dann auf deren Beginn. So musste der Betrachter nicht erst den ganzen Loop abwarten, um zu den von ihm gewünschten Informationen zu kommen. Ziel war es, durch eine möglichst präzise grafische Darstellung der signaletischen Elemente die Führung möglichst selbstklärend zu gestalten.

Piktogramme auf den hinterleuchteten Knöpfen und Linien in der Farbe der Rubrik erleichterten die Wahl. Entsprechend wurden diese gut erreichbar in die Frontseite des Terminals integriert. Über einen siebten Knopf, welcher im Zentrum platziert wurde, konnte ein Druckvorgang ausgelöst werden. So wurde, ähnlich einem Kassenzettel, eine Kurzzusammenfassung der ausgewählten Rubrik ausgedruckt, zum Beispiel die Rubrik «Veranstaltungen» mit Datum, Ort und Zeitpunkt der beworbenen Veranstaltungen.

Um einen einfachen Zugang zu ermöglichen, wurde für diese Interaktionsmöglichkeiten bewusst eine einfache Form gewählt: ein grosser Taster als vertrautes Instrument, visuell gut lesbar und erlebbar. Besonders Kinder hatten darauf sehr schnell und spontan reagiert und einfach mal ausprobiert und geschaut, was passiert. Dieses Ausprobieren war später auch bei Erwachsenen zu beobachten.

Der spezifischen Situation vor Ort (kurze Rezeptionszeit, viel Ablenkung durch eine Ereignisse in der Umgebung, keine Möglichkeit, Ton als Gestaltungsmittel einzusetzen, weil vor Ort ein hoher Geräuschpegel zu verzeichnen war, sich dauernd verändernde Lichtverhältnisse etc.) musste sowohl bei der Gestaltung und Platzierung des Display-Körpers wie auch bei der Gestaltung der Beiträge und des Programms Rechnung getragen werden. Die Beiträge mussten zum Beispiel kurz und prägnant sein, oder zugängliche Bilder und einfache Montage-Formen mussten verwendet werden, um eine optimale Wirkung zu erzielen.

Die Vermittlung grundlegender Gestaltungskompetenzen erwies sich in der Praxis als sehr anspruchsvoll. Sogar professionelle Videogestalter/innen waren mit den Gesetzmässigkeiten dieses neuen Mediums wenig vertraut und mussten sich Stück für Stück herantasten. Verständlicherweise war dies für Laien noch schwieriger.

### Räumliche Integration

Die drei an der Strasse stehenden Terminals sollten nicht nur für die Nutzung als Medienkanal möglichst zugänglich sein, sondern sich auch gut in die architektonische Standortsituation im urbanen Raum integrieren und die Umgebung durch Form, Grösse, Materialisierung und Farbgebung positiv beeinflussen. Mit Hilfe von 1:1-Modellen wurde die Grösse der Terminals, deren Aussenform und mit grossflächigen Mustern die Farbe des Gehäuses bestimmt. Die Terminals sollten gut sichtbar platziert werden und freundlich, präsent, aber nicht aufdringlich wirken. Eine dunkle Farbe kam dabei auch aus technischen Gründen nicht in Frage, da dies bei Sonnenbestrahlung zu einer Erhöhung der Innentemperatur und damit verbunden zum Ausfall von Computer und Display hätte führen können.

### Fazit / erste Ergebnisse

Zum Zeitpunkt dieses Beitrags waren die Auswertungsarbeiten des Forschungsprojekts noch nicht abgeschlossen. Erste Tendenzen zeichneten sich aber ab. So konnte ganz grundsätzlich festgestellt werden, dass der «Street-Channel» von der Quartierbevölkerung gut aufgenommen und als positives Zeichen im Quartier wahrgenommen wurde. Man sei stolz darauf, dass der weltweit erste Strassenkanal in der Baselstrasse stehe, war zu vernehmen.

Positiv zu werten ist sicher auch, dass es trotz vieler Warnungen im Vorfeld zu keinen Sachbeschädigungen, Versprayungen und keinem Verkleben der Display-Terminals mit Plakaten kam. Es wurde aber auch deutlich, dass eine dreimonatige Pilotphase für die Einführung eines neuen Medienkanals sehr kurz bemessen war. Es scheint einige Zeit zu dauern, bis die Leute im Quartier einen möglichen Nutzen des Kanals erkennen können, gibt es doch keine ähnlichen Medien in ihrem Umfeld, die als Referenz dienen könnten.

Weiter erwies sich die technische Umsetzung des Strassenkanals ebenfalls als grössere Herausforderung als erwartet. Die Erfahrungen sollen als Basis für weitere, ähnliche Projekte dienen. Dass Display-Kanäle ein Potenzial auch in dem beschriebenen Anwendungsfeld haben, hat sich bestätigt. Die genaue Form wird sich in den nächsten Jahren noch weisen müssen.

Dass für einen optimalen Transport von Informationen eine präzise, mediengerechte Gestaltung und Aufbereitung der Beiträge nötig ist, hat sich schon in den Vorgängerprojekten gezeigt. Die Problematik hat sich hier aber noch verschärft, weil der Einbezug von Personen aus dem Quartier bei der Produktion von Beiträgen vorgesehen war. Um die Problematik zu entschärfen, wurde eine Begleitung durch Fachpersonen eingeplant. In der Umsetzung zeigte sich, dass dies mit einem sehr grossen Zeitaufwand und dementsprechend mit hohen Kosten verbunden war. Wenn der Kanal mit einfach lesbaren und genau formulierten Informationen überzeugen soll, müssen die Beiträge zumindest mit professioneller Unterstützung hergestellt werden. Lässt man Laien mehr Raum, besteht die Gefahr, dass der Kanal allgemein als Freizeitprogramm wahrgenommen wird und dadurch seine Glaubwürdigkeit als Informationskanal verloren geht. Mit klar erkennbaren und deutlich abgegrenzten Gefässen wurde versucht, die Problematik zu entschärfen. So wurde das Gefäss «Freistil» geschaffen, wo wenig gestaltete Beiträge ihren Platz finden konnten, ohne das Gesamtgefüge zu stark zu beeinträchtigen. So war es zum Beispiel möglich, Ausschnitte aus alten Videoaufnahmen der Baselstrasse zu zeigen, obwohl diese qualitativ in einem schlechten Zustand waren. Mit der Darstellung in einem etwas kleineren Format wurde eine weitere Abgrenzung erreicht. Das professionelle Erscheinungsbild des «Street-Channel» vermochte auf der einen Seite im Quartier einen positiven Akzent zu setzen. Mit der Lebendigkeit und Farbigkeit der Display-Bilder wurde ein Gegenpol zur doch eher tristen und grauen Stimmung der Strassensituation geschaffen. Die verschiedenen Angebote des Quartiers wurden so in einem positiv konnotierten Umfeld präsentiert.

Es war aber auf der anderen Seite vielleicht auch gerade diese Professionalität des Kanals, die eine gewisse Hemmschwelle darstellte, wenn es darum ging, Leute aus dem Quartier für eine Beteiligung zu gewinnen. Auf die weiteren Resultate kann man gespannt sein.

#### Zusammenarbeit mit BaBeL und Wirtschaftspartnern

Die enge Zusammenarbeit mit dem Projekt BaBeL bot die Möglichkeit, die aufgebauten Kontakte zur Quartierbevölkerung und zu den im Quartier tätigen Gewerbetreibenden und Institutionen sowie zu den Stadtbehörden zu nutzen. Ein optimaler Einsatz dieses Bewegtbild-Mediums im öffentlichen Raum kann nicht allein durch die Gestaltung der Beiträge und des Programms erreicht werden. Faktoren wie Platzierung der Displays und die Effizienz als Medienkanal sind ebenso entscheidend wie die Bedürfnisse der im Quartier aktiven und wohnhaften Bevölkerung. Dazu kommen technische und ökonomische Faktoren. Deshalb können relevante Antworten auf Fragen nach Potenzial, Chancen und Risiken dieser neuen Bewegtbild-Medien nur durch eine interdisziplinäre Zusammenarbeit von Fachpersonen aus relevanten Bereichen erreicht werden. So setzte

sich das Forschungsteam aus Fachpersonen der Hochschule Luzern der Bereiche Design & Kunst, Soziale Arbeit, Wirtschaft sowie Technik & Architektur zusammen.

Finanziert wurde das Projekt neben der Hochschule Luzern von DORE, der Förderstelle für angewandte Forschung des Nationalfonds, der Stadt Luzern und den beteiligten Partnern aus der Wirtschaft: Visual Food GmbH, Multimedia Solutions, Luzern, e-advertising AG, Winterthur, PC-Ware Schweiz AG, Sursee, Primelco AG, Baar, und Swisscom.

- 1 Die gestalterischen Beiträge, abgesehen vom «BaBeL-Channel»-Projekt, werden hier nur kurz erwähnt: die Illustration der Zukunftsszenarien, welche als Grundlage für die Erarbeitung des Konsensszenarios dienten, die Videodokumentation der Grossgruppen-Veranstaltung, die Gestaltung der Quartierzeitung, der Quartieragenda, des Quartierführers sowie der ersten Website. Einige dieser Arbeiten sind auf dem Internet zu sehen.
- 2 Für Kunstschaaffenden ist die Einbindung in partizipative Prozesse oft schwierig zu vereinbaren mit einem Anspruch auf höchste künstlerische Qualität. Auch kann die quasi Auftragsituation zu Rollenkonflikten führen, wo nach wie vor von einem traditionellen, auf künstlerischer Freiheit und Autonomie basierenden Kunstbegriff ausgegangen wird. Die Befreiung der Kunst aus dem Dienst von Kirche und dem Hof nach der Französischen Revolution bedeutete eine grundlegende Emanzipation für die Kunstschaaffenden. Mit der Auftragsituation, die im Zusammenhang mit Kunst im öffentlichen Raum gegeben ist, gerät das Selbstverständnis von Kunstschaaffenden, welches verbietet, sich für nicht selbstgewählte Ziele instrumentalisieren zu lassen, und mit dem Anspruch, autonom und aus einer individuellen und künstlerischen Notwendigkeit heraus Kunstwerke zu entwickeln, in Widerspruch. «Für die Entwicklung des Konzepts 'autonome Kunst' war die Französische Revolution mit ihren geistigen Ursachen und praktischen Folgen historisch entscheidend. Denn die durch sie hervorgerufenen tiefgreifenden Umwälzungen haben der Künstlerschaft die Möglichkeit zur Befreiung aus der bisherigen kirchlichen und höfischen Vorherrschaft eröffnet.» Lingner, Michael, in: *Abgewirtschaftete Autonomie? Ökonomisierung und Selbstbestimmung im System Kunst*, [http://ask23.hfbk-hamburg.de/draft/archiv/ml\\_publicationen/kt01-1.html](http://ask23.hfbk-hamburg.de/draft/archiv/ml_publicationen/kt01-1.html), eingesehen am 16.2.08
- 3 «Kunst im öffentlichen Raum» ist eine etwas ungenaue Bezeichnung, da Museen eigentlich auch öffentlich sind. Man müsste mit Claudia Büttner (Art Goes Public, 1997) eher von Kunst in nicht-institutionellen Räumen sprechen. Meist sind es Räume im Stadtraum, die offen für verschiedene Nutzungen sind. Kunst im öffentlichen Raum umfasst eine Vielfalt von künstlerischen Ausdrucksformen und Strömungen, die die Auseinandersetzungen mit dem Verständnis von Öffentlichkeit, Kunst und Raum ihrer jeweiligen Zeit widerspiegeln: Monument > Skulptur > Denkmal > Wandbild > Relief > Kunst am Bau > Minimal Art > Konzeptkunst > Landart > Environmental Art > Kinetische Kunst > Lichtkunst > Site-specific Art > Drop Sculptures > Soziale Plastik > Erweiterter Kunstbegriff > Aktionskunst > Performance > Happening > Fluxus > Kunst im öffentlichen Interesse > Interventionskunst > partizipatorische Kunst > Dienstleistungskunst > Ambient Art > New Genre > Public Art > Community Art > Street Art. Nach Oliver Marchart muss, in Anlehnung an den Öffentlichkeitsbegriff von Hanna Arendt, Öffentlichkeit immer wieder in Momenten konfliktueller Auseinandersetzungen hergestellt werden, sie ist nicht über den Raum per se gegeben. Marchart, Oliver, in: Schenker, Christoph (2007): *Kunst und Öffentlichkeit – Kritische Praxis der Kunst im Stadtraum* Zürich, Zürich: JRP/Ringier, S. 238–239.
- 4 Raum wird hier in seinen physischen, psychischen, sozialen, politischen, sozialen, medialen, fiktiven und symbolischen Dimensionen verstanden.
- 5 Anne Lorenz: «Auf dem Hinweg», [www.annelorenz.ch](http://www.annelorenz.ch)
- 6 Santiago Sierra: «... und die Macht des Geldes», 19.2.07, in: [www.rebel-art.net](http://www.rebel-art.net)
- 7 z.B. die Situationisten, feministische Kunst, Landart, Arte Povera, Environmental Art
- 8 Joseph Beuys, in: Götz Adriani, Winfried Konnertz und Karin Thomas: *Joseph Beuys*; Neuauflage, Köln 1994 (DuMont).
- 9 Aktionskunst, Performance, Happening und Fluxus, in: Gabriele Klein, Wolfgang Sting (Hrsg.): *Performance: Positionen zur zeitgenössischen szenischen Kunst*. Bielefeld: transkript 2005.
- 10 Minimal Art, Landart, Environmental Art, Kinetische Kunst, Lichtkunst, Konzeptkunst.
- 11 Dokumenta in Kassel seit 1955, Skulptur-Projekte Münster, seit 1977; in der Schweiz Skulpturenausstellungen in Biel oder Bex.
- 12 Site-specific Art, in: Büttner, Claudia: *Art Goes Public*, München 1997, S. 173–182.
- 13 Drop- und Plop-Art, Ebd., S. 192–194.
- 14 Kunst im öffentlichen Interesse > Interventionskunst > partizipatorische Kunst > Dienstleistungs-Kunst > New Genre Public Art > Community Art > Street Art > Kommunikationsguerilla > Republic Art > Politische Kunst
- 15 In: Büttner, Claudia: *Art Goes Public*, München 1997, S. 176–178.
- 16 Die Ausstellungen «Nonchalance», Centre PasquArt, Biel, vom 31.08 bis 26.10, kuratiert von Christoph Doswald, «Freie Sicht aufs Mittelmeer» im Kunsthau Zürich, vom 04.06 bis 30.08, kuratiert von Bice Curiger.
- 17 Durch Dore und Projektpartner finanziert.
- 18 Im Dammdurchbruch, der wegen zu hoher Kosten kritisiert wurde, ist z.B. ein Schaufenster für Kunst vorgesehen, mit dem der Durchgang fussgängerfreundlich gestaltet werden und gleichzeitig ein Fenster geschaffen würde, in dem die Hochschule mit dem Quartier kommunizieren könnte.
- 19 Projekte in Osteuropa und der Ukraine von Pro Helvetia und DEZA (Landry, Charles: *Culture at the Heart of Transformation*, Zürich 2006: Pro Helvetia); Kunstprojekte in der Hardau (Schenker, Christoph [2007]: *Kunst und Öffentlichkeit – Kritische Praxis der Kunst im Stadtraum* Zürich, Zürich: JRP/Ringier, S. 217–244); Kunstprojekte Riem (Büttner, Claudia [2004]: *Kunstprojekte Riem – Öffentliche Kunst für einen Münchner Stadtteil*, Wien, New York: Springer, S. 29–51).
- 20 Zur Promenadologie: Lucius Burckhardt: *Warum ist Landschaft schön? Die Spaziergangswissenschaft*. Martin Schmitz Verlag, Juni 2006. Zu den Situationisten: Guy Debord: *Die Gesellschaft des Spektakels*, Bittermann, Berlin 1996.
- 21 Die Situationisten wollten die Kunst in ein freies Leben überführen, dieses umherschweifend erleben (Dérive), mit den Mitteln der Psychogeografie vermessen und mittels Zweckentfremdung überkommene Strukturen verschieben (Détournement) und so eine Revolution des Alltagslebens erreichen. (Debord, Guy: *Die Gesellschaft des Spektakels*, Edition Tiamat, Berlin 1996).
- 22 Baustein 9: Durchgang in die Baselstrasse für Fussgänger attraktiver gestalten, um einen Initialzündler zu setzen, um die Anbindung an die Innenstadt zu verbessern.
- 23 Pia Lanzingers Vorschlag sieht eine Reihe von Leuchtkästen vor mit Bildern aus der Bilderwelt des Alltags einer multikulturellen Quartierbevölkerung. Die Leuchtkästen leuchten der Reihe nach beim Betreten der Unterführung durch PassantInnen, gehen wieder aus beim Hinausgehen aus derselben.
- 24 Boris Chouevellon, Gaststudent im MAPS-Workshop Herbst 2006, aus Marseille.
- 25 Jessica Powers, MAPS-Studentin, Tatsuto Suzuki, Zürich, Melanie Wendland, Rovaniemi, ebenfalls Gaststudierende im MAPS-Workshop Herbst 2006, aus Marseille.
- 26 Es war aus Termingründen allerdings sehr schwierig, Vertreterinnen für die Jury direkt aus dem Quartier zu finden. Diese musste wegen des Schulbetriebs tagsüber stattdessen, und die meisten der Quartierbewoh-

## «BaBeL Santé» – Gesundheit im Quartier

Das Projekt «BaBeL Santé» setzt einen Impuls für mehr Gesundheit im Quartier. Es thematisiert «Gesundheit» und aktiviert die Quartierbewohner und -bewohnerinnen sowie die für das Quartier zuständigen Gesundheitsinstitutionen für die Teilnahme an einem «Gesundheitsfest», das die Quartierbevölkerung für das Thema sensibilisiert, über verschiedene Gesundheitsaspekte informiert und Anliegen in Bezug auf Gesundheit aufnimmt. Das Projekt gibt Hinweise, wie Gesundheitsressourcen, Schutzfaktoren im Quartier gefördert und Risikofaktoren von Gesundheit entgegengewirkt werden kann. Im Folgenden werden Ausgangslage und Grundlagen von «BaBeL Santé» sowie dessen Ziele, Strategie und Erfahrungen beschrieben. – Von Enrica Zwahl

## Ausgangslage des Projekts «BaBeL Santé»

Das Quartierentwicklungsprojekt BaBeL war im Jahr 2005 bereits seit dreieinhalb Jahren im Gange, als das Teilprojekt «BaBeL Santé» auf Impuls der Fachgruppe «Prävention und Gesundheit» der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit in den laufenden Quartierentwicklungsprozess BaBeL eingebettet wurde. Der Vorschlag stiess auf offene Türen und das Thema Gesundheit wurde von BaBeL aufgenommen. Eine Situationsanalyse zur Lage der Gesundheit im Quartier sollte die Ergebnisse der Quartieranalyse des Gesamtprojekts in Bezug auf Gesundheit ergänzen und gleichzeitig die Quartierbevölkerung sensibilisieren, informieren und aktivieren.

Die erste Phase des Teilprojekts «BaBeL Santé» (2005 und 2007) wurde ermöglicht durch finanzielle Mittel von Promotion Santé Suisse, der kantonalen Koordinationsstelle für Gesundheitsförderung sowie der Unterstützung von BaBeL, der für das Quartier zuständigen Gesundheitsinstitutionen, der Teilschulen der Hochschule Luzern und der stadtluzernischen Ortsgesundheitskommission. Ganz zentral war die sehr engagierte Mitarbeit von Quartierbewohnerinnen und -bewohnern, Gewerbe und Institutionen des Quartiers.

### Quartieranalyse als Ausgangspunkt des Projekts BaBeL

Die Themen Gesundheit, Krankheit und Gesundheitsförderung/Prävention wurden in der ansonsten breit angelegten Quartieranalyse zu Beginn des Projekts BaBeL nicht explizit recherchiert. Dennoch zeigten sich in der Quartieranalyse eine Reihe von Faktoren, die zu Gesundheitsrisiken zählen und insbesondere in Kombination einen Einfluss auf die Gesundheit der Quartierbevölkerung haben. Faktoren mit Gesundheitsrisiken:

- Geringe Besonnung der Baselstrasse durch die topografische Lage, baulicher Zustand, gepaart mit Feuchtigkeit und mangelhaften hygienischen Bedingungen bei einem Viertel der Gebäude.
- Hohe Verkehrsbelastung durch den Flaschenhals bei der Einfahrt nach Luzern (Autobahn, Zug und wichtige Verbindungsstrassen); hohes Verkehrsaufkommen auf der Basel-/Bernstrasse [Baselstrasse ca. 20 000 Fahrzeuge/Tag], Eisenbahn: eine der am stärksten befahrenen Doppelspurstrecken der SBB).
- Sämtliche Gebäude entlang der Basel-/Bernstrasse sind von Lärm über dem Immissionsgrenzwert betroffen, mehr als die Hälfte über dem Alarmwert lärmbelastet; Luft: verschiedene LRV-Grenzwerte sind überschritten; Erschütterungen.
- Ganzes Gebiet ohne Arztpraxis, Apotheke oder Drogerie.
- Überdurchschnittlich viele ökonomisch schlechtgestellte Personen mit niedrigem Status.
- Etablissements des Rotlichtmilieus mit unbekanntem Arbeitsbedingungen und Hygieneverhältnissen für Frauen; Kinder im Umfeld von Prostitution.
- Mangel an Spielraum für Kinder und altersgerechte Anregung und Förderung; Kinder spielen unbeaufsichtigt entlang der verkehrsreichen Strasse.
- Bedeutende Funktion bei der Aufnahme von Flüchtlingen (zum Zeitpunkt der Analyse mehr als 200 Asylsuchende und vorläufig Aufgenommene).

- Wohnraum für neu Einwandernde und sozial Benachteiligte, ausserordentlich viele Ethnien und deren diverse Untergruppen auf engem Raum.
- Anstrengungen, soziale Bezüge im Quartier herzustellen, werden erschwert durch Unterschiede in Sprache, Bildungsstand, Interessen.
- Hohe Fluktuation. Wer sich etwas auskennt und finanziell verbessert, verlässt meist das Quartier.

Erfahrungen von BaBeL zeigen, dass viele im Quartier lebende Menschen und Familien relativ zurückgezogen und allein oder in Untergruppen ihrer Ethnie leben. Viele getrauen sich oft gar nicht, ihre Anliegen einzubringen oder sich im Rahmen des Quartiers in irgendeiner Weise zu beteiligen.

Gleichzeitig ist das Quartier BaBeL ein lebendiges, gemischtes Quartier mit einem Potenzial an engagierten, interessanten Menschen aus vielen Nationen, mit Kleingewerbe und mittleren Betrieben. BaBeL ist das Eingangstor zu Luzern und auch ein Eingangstor für Migrantinnen und Migranten in die Schweiz.

## Grundlagen für Gesundheitsprojekte im Quartier

Körper und Geist stehen in einem ständigen Prozess, der anfällig ist für Ungleichgewichte und Störungen durch innere Prozesse und äussere Einwirkungen, welche wiederum in stetiger Wechselwirkung stehen. Der Begriff «gesund» wird verbunden mit subjektivem Erleben, subjektiver Wahrnehmung und «objektiven» Beobachtungen und Gegebenheiten der Gesellschaft. Dabei kann sich eine aus der Perspektive der Medizin oder Gesellschaft kranke Person gesund fühlen, und umgekehrt kann eine sich krank fühlende Person medizinisch als gesund eingestuft werden. Krankheit und Gesundheit sind als Konstrukte zu verstehen (Hafen 2007b:30). Was als krank oder gesund bezeichnet wird, ist immer auch abhängig von der Perspektive, von gesellschaftlichen Sichtweisen, Normen und Werten. Gesundheit bezeichnet deshalb nicht in allen Kulturen das Gleiche und verändert sich innerhalb von gesellschaftlichen Entwicklungen. So wurde hoher Alkoholkonsum erst mit dem auf Enthaltsamkeit ausgerichteten Weltbild der Reformation (Emlein 1998: In Hafen 2007b) und mit der Industrialisierung (Notwendigkeit von fehlerfreier und schneller Produktion) zum Problem. Und problematischer Alkoholkonsum wurde mit der Zeit von einer selbstverschuldeten Angelegenheit, die mit Strafen belegt wurde, zu einer Krankheit.

Heute wird insbesondere überall dort, wo für den Grossteil der Gesellschaft die Grundbedürfnisse des täglichen Lebens wie Wohnen, Arbeit und Nahrung mehr als gedeckt sind, der Wunsch nach einem langen, gesunden Leben ohne Einschränkungen zu einem erstrebenswerten Ziel. Endlichkeit wird immer mehr ausgeklammert, die Angst vor dem Tod grösser. Nach Gehlen (1986) nimmt die heute in unserer westlichen Gesellschaft bestehende intensive Sorge um die Gesundheit auch eine sinnstiftende, Orientierung ermöglichende Funktion ein. Gehlen (1986) sieht eine Hochstilisierung der Gesundheit als Folge der gesellschaftlichen Umwälzungen. Mit den verschiedensten Anstrengungen soll Krankheit im Voraus verhindert sowie Gesundheit erhalten und wiederhergestellt werden. Steigende Kosten im Gesundheitswesen sollen gesenkt werden und Gesundheit wird zu einem wachstumskräftigen Geschäftsbereich.

### Definitionen von Gesundheit

Gesundheit wird immer wieder neu definiert und dabei zeigt sich, wie schwierig Gesundheit zu definieren ist (siehe: Martin Hafen 2007b: 25, 26).

- Bei Aron Antonovsky ist Gesundheit kein Zustand, sondern beschreibt einen Prozess im Kontinuum von Gesundheit und Krankheit. Die beiden bedingen einander und verändern sich im Leben eines Menschen.
- Für Klaus Hurrelmann bezeichnet Gesundheit den Zustand des objektiven und subjektiven Befindens einer Person, der gegeben ist, wenn diese Person sich in den physischen, psychischen und sozialen Bereichen ihrer Entwicklung in Einklang mit den Möglichkeiten und Zielvorstellungen und den jeweils gegebenen äusseren Lebensbedingungen befindet. Gesundheit ist beeinträchtigt, wenn sich in einem oder mehreren dieser Bereiche Anforderungen ergeben, die von der Person in der jeweiligen Phase im Lebenslauf nicht erfüllt oder bewältigt werden können. Die Beeinträchtigung kann sich, muss sich aber nicht in Symptomen der sozialen, psychischen und physisch-physiologischen Auffälligkeit manifestieren.
- Gemäss Definition der WHO von 1986 wird Gesundheit von Menschen in ihrer alltäglichen Umwelt geschaffen und gelebt, dort wo sie spielen, lernen, arbeiten und leben. Gesundheit entsteht dadurch, dass man sich um sich selbst und für andere sorgt. Dass man in die Lage versetzt ist, selber Entscheidungen zu fällen und eine Kontrolle über die eigenen Lebensumstände auszuüben, sowie dadurch, dass die Gesellschaft, in der man lebt, Bedingungen herstellt, die allen ihren Bürgerinnen und Bürgern Gesundheit ermöglicht.
- Klaus Hurrelmann/Peter Franzkowiak: Als eine konsensuelle Definition von Gesundheit wird vorgeschlagen, dass Gesundheit das Stadium des Gleichgewichts von Risikofaktoren und Schutzfaktoren ist, das eintritt, wenn einem Menschen eine Bewältigung sowohl der inneren (körperlichen und psychischen) als auch äusseren (sozialen und materiellen) Anforderungen gelingt. Gesundheit ist ein Stadium, das einem Menschen Wohlbefinden und Lebensfreude vermittelt.

Gemäss dem multifaktoriellen Ursachenmodell (in Gassmann/Jost/Sager 1985) können Risiko- und Schutzfaktoren den Ebenen Person, Aktuelle Situation einer Person und Gesellschaftliche Verhältnisse, Normen und Werte zugeordnet werden. Dabei stehen die Schutz- und Risikofaktoren der verschiedenen Ebenen in gegenseitiger Wechselwirkung.

<i>Person</i>	Konstitution, Ethnische Zugehörigkeit, persönliche Geschichte, Bildung, Fähigkeit zur Bewältigung von Problemen (Coping-Strategien) etc.
<i>Aktuelle Lage</i>	Reale Qualität und empfundene Qualität der Lebensbedingungen des näheren und weiteren Umfelds, körperliche und psychische Verfassung (Stress, regionale Zugehörigkeit, soziale Ausgrenzung oder Einbindung, Unsicherheit, Umweltbelastung) etc.

### *Gesellschaftliche Verhältnisse, Normen und Werte*

Funktionierendes Gesundheitssystem, gesundheitsfördernde Umwelt, belastende Arbeits- und Umwelt, Gesundheitsprogramme, gesetzliche Vorgaben, Vorbilder, Gesellschaftsnormen wie Idealbilder von Frau und Mann, Alkohol als Teil von Gemeinschaftserlebnis, Rauchverbot etc.

Die Bilanz von Belastung und Bewältigungsressourcen sowie die realen Veränderungsmöglichkeiten beeinflussen das Verhalten eines Menschen.

### Gesundheitsförderung / Prävention – Behandlung – Früherkennung / Frühintervention

Zentrale Ansätze in Bezug auf die Erhaltung und Förderung von Gesundheit sind Gesundheitsförderung / Prävention, Früherkennung und die adäquate Behandlung von Risikofaktoren und Problemen.

### *Gesundheitsförderung / Prävention*

Förderung von Schutzfaktoren, Behandlung von Risikofaktoren, Einwirkung auf Personen und ihrer relevante Umwelt. Verhaltensprävention: Massnahmen und Aktivitäten, die sich an Personen und Personengruppen richten, Lernprozesse in Hinblick auf gesundheitsförderndes Verhalten und Reduktion von Risikoverhalten initiieren. Verhältnisprävention: Massnahmen und Aktivitäten, die Strukturen im Hinblick auf die Reduktion von Risiko- und die Förderung von Schutzfaktoren verändern, sich an Systeme, «Settings» (Quartier, Schulen, Betriebe etc.) richten. Umfasst z.B. die Gewährleistung des allgemeinen Zugangs zu einer umfassenden Gesundheitsversorgung,

### *Behandlung*

Behandlung von manifesten Problemen und deren Ursachen bei Personen (Verwahrlosung, Sucht, Gewalt, Handlungsfähigkeit) und Veränderung von strukturellen Problemen (Verkehrslärm, Schimmel in Wohnungen etc.).

### *Früherkennung / Frühbehandlung*

Risikofaktoren und Probleme werden bei Personen und Strukturen früh wahrgenommen und einer frühen Behandlung zugeführt. (nach Hafén 2007a:195)

### Quartierbezogene Prävention / Gesundheitsförderung

Zwischen 1973 und 1980 begann die Entwicklung gemeindenaher Prävention und gemeindenaher Gesundheitsprojekte in der Schweiz (Bauer, Gutzwiller et al. 1990/1991). In der Prozessevaluation der vier gesundheitsfördernden Pilotprojekte in Gemeinden des Kantons Bern (1991) wurden schon damals zukünftige Aufgaben der Gesundheitsförderung genannt, die sich auch in den Situationsanalysen von BaBeL und «BaBeL Santé» wiederfinden: Förderung des Umweltschutzes, umweltgerechte Energiekonzepte, Schaffung gesundheitsfördernder Wohn- und Lebensräume (34%:89%), Bewusstseinsbildung und Wissensvermittlung (26,5%: 89%), Förderung des Gemeindelebens (14,6%:89%). Als Wünsche wurden genannt: mehr Unterhaltungsabende und Feste, Tanzveranstaltung (auch für Ältere), mehr

Angebote für Kinder und Jugendliche, Informationen für verschiedene Altersgruppen, Sportangebote, wo Spass und Gemeinschaft im Vordergrund stehen. Als am ehesten realisierbare Projekte einer gesundheitsfördernden Gemeindepolitik wurden damals genannt: Schaffung von Sportanlagen und Freizeitmöglichkeiten, Durchführung von Programmen, Zurverfügungstellung von Räumlichkeiten, Anlage von Grünanlagen und Spielplätzen, Begrenzung von Geschwindigkeit und Einschränkung von Überbauungen. Die Schwerpunkte der Forderungen waren in den Gemeinden zum Teil sehr unterschiedlich. Dies wohl aufgrund der jeweils aktuellen Problemen der Gemeinde und den Interessen der Bevölkerung.

Inzwischen werden gemeindenahere Ansätze für Gesundheitsförderung/Prävention immer populärer (Die Gemeinden handeln! [www.diegemeindenhandeln.ch](http://www.diegemeindenhandeln.ch)). Auch beim Programm des Bundesamtes für Gesundheit «Früherkennung-Frühintervention in Schulen» zeigt sich deutlich, dass Früherkennung in Schulen erst im Rahmen von «Früherkennung in der Gemeinde» gut funktionieren kann.

Das Projekt «BaBeL Santé» lehnt an gemeindenahere Konzepte an und setzte den Fokus auf das Quartier als überschaubare Zelle einer Stadt mit der Idee, dass ein quartierbezogenes Gesundheitsmanagement zur Lösung verschiedenster Probleme beitragen kann, insbesondere in Quartieren mit sozial Benachteiligten. Das Quartier, die Zelle einer Stadt, braucht für die Gesunderhaltung wie jede menschliche Zelle ein Steuer- und Informationszentrum, Dienstleistungen, Strukturen und offene Räume für Aktivitäten, Kommunikationswege sowie «Türöffner»: Membranen für Ein- und Austritt, Aufbau von Beziehungen, Austausch mit «Draussen», mit Anderen. Wie in der menschlichen Zelle muss jeder Teil eines Quartiers seine Funktion wahrnehmen, koordinieren, mit anderen Teilen innerhalb und ausserhalb kooperieren, um das System Quartier in einer gesunden Balance zu halten.

Die Förderung von Schutzfaktoren und Veränderung von Risikofaktoren in einem Quartier wird sinnvollerweise über prozessorientierte Projekte initiiert, die sich auf eine Situationsanalyse abstützen. Sich an Statistiken, Forschungsergebnissen und quartierbezogenen Erfahrungen orientieren, vorhandene Entwicklungen und Ressourcen einbeziehen und die Quartierbevölkerung aktiv beteiligen.

Nachhaltige «Gesundheitsförderung im Quartier» beinhaltet unter anderem folgende Aktivitäten:

- Einrichtung von Gesundheitsmanagement im Quartier
- Förderung des individuellen und gemeinschaftlichen Bewusstseins für Gesundheit
- Regelmässig sich wiederholende Situationsanalysen
- Aktivierung und Partizipation aller Betroffenen und Beteiligten
- Empowerment der Quartierbevölkerung
- Unterstützung von Kommunikation, Verhandlungen zu gesundheitsrelevanten Themen
- Förderung von Kompetenzen in Bezug auf Gesundheitsentscheidungen
- Förderung von Schutzfaktoren (gesunde Lebensbedingungen, Zugang zur Gesundheitsversorgung)

- Frühe Erkennung von Risikofaktoren in Bezug auf physische, soziale, ökologische und psychische Faktoren
- Frühintervention
- Integration und Vernetzung von gesundheitsfördernden Aktivitäten in Quartierplanung und Quartierleben
- Einbezug von Schlüsselpersonen des Gemeinwesens, Behörden etc.
- Qualitätssicherung

Der Vorteil von Gesundheitsaktivitäten, die den Fokus auf das «Setting» Quartier setzen, liegt in der besseren Überschaubarkeit möglicher Schutz- und Risikofaktoren und der Wirkung von Interventionen sowie der Nähe zur Zielgruppe. Die Quartierbevölkerung und Betroffene können ihre Probleme darstellen sowie bei deren Wahrnehmung und Lösung aktiv beteiligt werden. Geplante Aktivitäten lassen sich auf die Besonderheiten des Quartiers, der Quartierbevölkerung und deren verschiedenste Untergruppierungen ausrichten. Gesundheitsaktivitäten werden durch Einbezug und Partizipation zum «Projekt» der Betroffenen, womit Veränderung und Nachhaltigkeit wahrscheinlicher wird. Die Bewohner/innen können sich aktiv für Veränderungen einsetzen und im Quartier selbst angehen: z.B. Sportaktivitäten einführen, in gemeinsamer Kommunikation und Verhandlung Vereinbarungen treffen für das Verhalten im Mietshaus, in der Quartierstrasse etc. und sich für deren Einhaltung durch gemeinsame positive soziale Kontrolle einsetzen.

Beobachtungen zeigen, dass interaktive oder interaktiv begleitete Prävention gegenüber nichtinteraktiver Prävention (Kampagnen, einseitige Infoveranstaltungen etc.) erfolgreicher ist (Tobler/Stratton 1997, in: Hafén 2007a). Die Schnittstelle zur Stadt wird durch den Einbezug von Behörden sowie Institutionen, die für die ganze Stadt zuständig sind, gewährleistet.

### Risikofaktoren von Gesundheit

Die in einem Quartier vorhandenen Belastungsfaktoren können ganz unterschiedlich sein aufgrund der Situation des Quartiers und der Quartierbewohner/innen etc. Hier werden einige in Studien genannte zentrale Belastungsfaktoren aufgezeigt, denen auch die Bevölkerung von BaBeL ausgesetzt ist.

*Umwelt* Menschen, die einer belasteten und sie belastenden Umwelt ausgesetzt sind, erkranken eher.

*Armut* Studien des Deutschen Instituts für Urbanistik stellen fest, dass mit Armut ein beträchtliches Gesundheitsrisiko verbunden ist. Gesundheitliche Belastungen nehmen zu infolge sozialer Benachteiligung bei gleichzeitiger Abnahme der persönlichen, ökonomischen und sozialen Ressourcen zur Bewältigung der Belastungen. Sozial Benachteiligte nehmen die überwiegend mittelschichtorientierten Angebote der Gesundheitsförderung kaum in Anspruch. Häufig finden sich ungesunde Verhaltensweisen: Rauchen, übermässiger Alkohol- und sonstiger Drogenkonsum, Fehlernährung, Bewegungsmangel und nicht selten Gewalt.

*Geschlecht* Verschiedene Studien stellen einen genderspezifischen Sachverhalt fest: Frauen tragen demgemäss ein höheres Armutsrisiko als Männer, denn sie sind durchschnittlich schlechter ausgebildet, verdienen weniger, arbeiten oftmals Teilzeit, sind in Tieflohnbranchen überproportional vertreten und mehrfachbelastet. Arme Frauen sind weniger gesund und haben eine tiefere Lebenserwartung als sozial bessergestellte Frauen und Männer. Der Grossteil der Migrationsbevölkerung sind allgemein Frauen.

*Migration* Die Gesundheit von Zugewanderten ist durchschnittlich schlechter als die der einheimischen Bevölkerung (Bundesamt für Gesundheit, 2002:16). Gewalterlebnisse, Trennung vom ursprünglichen sozialen Umfeld, «Leben in der Fremde» (Sprache, kulturelle Prägung), moralische Verpflichtung zur Versorgung der Familie und Sorge um die Familie im Ursprungsland, Stress durch notwendigen Berufswechsel, hohe Arbeitsbelastung, Arbeit in Tieflohnbranchen, Änderung des wirtschaftlichen Status, Mangelnde Beachtung, Vereinzelung etc. können zu gesundheitlichen Belastungen werden auf der physischen (Rückenschmerzen etc.) wie psychischen (Traumata, Depression, etc.) Ebene.

*Einbindung in soziale Bezüge* Isolation und Vereinzelung belasten. Nach Acock, Hurlbert 1993 in: Jungbauer-Gans 2002 fühlen sich Menschen in sozial benachteiligten Quartieren wohler in dichten Netzwerken.

*Mangel an Kohärenzsinn* Gemäss Antonovsky (1997) sind Gesundheit und Krankheit davon abhängig, wie wir unsere Situation als Ganzes verstehen und erleben. Dank unserer inneren und äusseren Ressourcen damit umgehen können und letztlich einen Sinn darin finden. Es ist davon auszugehen, dass auch insbesondere Migranten und Migrantinnen vieles, das sie in ihrem Ursprungsland und im Gastland erleben, nicht oder nur schwer verstehen können und bestehende Ressourcen im Gastland nur beschränkt anwenden können.

## Projekt BaBeL und Gesundheit

«Gesundheit im Quartier» bedeutet einerseits, dass Gesundheit für die Quartierbevölkerung ein Thema ist. Dass sie ihre Ressourcen in Bezug auf ihre Gesundheit nutzen und stärken sowie ihre Anliegen einbringen und sich aktiv für Veränderungen einsetzen. In den «BaBeL-Bausteinen» wurde insbesondere die «Verhältnisprävention» angegangen. Die «nachhaltige Quartierentwicklung BaBeL» setzt viele strukturelle Veränderungen zur Verbesserung der Lebensbedingungen im Quartier in Gang. Das «Teilprojekt BaBeL Santé» sollte einen Impuls im Hinblick auf Gesundheit geben, in einem ersten Schritt zusammen mit der Quartierbevölkerung das Thema Gesundheit als solches thematisieren und Ansätze für Entwicklungen im Quartier aufzeigen.

### Projektziel

«BaBeL Santé» baute auf den Ergebnissen der bestehenden BaBeL-Quartieranalyse auf und in Abstimmung mit BaBeL wurden folgende Ziele für das Teilprojekt «BaBeL Santé» gesetzt:

- Gesundheitsrelevante Ressourcen im Quartier sind erschlossen und aktiviert.
- Handlungsbedarf für gesundheitsfördernde und präventive Massnahmen ist geklärt.
- Teile der Bevölkerung sind informiert und sensibilisiert.
- Das Verständnis von Gesundheit ist unter Teilen der Quartierbevölkerung ausgetauscht
- Die gesundheitsbezogene Situation ist den für das Quartier zuständigen Gesundheitsinstitutionen bekannt.

### *Zielpublikum*

«BaBeL Santé» wurde auf die gesamte Quartierbevölkerung unter besonderer Berücksichtigung von Frauen und Kindern ausgerichtet: einzelne Personen und Personengruppen, Gewerbe und die für das Quartier zuständigen Gesundheits- und Bildungsinstitutionen.

### *Strategie und Ansätze von «BaBeL Santé»*

Da in diesem Quartier in Bezug bereits eine gewisse Befragungermüdung bestand und die Auswirkungen einiger BaBeL-Projekte erst längerfristig spürbar werden, sollte die Quartierbevölkerung bei «BaBeL Santé» einen sofortigen Nutzen für sich erkennen können. Für das multikulturelle Quartier mit Bewohner/innen mit unterschiedlichem Bildungsstand wurde für die Erreichung der Projektziele eine Strategie gewählt, die Sensibilisierung, Aktivierung, Datenerhebung und direkter Nutzen miteinander kombinierte. Gespräche zu den Vorbereitungen eines Gesundheitswochenendes und dessen Durchführung sollten zu neuen Begegnungen, zu Sensibilisierung und Auseinandersetzung mit den verschiedenen Aspekten von Gesundheit (und dabei indirekt zur Auseinandersetzung mit der eigenen Gesundheit), zur Darstellung der eigenen Ressourcen und Mitteilung der Interessen und Wünsche sowie zum Erleben angenehmer Stunden führen. Über die neu gebildete Arbeitsgruppe «BaBeL Santé» und die diversen Informationskanäle von BaBeL wurde die multikulturelle Quartierbevölkerung eingeladen, sich mit ihrem Wissen, Können, eigenen Interessen und Produkten aktiv am Gesundheitswochenende zu beteiligen, in Form von Informationsständen, Aktionen, Darbietungen etc. Da davon ausgegangen wird, dass ein Gesundheitsprojekt in einem Quartier bessere Akzeptanz und mehr Erfolg hat, wenn die Leute die Anliegen des Projekts verstehen, sollten die Quartierbewohner/innen über das Projekt und Wochenende informiert und dabei gleichzeitig zu einer ersten Diskussionen über Gesundheit animiert werden durch Quartierbewohner/innen in ihrem Umfeld, möglichst ihrer eigenen Ethnie. Die Diskussionen sollten der Arbeitsgruppe zudem Hinweise zur Vorbereitung der Datenerhebung am Wochenende geben und diese ergänzen. Durch den Impuls zur Auseinandersetzung mit einem derart persönlichen Thema wie Gesundheit sollte bewusst gemacht werden, dass darüber diskutiert werden darf, dass es sich lohnt, die eigenen Wünsche und Bedürfnisse einzubringen.

Es wurde folgendes Vorgehen geplant:

- Mitglieder der Arbeitsgruppe «BaBeL Santé» tragen das Projekt in ihr jeweiliges Umfeld und berichten dort von ihrer Teilnahme am Projekt,

diskutieren über Gesundheit, gesundheitsfördernde Aspekte, sammeln Probleme und Wünsche und melden diese in die Arbeitsgruppe zurück. Als Unterstützung für den Austausch wurden mögliche Fragen zusammengestellt.

- Mitglieder der Arbeitsgruppe laden Quartierbewohner und Quartierbewohnerinnen, Institutionen und Gewerbe zur aktiven Teilnahme am Wochenende ein.
- Befragung von ausgewählten Institutionen inner- und ausserhalb des Quartiers sowie Behörden zu ihrer Sicht der Gesundheitslage im Quartier durch Mitglieder der Arbeits- und Steuergruppe.
- Einbezug von Studien und Erfahrungen.
- Überlegungen zu möglichen Nachfolgeprojekten aufgrund von bisherigem Wissen und Hypothesen – insbesondere zu solchen, die möglichst einfach, schnell zu realisieren und der Nutzen möglichst schnell erlebbar wird.
- Erstellung des Fragebogens zu physischer und psychosozialer Gesundheit für eine Erhebung am Gesundheitswochenende. Die Antworten sollten die bereits durchgeführten Befragungen, Überlegungen zu möglichen Folgeprojekten bestätigen helfen oder verwerfen.
- Befragung am Wochenende und Auswertung.
- Diskussion der Ergebnisse mit Schlüsselpersonen.
- Empfehlungen von Projekten.

Es war geplant, dass das Gesundheitswochenende an einem Ort im Quartier stattfinden sollte, den die Zielgruppe auch im Alltag nutzt. Ein vielfältiges Angebot quer durch die Gesundheitsbereiche sollte allen etwas sie Ansprechendes bieten, neue Begegnungen ermöglichen und Menschen miteinander ins Gespräch bringen. Schwellenängste zu Gesundheitsinstitutionen sollten mit einem Parcours und durch eine offene «Festatmosphäre» gesenkt werden. Das Vertrauen der Eltern und insbesondere der Frauen gegenüber «BaBeL» und «BaBeL Kids» sollte genutzt werden. Das Image und die Kommunikationsgefässe von BaBeL sollten den Zugang zur Zielgruppe und die Informations- und Medienarbeit erleichtern. Empowerment bezog sich in diesem Projekt auf die Quartierbewohner/innen in der Arbeitsgruppe «BaBeL Santé», indem sie das Projekt mitgestalten und Mitverantwortung übernehmen sollten sowie auf Personen, die über die Kontakte und das Erleben am Wochenende für die Mitarbeit in einem Folgeprojekt motiviert werden sollten.

Wir wussten, dass die gesellschaftliche Situation in diesem Quartier auf jeden Fall eine geduldige und kontinuierliche Weiterarbeit verlangt, um nachhaltige Veränderungen bewirken zu können.

Aufgrund der bisherigen Erfahrungen von BaBeL schätzten wir die Wirksamkeit dieser Projektanlage im Vergleich mit anderen denkbaren Umsetzungsstrategien am höchsten ein.

#### Aufbau Projektorganisation

Da das Ende des BaBeL-Projekts auf Ende 2006 festgelegt war, wurde nach der Bewilligung der Projekteingabe und einer grossen Finanzierungstranche sofort eine Steuergruppe für das Teilprojekt gebildet. Mitglied der Steuergruppe waren

die beiden Initianten der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit, d.h. die Mitarbeiterin des Kompetenzzentrums «Prävention und Gesundheitsförderung» und der Vertreter dieser Teilschule in der Projektleitung BaBeL. Als drittes Mitglied konnte eine Quartierbewohnerin mit Bezug zum Gesundheitswesen und Projekterfahrungen gewonnen werden. Die Projektleitung lag bei der Mitarbeiterin der Hochschule. Die Steuergruppe, insbesondere die zwei Frauen planten zusammen die weiteren Schritte und organisierten das Projekt in Zusammenarbeit mit einer Arbeitsgruppe aus dem Quartier und der Unterstützung von BaBeL. Für die Durchführung des Projekts wurde eine Arbeitsgruppe «BaBeL Santé» gebildet mit Vertretern und Vertreterinnen der verschiedenen Ethnien, Gruppierungen im Quartier. Die Quartierarbeiterin «BaBeL Partizipation» war Gastmitglied in der Arbeitsgruppe.

## Aktivitäten und Erfahrungen im Teilprojekt «BaBeL Santé»

### Kontaktaufbau

Da «BaBeL Santé» in den laufenden Quartierentwicklungsprozess eingebettet war, konnte es sich auf eine bereits bestehende gute Vernetzung von BaBeL abstützen, das heisst auf die quartierbezogenen Kommunikationsgefässe und -medien: regelmässige Sitzungen der Vertretungen der Anspruchspersonen, Schlüsselpersonen (Quartiervereine, Schulen, soziokulturelle Einrichtungen, Kirchen, Jugendorganisationen, Bewohner/innen, Liegenschaftseigentümer, Gewerbe, Ausländerorganisationen, Quartieranlässe), das projekteigene Informationsmedium «BaBeL-Journal» sowie drei Quartier- und Kirchenzeitungen und ein Aushangkasten. Die Quartierarbeiterin «BaBeL Partizipation» (vgl. Kap. 7) hatte den Auftrag, bei der Suche nach Arbeitsgruppenmitgliedern aus verschiedenen Ethnien behilflich zu sein. Die Sitzungen konnten auch im Quartierbüro, vor Ort stattfinden. Im Laufe des Projekts unterstützte die Quartierarbeiterin dieses mit weiteren Dienstleistungen wie Kontaktaufnahme mit dem Gewerbe sowie Mitarbeit am Wochenende, der Begleitung von Folgeprojekten.

Die Vernetzung mit den für das Quartier zuständigen Institutionen der Gesundheit und Behörden lief hauptsächlich über die Projektleitung, die auf Grund ihres Aufgabengebietes an der Hochschule «Prävention/Gesundheitsförderung» rasch Zugang hatte. Die Arbeitsgruppenmitglieder hatten die Aufgabe, das Thema Gesundheit und die Einladung für die Teilnahme am Wochenende in ihre Ethnien, in ihr Umfeld zu tragen und dort «face-to-face» zu diskutieren. Die Einladung gelangte zudem via Brief, Quartierzeitungen, Quartierbüro und Aushänge an die Quartierbevölkerung. Sämtliche Kommunikationsgefässe von BaBeL und die Luzerner Medien wurden genutzt, um das Gesundheitswochenende im Quartier und in der Stadt bekannt zu machen.

### Aktivierung und Beteiligung der Zielgruppe

Die Beteiligung der Quartierbevölkerung und der gesundheitsrelevanten Organisationen, Behörden am Projekt war vorgesehen über die Vertretungen in der Arbeitsgruppe «BaBeL Santé», über Diskussionen mit Mitgliedern der Arbeitsgruppe und Steuergruppe, über die Datenerhebung sowie einige Veranstaltungen im Rahmen der Vorbereitung des Wochenendes. Und insbesondere am

Gesundheitswochenende sollte sich neben den Gesundheitsinstitutionen auch die Quartierbevölkerung mit Angeboten im Bereich Gesundheit aktiv beteiligen: Informationen über wirksame Hausmittel, gesunde Menus aus ihrem Land, Dienstleistungen, kulturelle Darbietungen, Ideen etc.

Schweizerische Arbeitsgruppenmitglieder mit beruflichem Hintergrund Gesundheitswesen, die einen Bezug zur Idee hatten, konnten rasch gefunden werden. Schwieriger war es, Quartierbewohner/innen anderer Ethnien für die Arbeitsgruppe zu finden. Für die Nichteilnahme wurden vor allem Gründe genannt, die der aktuellen Lebenssituation der Angefragten und Kulturunterschieden zuzuordnen sind.

Bei den Institutionen des Gesundheitswesens und des Quartiers stiessen die Anfragen für die Beteiligung am «Gesundheitsparcours» fast ausnahmslos auf ein sehr positives Echo. Nur Zeitressourcen und Überbelastungen hielten die Angefragten von einer Teilnahme ab. Gerade für kleine Institutionen war die Teilnahme an einem ganzen Wochenende eine grosse Anforderung. Einige konnten nur einen Teil des Wochenendes abdecken, aber sie waren dennoch dabei. Alle unterstützten das Projekt mit sehr viel Engagement.

Als Vorbereitung auf das Wochenende wurden verschiedene Veranstaltungen durchgeführt: für die Betreuer/innen der «Saftbar» ein Mixkurs für alkoholfreie Cocktails, für die Quartiergruppe, die das Essen zubereitete, ein Diskussionsabend zu gesundem Essen sowie für die Frauen, die für die mehrsprachigen Gesprächsrunden im Tipi werben sollten, eine Einführung ins Projekt «Femmes Tische».

### Gesundheitswochenende

Das Gesundheitsfest fand am Samstag/Sonntag im Umfeld der Schule, das heisst im öffentlichen Raum des Quartiers statt. Schule ist ein Raum, den alle Familien kennen und im Alltag nutzen, der also keine oder höchstens eine kleine Schwelle bietet für Frauen und ihre Kinder. Die Eltern wurden über zusätzliche Information durch die Schulen und das Interesse der Kinder gewonnen. Viele Eltern hatten auch Vertrauen in die Betreuungsarbeit von «BaBeL Kids» gefasst. Die Spielaktivitäten von «BaBeL Kids» und Jugendvereinen machten es den Erwachsenen möglich, dass sich in Ruhe an den Informationsständen informieren, mit Fachpersonen diskutieren, an Aktionen teilnehmen und sich mit multikulturellen Köstlichkeiten verpflegen konnten. Alle Besucher/innen, die den anonymisierten Fragebogen ausfüllten, erhielten ein Los. Insgesamt wurden am Sonntag 70 Preise verlost, darunter als Hauptpreis ein Mountain Bike. Die Aktivierung der Quartierbevölkerung und der Personen und Institutionen im Bereich Gesundheit war zu einem grossen Teil gelungen. Trotz kühlem Wetter besuchten gemäss Schätzungen 400 bis 600 Besucher/innen aller Altersgruppen und aus mindestens zwölf Ländern das Wochenende.

Der Gesundheitsparcours wurde von 42 Angeboten, davon 30 Angeboten (Ständen und Aktionen) von Personen und Institutionen des Quartiers, getragen. Die vielfältigen Angebote reichten zum Beispiel von der Abfallberatung über «gsundes Znüni» für Kinder, Musik, Volkstänzen, Bauchtanz und Hip-Hop, Yoga, Wasser des Lebens, kurze Ausflüge zu Pflanzenkunde über Badminton, Märchen im Tipi, Atlasprofilaxe, Karate, Verhütung/Schwangerschaft, Gesprächsrunden in

verschiedenen Sprachen, Gehen-Hören-Sehen im Alter bis zu spiritueller Gesundheit, etc. Besucher/innen, Akteure und die Arbeitsgruppe werteten den Anlass als positiv, informativ, kreativ und völkerverbindend. Die Musik-, Tanz- und Spielgruppen sowie Möglichkeiten zu sportlichen Probetrainings und kulinarische Köstlichkeiten waren Höhepunkte des Wochenendes. Angebote, die etwas mit Aktivität und Erleben zu tun hatten, wurden sehr gut bis gut besucht. Tanz und Musik sind Kommunikationsmöglichkeiten, die die verschiedensten Kulturen ohne Worte verbinden. Die Migrationsbevölkerung war gerne bereit, etwas von sich zu zeigen und hat dafür einen enormen Effort geleistet: von der Vorbereitung von Tänzen mit Kindern bis zum Nähen von speziellen Kleidern für diesen Anlass. Die erstmals gemeinsame Aktion der verschiedenen Kirchen am Wochenende zu spiritueller Gesundheit (hinduistische, islamische, katholische) wurde zum Startpunkt für weitere gemeinsame Projekte. Verpflegungsstände boten kulturell unterschiedliches gesundes Essen und alkoholfreie Cocktails.

Die Informationsstände wurden unterschiedlich, allerdings viele davon weniger bis fast gar nicht besucht. Dort wo sie besucht wurden, fanden oft sehr interessante Gespräche mit Jugendlichen und Erwachsenen statt. Das Informationsmaterial der Stände wurde insgesamt wenig bis gar nicht benutzt, obwohl es an einigen Ständen in verschiedenen Sprachen zur Verfügung stand.

Es gibt konkrete Hinweise, dass die gemeinsame Planung und Durchführung des Wochenendes zu mehr Kontakt und Impulse für Vernetzung unter den Institutionen geführt hat. Die Hinweise aus der Befragung ergeben ein gutes erstes Bild der Probleme und Wünsche der Quartierbevölkerung, auf denen BaBeL und die Institutionen im Bereich Gesundheit Folgeprojekte aufbauen können. Hinweise sind auf guten Boden gefallen, erste Erfolge sind sichtbar. Eine Studentin führte gegen Ende der ersten Projektphase «BaBeL Santé» eine Detailstudie im Bereich «Vereine im Quartier» durch. Badminton ist zu einem regelmässigen Angebot im Quartier geworden, es starten neue Gesprächsrunden für Mütter und Väter, die verschiedenen Kirchen haben bereits zusammen ein neues Projekt durchgeführt, etc.

### Ressourcen und Handlungsbedarf

Eine Begehung des Quartiers und Recherchen im Telefonregister sowie Gespräche der Steuer- und Arbeitsgruppe mit Quartierbewohnerinnen und -bewohnern, Schlüsselpersonen sowie Gesundheitsinstitutionen inner- und ausserhalb des Quartiers führten zu einer Liste der Personen und Institutionen, die für gesundheitliche Aspekte im Quartier zuständig oder mit Gesundheit beschäftigt sind. Die Liste steht der Quartierbevölkerung zur Verfügung.

Für die Klärung des Handlungsbedarfs wurden verschiedene Wege beschritten. Nach einer kurzen Vorbereitung führte jedes Arbeitsgruppenmitglied mit Quartierbewohnern in seinem Umfeld Diskussionen über Gesundheit, zu Wünschen und Problemen in Bezug auf Gesundheit im Quartier durch. Diese Diskussionen waren gleichzeitig zur Sensibilisierung der Quartierbevölkerung vorgesehen. Sie konnten u.a. wegen zeitlicher Engpässe leider nicht im vorgesehenen Umfang durchgeführt werden. Wichtig wäre mehr Vorbereitung in der Arbeitsgruppe gewesen. Der Zugang zu den verschiedenen Ethnien und ihren Untergruppen war

auch für die Arbeitsgruppe aus dem Quartier nicht einfach. Auch hier war das Verstehen der jeweiligen Sprache und Kultur eine Hürde. Die Arbeitsgruppe hätte Vertreter/innen aus mehr Ethnien und deren unterschiedlichen Untergruppen umfassen sollen. Gleichwohl konnten etwa 15 bis 20 Personen im Umfeld der Arbeitsgruppenmitglieder befragt werden. Der Fragebogen für das Wochenende wurde auf den Rückmeldungen dieser Personen und denen von Institutionen aufgebaut.

Bei der Datenerhebung am Wochenende wurden von insgesamt 154 Fragebogen 125 von Personen aus dem Quartier, aus mindestens 12 Ländern und der Alterskategorien 6 bis 80 Jahre ausgefüllt. Mehr als 64 Prozent lebten zu diesem Zeitpunkt mehr als vier Jahre im Quartier. Zu der erfreulichen Anzahl ausgefüllter Fragebogen hat sicher die Unterstützung und Motivierung durch Projektmitglieder beigetragen sowie die Möglichkeit, dass der doch recht umfangreiche Fragebogen wahlweise auf Papier oder auf Computer ausgefüllt werden konnte. Die Auswertung der Fragebogen brachte Hinweise zu Trinkverhalten, Früchte- und Gemüsekonsum, Einschätzung der eigenen Gesundheit, Bewegung, sportlicher Betätigung, Kontakten ausserhalb der Familie, Prävention von Zahnschäden, Verhütung und Schwangerschaft, Austauschmöglichkeiten über Kinder und Jugendliche, Bedarf von Apotheke, Drogerie und Arzt im Quartier und weiteren Anliegen. Die Befragung zeigte den deutlichen Wunsch nach Angeboten für Badminton und Tanzen, Sportangeboten für Kinder und Erwachsene zusammen, Austausch über Kinder und Jugendliche im Alter zwischen 4 und 18 Jahren – mehrheitlich in Gruppen von Müttern und Vätern, mehr Kontakt zu Vereinen. Dass 60 Prozent der befragten Quartierbevölkerung «sicher» und zusätzliche 30 Prozent «wahrscheinlich» im Quartier in die Apotheke, Drogerie und zum Arzt gehen würden, zeigt einen deutlichen Bedarf in dieser Hinsicht auf.

Interessanterweise ergaben sich in etwa ähnliche Prozentzahlen bzgl. sportlicher Tätigkeit, Rückenschmerzen und Konsum von Gemüse wie im Gesundheitsbericht Kanton Luzern 2002.

### Nachhaltigkeit und Verankerung

Nachhaltigkeit und Verankerung sind insofern gewährleistet, als «BaBeL Santé» von dem neu gegründeten Verein BaBeL übernommen wurde und ein Teil der Mitglieder der Arbeitsgruppe «BaBeL Santé» für die Weiterarbeit in einer neuen Arbeitsgruppe gewonnen werden konnte. Die Quartierarbeiterin von «BaBeL Partizipation» hat die Leitung der Nachfolgeaktivitäten übernommen. Weitere Projekte wurden bereits umgesetzt (Badmintonangebot, Zusammenarbeit Kirchen, Beginn der Vernetzung der Gesundheitsinstitutionen im Bereich Gesundheit mit Institutionen und Gruppen im Quartier, Entwicklung Vereine etc.)

Das Budget von BaBeL ist in der zweiten Phase kleiner und es müssen Prioritäten gesetzt werden. Wichtig ist, dass die Arbeitsgruppe und Projekte weiter mit Finanzen und von Fachstellen unterstützt werden. Ehrenamtliche Ressourcen dürfen nicht überstrapaziert werden.

## Erkenntnisse aus «BaBeL Santé»

Aus der Sicht der Projektleitung, der Steuergruppe und aufgrund von Rückmeldungen aus dem Quartier lassen sich in Bezug auf das Projekt «BaBeL Santé», das Projektmanagement und die Ziele des Projekts insbesondere die folgende zentrale Erkenntnisse ableiten. Viele der Feststellungen betreffen sowohl die in- als auch die ausländische Quartierbevölkerung.

### *Sensibilisierung, Aktivierung und Information*

Interesse und Engagement der Bewohner und Bewohnerinnen eines Quartiers für Gesundheit werden von den verschiedenen Lebenslagen und der Prioritätenliste des Alltags beeinflusst. Auch erleben nicht alle Menschen Krankheit, Leid und Tod gleich. Auch ist der Umgang mit Gesundheit und Krankheit je nach Weltbild, Religion und sozialem Kontext unterschiedlich. Bei Krankheit wird die Heilung vielfach in die Verantwortung des Arztes, der Ärztin gegeben, insbesondere auch von Migranten. Die Anliegen von Gesundheitsförderung / Prävention sind nicht allen Quartierbewohnern gleich wichtig und gleich gut verständlich.

Die Prioritätenliste des Alltags wird z.B. bestimmt von Herausforderungen wie Arbeitsbeschaffung, Sicherung des Aufenthalts, Krisen und Krankheiten, Mehrfachbelastung durch Arbeit, Familie, Studienabschluss, Versorgungsanspruch der Familie im Ursprungsland. Hinzu können Schwierigkeiten mit Sprache und Kultur im Gastland kommen sowie Unsicherheit gegenüber öffentlichen Institutionen und Behörden, Unterschiedliche Aufgaben von Mann und Frau, Hierarchieunterschiede, andere Engagements, etc.

Auch in der schweizerischen Gesellschaft zeigen sich widersprüchliche Ansichten im Bereich Gesundheit infolge unterschiedlicher Sichten und Interessen. Beispielsweise sind aus der Sicht vieler Bürger Süchtige noch immer selbst schuld an ihrer Krankheit. Andererseits werden Menschen sozial ausgegrenzt, weil sie keinen Alkohol trinken oder nur wenig Alkohol vertragen, nicht mittrinken. Von der Alkoholindustrie werden horrende Mittel für die Werbung eingesetzt, die zu Alkoholkonsum animieren.

Informationsstände zu Gesundheit werden wohl vielfach erst genutzt, wenn das Interesse am Thema bereits auf irgendeine Art geweckt ist und die Art der Darstellung an den Ständen verstanden wird (Bilder werden je nach kulturellem Kontext nicht gleich verstanden). Wenn Informationsstände als Ort der Vermittlung von Wissen im kulturellen Kontext üblich sind, bereits Kontakt zu den Personen am Stand besteht und es normal ist, dass das Thema des Standes in der Öffentlichkeit diskutiert wird. Aktivitäten und Geschenke am Stand sind ein Anziehungspunkt, insbesondere für Kinder.

Sensibilisierung, Aktivierung und Datenerhebung ist erfolgsversprechender, wenn Fachpersonen von Schlüsselpersonen einer Ethnie, einer Gruppe zu Gesprächen eingeladen werden. Obwohl im Moment kostenintensiver, kann damit gerechnet werden, dass ein Schneeballeffekt ausgelöst wird. Dies, wenn die Fachperson sich so auf das Gegenüber einstellen kann, dass man in der Diskussion am Schluss an einen Punkt kommt, wo sich die Anliegen und Interessen der beiden Seiten treffen. Unterstützend wirkt ein Ort, den die Leute kennen, wo sie sich sicher fühlen, wo die Gruppenzusammensetzung dem Kontext des The-

mas angepasst werden kann. Die Einladung der Fachperson sollte über bereits stehende positive Kontakte im Quartier vermittelt werden. Gruppengespräche, «face to face» sind in der Werbebranche eine der vielversprechendsten Methoden um Konsument/innen zu anderem Kaufverhalten zu bewegen.

#### *Ehrenamtliche Arbeit und Einsatz von Professionellen*

Der Personenkreis, der sich in Quartierprojekten engagiert, ist oft recht konstant. Vielfach sind es Personen, die immer wieder schnell und für verschiedene Projekte zu motivieren sind. Wenn aber immer wieder die gleichen Personen aktiv sind, muss damit gerechnet werden, dass die Belastung für Einzelne auch zu gross werden kann oder die Interessen sich ändern. Der Einsatz von Professionellen ist immer wieder sinnvoll, wenn es um Impulse, Gesamtplanungen, Kontinuität, bestimmtes Fachwissen, Einfluss, Entscheidungen durch Behörden, grössere Finanzierungen etc. geht, die auch die Kapazitäten von Ehrenamtlichen überschreiten.

#### *Finanzen*

Finanzielle Unterstützung wird heute knapper und meistens gemäss Jahresplänen und Themenschwerpunkten ganz fokussiert eingesetzt. Die Mittelbeschaffung muss deshalb langfristig geplant werden und braucht Zeit, da oft bei verschiedenen Geldgebern angefragt werden muss. Es ist wichtig, die jeweiligen Eingabetermine zu kennen. Die Finanzierung von kurzfristigen Ideen und Projekten wird schwieriger.

Insbesondere in Quartieren mit sozial Benachteiligten ist es wichtig, auch Entschädigungen und Anerkennungen einzuplanen um Ungleichgewichte zwischen ehrenamtlich und professionell Tätigen etwas auszugleichen. Entschädigungen sind insbesondere angesagt bei Personen mit niedrigem Einkommen. Das Ungleichgewicht von Bezahlung kann zu einem Diskussionspunkt werden im Projekt.

#### *Projektidee von aussen und Partizipation*

Die Projektleiterin kam als Nicht-Luzernerin, aber langjährige Mitarbeiterin der Hochschule mit Kenntnissen des Gesamtprojekts und einigen Kontakten im Quartier mit der Projektidee von aussen in das Quartier. Die mit dem Quartier vertrauten Kolleginnen und Kollegen in Steuer- und Arbeitsgruppe sowie die Quartierbewohner/innen waren offen und hilfreich. Es bedeutete aber für beide Seiten einen zeitlichen Aufwand für das gegenseitige Kennenlernen, die Vermittlungs- und Übersetzungsarbeit (in Bezug auf die Projektidee). So war es insbesondere für Migrantinnen und Migranten nicht einfach, das Gesundheitsförderungs- / Präventionsprojekt in ihrem Umfeld zu erklären. Wenn Ziele, Zeitbudget und Zeitplan in der Projekteingabe bereits festgelegt, die Daten früh bekannt gegeben sind, entsteht Zeitdruck und Adaptionen sind nicht einfach. Eine Projektidee von aussen, die auf die Partizipation der Quartierbevölkerung zählt, sollte bei verschiedenen Gelegenheiten und über längere Zeit im Quartier diskutiert werden, bis sie langsam zur Idee der Quartierbevölkerung wird. Der Aufbau der Zusammenarbeit und eine umfassendere Partizipation von Arbeitsgruppenmitgliedern mit unterschiedlichem kulturellem Hintergrund und unterschiedlichen Sprachkenntnissen benötigen ein langsames Vorgehen und eine eingehende

Einführung. Es ist bei einem Projekt auch zu überlegen, mit wem die Idee diskutiert und wer für die Umsetzung einbezogen werden soll. Nicht alle Menschen diskutieren gerne lange sondern führen lieber etwas durch. Es ist von Vorteil, wenn die Projektidee aus dem Quartier heraus entsteht und die Projektleitung im Quartier bekannt ist.

Die Führung eines partizipativen Projektes, dessen Ziele und Vorgehen bereits festgelegt sind, fordert einen Balanceakt zwischen direkter Führung und Partizipation. Dabei besteht die Gefahr, dass dieser Balanceakt zu Verwirrungen führt und wertvolle Energien und Hinweise verloren gehen. In multikulturellen Arbeitsgruppen mit unterschiedlichen Erfahrungen mit Hierarchie und Arbeit in gleichgestellten Gruppen können sich Fragen stellen wie: die Hierarchie achten oder selbst aktiv werden und eigene Gedanken einbringen, Fragen stellen, etwas fordern oder auf Anweisungen warten? Auch über den Umgang mit Zeit, Verbindlichkeit, von Mann und Frau etc. können unterschiedliche Vorstellungen bestehen. Gemeinsam ist allen, dass die Zeit kostbar ist. Karawanenführer lassen die Gruppe auf einer Reise immer wieder solange über die Belastung der verschiedenen Kamele diskutieren bis sie zu einer Einigung gekommen sind. Er greift nur in Krisensituationen ein und führt dann direktiv.

### *Verständigung*

Man kann lange in der eigenen subkulturellen ethnischen Gruppe leben, ohne die Sprache des Gastlandes zu erlernen, insbesondere als Frau. Aber auch dann, wenn wir in etwa die gleiche Sprache sprechen, ist nicht gewährleistet, dass wir uns auch wirklich verstehen. Oft reden wir miteinander und glauben uns zu verstehen. Gemäss der systemischen Theorie weiss ich erst, ob meine Botschaft so angekommen ist, wie sie von mir gedacht war, wenn ich die Antwort und die nachfolgende Handlung von meinem Gegenüber kenne. Worte und deren Sinngehalt, Gesten und das, was daraus an Handlung folgt, sind abhängig vom kulturellen Kontext. (E-Yamichi 2004).

Verstehen ist erfolgreich, wenn sowohl der Zeichenvorrat von Sprache als auch Gestik und Verhaltensweisen auf verbaler und nonverbaler Ebene möglichst gut übereinstimmt oder gemeinsam abgeglichen worden ist. Zwei Beispiele: Obwohl Datum, Zeit und Ort der nächsten Sitzung jeweils bereits konkret vereinbart war, förderte ein Telefonanruf kurz vor der Sitzung die Anwesenheit der ausländischen Arbeitsgruppenmitglieder enorm. Vereinbarungen werden offenbar unterschiedlich verstanden. Die Bedeutung eines «Ja» ist auch immer vom Kontext abhängig. Höflichkeitsformen, Funktion, Hierarchie, Alter, etc. können hier eine grosse Rolle spielen. In einer anderen Kultur wissen z.B. beide Seiten, dass es unhöflich wäre, in der bestimmten Situation «Nein» zu sagen und es besteht von beiden nicht die Erwartung, dass das ausgesprochene «Ja» wirklich eingehalten wird. In der Zusammenarbeit in multikulturellen Kontexten sind wir vom Gegenüber unter Umständen enttäuscht, wenn die nachfolgende Handlung nicht der Antwort oder unseren Erwartungen entspricht.

Sprachunterschiede und unausgesprochene Erwartungen können Anstrengungen im Bereich Gesundheit erschweren. Für Akteure in multikulturellen Projekten ist deshalb wichtig,

- dass ein Bewusstsein, Sensibilität und Neugier für Unterschiede besteht,
- dass Unterschiede und die dahinter stehenden Menschen geachtet werden – dies bedeutet nicht, dass alles akzeptiert werden muss,
- dass Zeit vorhanden ist, um sich über diese Unterschiede auszutauschen, sie im Alltag zu erfahren – dies, damit beide Seiten damit umgehen lernen,
- dass nicht nur Anstrengungen zur Verständigung zwischen Vertretungen des Gastlandes und Migranten und Migrantinnen notwendig sind, sondern auch zwischen den Migranten aus unterschiedlichen Ursprungsländern und deren Untergruppen, etc.
- dass ein Minimum an gemeinsamen Zeichenvorrat und gemeinsamer Sprache erarbeitet werden kann.

Einer der Initianten des Badminton-Angebotes im Quartier und Studierender der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit hat eine lesenswerte Diplomarbeit unter dem Titel «Aspekte der Sozialarbeit in multikulturellen Gesellschaften» geschrieben (Anwar Sadiq Ali, 2007).

Von Projektleitung und Finanzgebern darf auch in unserer schnellen Zeit nicht vergessen werden, dass bei der Planung von Projekten, wo gegenseitiges Verstehen wichtig ist, längerfristig geplant werden muss. Im Projekt vorgesehen war die Übersetzung von Informationsschreiben und Programmflyern durch die Arbeitsgruppenmitglieder «BaBeL Santé». Es zeigte sich recht schnell die Zeit-, Kosten-, und Kompetenzfrage. Und in welche Sprachen sollte welches der Papiere übersetzt werden in diesem multikulturellen Quartier? In die der schwer erreichbaren Zielgruppen oder in die Sprache derer, die sowieso schon interessiert sind? Was bedeutet es für eine Ethnie, wenn die Informationen in vielen Sprachen vorliegen, aber nicht in ihrer? Zu beachten ist, dass das Verstehen (nicht nur Lesen) der Texte nicht nur für Migranten ein Problem darstellt. Eine internationale Erhebung zu Grundkompetenzen von Erwachsenen aus dem Jahre 2003 zeigt, dass auch bis zu 50% der Schweizerinnen und Schweizer einen Text nicht gut genug lesen und verstehen können (Statistics Canada und OECD, 2005 in: Ilona Kickbusch, 2006).

## Gesundheitsmanagement – Blick in die Zukunft

«BaBeL Santé» steht in der Entwicklungslinie von Projekten, wo neue Instrumente für kleinere sozialen Einheiten entwickelt werden. Wo Gesundheit und Sicherheit effektiv organisiert, Programme koordiniert und im Dialog von Bevölkerung, Fachpersonen und Behörden die Gesundheit und die Verantwortung der einzelnen Personen und der Gemeinschaft gefördert werden sollen. Wo Informationen zu Gesundheit auch im Alltag einfließen können (siehe dazu auch: Sicherheitspartnerschaft im Städtebau in Niedersachsen: [www.ms.niedersachsen.de](http://www.ms.niedersachsen.de); Projekt Swissdoc der Fakultären Instanz für Allgemeinmedizin (FIAM) der Universität Bern in der Zeitschrift «PrimaryCare» (2004, Nr. 49), Eigerprojekt Bern, Spitex).

Die Vision, dass jedes grössere Quartier in ferner Zukunft über ein eigenes Gesundheitsmanagement, vielleicht sogar über einen interdisziplinären «walk-in Shop für Gesundheit» (Ilona Kickbusch, 2006) im Quartier verfügt, rückt mit solchen Projekten etwas näher. Fachpersonen «Gesundheit», die über einfache Pfl-

geleistungen, Beantwortung von einfachen Fragen zu Gesundheit und dadurch Verhinderung von unnötigen Arztbesuchen, Beratungen bei Gesundheitsentscheidungen (z.B. der Ernährung), Triagefunktion, Vernetzungsaufgaben etc. im täglichen Kontakt mit der Quartierbevölkerung und Institutionen stehen, übernehmen auch wichtige Aufgaben im Rahmen von Gesundheitsförderung / Prävention und Früherkennung-Frühintervention. WHO Gesunde Städte-Projekte haben positive Erfahrungen mit «Healthy City Shops» gemacht (Kickbusch, 2006). Vertretungen neuer Hausarztmodelle, von Gesundheits- bzw. Krankenkassen, Apotheker- bzw. Drogistenverband, Projekte für Arbeitslose und Migrationsbevölkerung aus dem Gesundheitsbereich und Engagierte aus der Quartierbevölkerung könnten zusammen mit den Behörden innovative, ökonomisch interessante Modelle «Gesundheit im Quartier» entwickeln.

- Acock, Alan C., Hurlbert Jeanne S. (1993) in: Jungbauer-Gans Monika (2002): Ungleichheit, soziale Beziehungen und Gesundheit. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Ali, Anwar Sadiq (2007): Aspekte der Sozialarbeit in der multikulturellen Gesellschaft, Diplomarbeit an der Hochschule für Soziale Arbeit, Luzern: HSA Luzern
- Antonovsky, Aron (1997): Salutogenese: Zur Entmystifizierung der Gesundheit. Hrsg. von Franke Alexa. Tübingen: DGVT Deutsche Gesellschaft f. Verhaltenstherapie
- Bauch, Jost (Hrsg.) (2006): Vorwort in: Hafen 2007b: Mythologie der Gesundheit, Zur Integration von Salutogenese und Pathogenese. Heidelberg: Systemische Forschung im Carl-Auer Verlag: 3.
- Bauer, Georg; Gutzwiller, Felix; Lehmann, Philippe; Sempach, Robert; Wullschleger, Christine; Wydler, Hans (1990/1991): Gemeindenahe Gesundheitsförderung in der Schweiz. Hrsg. Radix; Bundesamt für Gesundheitswesen; Institut für Sozial- und Präventivmedizin. Zürich und Bern.
- Biewers, Sandra; Kaldun, Sabine; Schubert, Herbert (2005): Präventives Sozialraummanagement: Soziales Frühwarnsystem und städtebauliche Prävention im Wohnquartier. In: Kerner, Hans-Jürgen; Marks, Erich (Hrsg.): Internetdokumentation Deutscher Präventionstag, Hannover.
- Bundesamt für Gesundheit (Hrsg.) (2002): Migration und Gesundheit 2002–2006. Bern.
- Emlein, Günther (1998): In: Hafen (2007b): Mythologie der Gesundheit, Zur Integration von Salutogenese und Pathogenese. Heidelberg: Systemische Forschung im Carl-Auer Verlag: 18.
- E-Yamichi, Nasima (2004): Interkulturelle Kommunikation. In: Jörgen Klusmann (Hrsg.): Interkulturelle Kompetenz und Medienpraxis. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel Verlag GmbH.
- Gassmann, Benno; Jost, Kathrin; Rohner, Hansjürg; Sager, Silvia (1988): Suchtprophylaxe in Theorie und Praxis. Lausanne: SFA
- Gehlen, Arnold (1986): Urmensch und Spätkultur. Philosophische Ergebnisse und Aussagen. In: Hafen 2007b: Mythologie der Gesundheit, Zur Integration von Salutogenese und Pathogenese. Heidelberg. Systemische Forschung im Carl-Auer Verlag: 11.
- Hafen, Martin (2007a): Grundlagen der systemischen Prävention. Ein Theoriebuch für Lehre und Praxis. Systemische Forschung im Carl-Auer Verlag
- Hafen, Martin (2007b): Mythologie der Gesundheit, Zur Integration von Salutogenese und Pathogenese. Heidelberg: Systemische Forschung im Carl-Auer Verlag
- Kickbusch, Ilona (2006): Die Gesundheitsgesellschaft. Gamburg: Verlag für Gesundheitsförderung
- Newman, Oscar (1996): Creating Defensible Space. Center for Urban Policy Research. Rutgers University 1996. URL: <http://www.huduser.org/publications/pdf/def.pdf>
- Robertz-Grossmann, Beate (2004): Gesundheit als gesellschaftlicher Hyperkonsens: In: Hafen 2007b: Mythologie der Gesundheit, Zur Integration von Salutogenese und Pathogenese. Heidelberg: Systemische Forschung im Carl-Auer Verlag: 159.
- Tobler, Nancy S.; Stratton, Howard H. (1997): In: Hafen 2007b: Mythologie der Gesundheit, Zur Integration von Salutogenese und Pathogenese. Heidelberg: Systemische Forschung im Carl-Auer Verlag: 244.
- Von Schlippe, Arist; El Hachimi, Mohammed; Jürgens, Gesa (2003): Multikulturelle systemische Praxis. Heidelberg: Carl-Auer Verlag
- Weltgesundheitsorganisation (1948): Preamble to the Constitution of the World Health Organization

## «BaBeL Sounds» – Soziokulturelle Aktivierung und musikalische Betätigung als Integrationsfaktor

«BaBeL Sounds» entsprang dem Anspruch, im Quartier durch musikalische Aktivitäten zusätzliche Identitäts- und Identifikationsmöglichkeiten zu bieten und mehr Menschen zu kulturellem Kapital zu verhelfen. Erste Ansätze erfolgten im Rahmen eines Musikprojekts mit Kindern, mit denen verschiedene Formen gemeinsamen Musizierens entdeckt wurden. – Von Jesús Turiño, Alex Willener

Nach erfolgter Quartieranalyse, der Entwicklung des Konsensszenarios und der Ableitung von 16 Umsetzungsbausteinen war eine breite Basis für eine zukunftsgerichtete Entwicklung des Quartiers gelegt. Dennoch beschäftigten sich einige Leute im Umfeld des Quartiers und des Projekts BaBeL immer wieder mit der Frage, wie Identität und Identifikation im und mit dem Quartier gefördert werden könnten. Nach ihrer Meinung könnte Kultur – und im Besonderen Musik – ein Schlüsselfaktor sein, um die Identitätsbildung voranzutreiben. Dieser Ansatz wird auch durch Quartiereinrichtungen wie den Quartiertreffpunkt Sentitreff verfolgt, indem er seit Jahren mit Ausstellungen, Konzerten, Vorträgen ein Stück Quartierkultur aufgebaut hat. Auch die Förderung und Unterstützung einer durch Kunststudierende betriebenen Galerie in den an das Quartierbüro angrenzenden Räumen durch das Projekt BaBeL ging in diese Richtung. Das Historische Museum, das am Rande des Quartiers liegt, fügte mit einer Ausstellung über die Baselstrasse, in der auch Bewohnerinnen und Bewohner Dinge ihres täglichen Lebens ausstellen konnten und in Videos portraitiert wurden, einen weiteren kulturellen Mosaikstein hinzu.

Was aber im Quartier weitgehend fehlte, war die kulturelle Eigenbetätigung der Bewohnerinnen und Bewohner. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, dass viele der einheimischen und zugewanderten Menschen im Quartier eine musikalische Tradition verkörpern, dass manche vielleicht selber ein Instrument gespielt haben oder eines besitzen: Traditionen, Kenntnisse, Fähigkeiten, die im Leben der Menschen derzeit nicht gefragt sind und deshalb vor sich hinschlummern. Sollte die Stadt Luzern, die eine Tradition und den Anspruch einer Musikstadt hat, nicht ein Interesse daran haben, dass das musikalische Potenzial eines an Kulturen reichen Stadtteils zum Blühen kommt? Aus diesen Überlegungen heraus wurde eine Vision der kulturellen Aktivierung formuliert. Mit Methoden der Aktivierung und der Musikpädagogik sollten unterschiedlichste Menschen ermuntert werden, gesanglich oder instrumental einen Teil zu einem musikalischen Produkt beizusteuern. Das Produkt kann aus einem Lied, einem neu formierten Ensemble oder einem gemeinsamen neuen Quartiersong bestehen. Die entstehenden Produkte sollten inner- und ausserhalb des Quartiers aufgeführt werden können. Die musikalische Umsetzung sollte die Pluralität und Heterogenität der Bewohnerschaft im Quartier reflektieren. Erste Abklärungen punkto musikalische Traditionen und Aktivitäten deuteten denn auch darauf hin, dass ein grosses Potenzial vorhanden ist und sich zum Teil auch schon äussert. Neben einigen national bekannten Musikerinnen und Musikern haben sehr viele Künstler und Künstlerinnen, Musikstudenten und -studentinnen (teilweise Migranten und Migrantinnen, teilweise Schweizer/innen) ihren Proberaum oder ihren Wohnsitz in der Basel-/Bernstrasse. Im Quartier existiert von der tamilischen Popband, dem Schweizer Chansonnier, der Djembe-Combo aus Senegal über den albanischen Chor bis hin zu einer galizischen Dudelsackgruppe ein breites Musikspektrum – auch das Projekt «Novilon Jazz» einer Gruppe von Studierenden oder der von Schülern des Schulhauses St. Karli erarbeitete Friedenssong. Kurz: Der weltweite Stilmix existiert auf kleinstem, überschaubarem Raum.

Das Projekt «BaBeL Sounds» sollte diese Ressourcen besser nutzen, die Vernetzung von Musikerinnen und Musikern aller Ethnien fördern und Kinder und Jugendliche zum Musizieren animieren. Das Resultat sollte nicht im Quartier bleiben, sondern sich auch nach aussen richten: Alle Aktivitäten sollten nicht nur Elemente der Partizipation, der kulturellen Aktivierung und der Identitätsbildung beinhalten, sondern auf der Grundlage der interkulturellen Verständigung und der Identitätsbildung auch «gesendet» (= ausserhalb des Quartiers hör- und sichtbar gemacht) werden. «BaBeL Sounds» sollte mit einer solchen Ausrichtung den Aufbruch im Quartier fördern sowie das Image des Quartiers positiv beeinflussen. Schliesslich sollte den Quartierbewohnerinnen und -bewohnern ihre eigene Kultur sichtbar und zugänglich gemacht werden.

So weit die Vision, wie sie mit verschiedenen Musikschaaffenden mit unterschiedlichen Hintergründen diskutiert wurde. Eine konkrete Umsetzung dieser Ideen erforderte allerdings Strukturen und Ressourcen, die im Quartier nicht vorhanden waren, und insbesondere auch Persönlichkeiten, die als Musiker/innen in der Lage sind, mit unterschiedlichsten Menschen aktivierend zu arbeiten. Es war klar, dass diese verschiedenen Bedingungen nicht kurzfristig geschaffen werden konnten, sondern mit kleinen Schritten auf die Vision hingearbeitet werden musste.

Auf dieser Basis wurde der nahe liegende Entscheid getroffen, mit Kindern zu beginnen. Die Quartieranalyse, die im Rahmen von BaBeL gemacht wurde, zeigte nämlich unter anderem auf, dass Kinder aus diesem Quartier weitaus seltener den Musikunterricht an öffentlichen Musikschulen besuchen als der Durchschnitt aller Kinder. Hier öffnet sich ein tiefer Graben bezüglich des «kulturellen Kapitals» (Pierre Bourdieu, 1987): Während für Kinder aus schweizerischen Mittel- und Oberschichten der Zugang zur Musik (und damit zu kulturellem Kapital) eine Selbstverständlichkeit ist, ist sie bei sozioökonomisch schlechter gestellten Kindern, vorwiegend aus Migrationsfamilien, eher die Ausnahme. Im Quartier Basel-/Bernstrasse leben mit 21,4 Prozent überdurchschnittlich viele Kinder und Jugendliche aus den verschiedensten kulturellen Hintergründen. Viele ihrer Eltern stammen teils aus bildungsfernen Schichten und sind sich der Bedeutung der musikalischen Förderung für die gesellschaftliche Teilhabe und Integration in die hiesige Gesellschaft nicht bewusst. Die Jugendchöre, Blasorchester oder Workshop-Bands der Musikschule, aber auch die vielen von Jugendlichen selbst gegründeten Bands ermöglichen beispielsweise nicht nur hervorragende musikalische Betätigung, sondern auch prägendes Gemeinschaftserlebnis und Zusammenhalt. Den meisten Kindern aus dem Quartier Basel-/Bernstrasse bleiben heute solche Möglichkeiten verschlossen, denn aus Unwissenheit oder aus finanziellen Beschränkungen erlernen die wenigsten dieser Kinder und Jugendlichen ein Instrument oder beteiligen sich am schulmusikalischen Leben. Gleichzeitig zeigte sich, dass Kinder aus diesem Quartier unterproportional an den Gymnasien und überproportional an den Realschulen vertreten sind.

Ähnliche Befunde zeigen sich in anderen Quartieren mit hohen Anteilen ökonomisch schwacher und zugewanderter Bevölkerung. Es ist anzunehmen, dass sich

die Situation in den meisten der so genannten «benachteiligten Quartiere» der Schweiz gleicht. Es gibt zahlreiche Hinweise darauf, dass die musikalische Betätigung ein Integrationsfaktor ist und einen Einfluss auf die kognitive Entwicklung von Kindern hat (vgl. z.B. Bastian 2000). Musikalität ist eine kultur- und schichtunabhängige Fähigkeit, und ohne entsprechende Förderung verkümmert das Potenzial vieler Kinder. Der Zugang zur Musik kann für Kinder aus Armutsverhältnissen ein Weg aus Delinquenz und Gewalt sein. Berühmte Beispiele sind etwa die Orchester mit Kindern aus den Favelas von Kolumbien und Venezuela. In der Schweiz besteht das Problem darin, dass die flächendeckend vorhandenen Angebote der öffentlichen Musikschule von vielen Familien aus ökonomischen oder anderen Gründen nicht als Chance für ihre Kinder erkannt werden, obwohl die Musikschulen durchaus die Möglichkeit von Gebührenreduktionen für ökonomisch schwache Familien haben. Es fehlt ein Bindeglied oder eine «Brücke» zwischen den betreffenden Familien bzw. ihren Kindern und der öffentlichen Musikschule.

Das erste (und bis zur Niederschrift dieses Textes einzige) Teilprojekt «BaBeL Sounds Kids» soll Kindern und Jugendlichen aus dem Quartier einen Zugang zum (gemeinsamen) Musizieren eröffnen.

## Neue Zugänge zur Musik für Kinder

Mit «BaBeL Sounds Kids» soll diesen Kindern auf eine neue Art ein erster Zugang zum gemeinsamen Musizieren eröffnet werden, und auch der Zugang zu Ressourcen soll von Fall zu Fall mit einem Netzwerk ermöglicht werden. Durch die enge Vernetzung mit der öffentlichen Musikschule soll interessierten und begabten Jugendlichen der anschließende Zugang zur Musikschule erleichtert werden. Als Zielgruppe für eine erste Pilotphase wurden Kinder aus fünften und sechsten Primarklassen definiert, die keine oder beschränkte Möglichkeiten haben, sich musikalisch auszudrücken. Die Konzentration auf diese Altersgruppe erfolgte aus der Überlegung heraus, dass es wichtig sei, Kinder kurz vor Erreichen der Pubertät zu erreichen, bevor sie sich einen festen Musikstil zulegen und andere musikalische Einflüsse als «uncool» ablehnen.

Bei der Umsetzung stand (vorerst) nicht das Produzieren fertiger Lieder oder das Erlernen eines Instrumentes im Vordergrund, sondern der unbeschwerte, offene Umgang mit Musik. Es ging darum, Formen des gemeinsamen Musizierens zu entdecken, das Experiment und das Ausprobieren zu fokussieren. Das Erprobte und Gelernte wird am Schluss mit einem Konzert der Öffentlichkeit vorgestellt. Es soll eine Gruppe – ein Orchester – mit musikerinteressierten Kindern/Jugendlichen aufgebaut werden. Damit die Kontinuität der Teilnahme gefördert wird, soll auch mit den Eltern der am Programm interessierten Kinder Kontakt aufgenommen werden. Neben dem Verbessern der sozialen Kompetenzen soll auch das musikalische Wissen vertieft werden, indem verschiedene professionelle Musiker/innen für spezifische musikalische Formen beigezogen werden. Die Teilnehmer/innen erlernen so einen neuen, unbeschwerten Zugang zur Musik. Als Abschluss waren mit den «BaBeL Sounds Kids» Auftritte geplant, damit sie das Erlernete der Öffentlichkeit vorstellen konnten. Ausserdem war die Zusammenarbeit mit dem lokalen Jugendradio «Radio 3fach» vorgesehen.

## Die erste Staffel

Im Rahmen dieses Pilotdurchgangs fanden elf Workshopnachmittage mit Gastmusikerinnen und -musikern statt. Danach probten die Kinder unter Anleitung als Band regelmässig in ihrem Proberaum unter der Kirche Sankt Karl. Mit einem Spendenaufruf und mit der Aktivierung von persönlichen Beziehungsnetzen konnte für wenig Geld Equipment im Wert von über 10 000 Franken angeschafft werden. Dadurch konnte der Proberaum mit zwei Schlagzeugen, einem Keyboard, elektrischen Gitarren und Bässen sowie einer PA-Gesangsanlage<sup>1</sup> ausgestattet werden.

Es waren schliesslich über 30 Nachmittage, wo mit Kindern aus dem Quartier regelmässig musiziert wurde. Von anfänglich 13 Kindern sind 10 Kinder beim Projekt geblieben und haben an (fast) allen Workshops und Proben teilgenommen. Davon waren 3 Mädchen, und 8 Kinder hatten einen Migrationshintergrund – das Projekt hat also eine gute Durchmischung. Zu den Eltern der Kinder bestand ein sehr guter Kontakt, was sich auch darin zeigt, dass alle Eltern das erste Konzert besucht haben. Zum Abschluss fanden drei Konzerte im Rahmen der «Luzerner Musikfestwochen», am Schulfest der Schule St. Karli sowie am Quartierfest «Plazafest» statt.

Die soziale Kompetenz und das musikalische Wissen der Kinder sind gewachsen. Ein respektvoller Umgang und das «Zuhören» waren wichtige Ziele des Gruppenprozesses und wurden erreicht. Die Kinder, welche an diesem Projekt teilgenommen haben, konnten ihre musikalischen Kompetenzen in diversen Gebieten erweitern. Die wichtigsten erlernten Kompetenzen stichwortartig zusammengefasst:

- Verschiedene Beats (Rock, Disco, Hip-Hop, House etc.) unterscheiden und deren Anwendung kennen. Kenntnisse des Metrums.
- Den Aufbau von Gesangslinien erkennen und einfache Linienführungen improvisieren. Einfache Songtexte selber schreiben.
- Perkussionsinstrumente unterscheiden und einfache Instrumente selber bauen.
- Song- und Rhythmus-Strukturen des Hip-Hops kennen. Einfache «Rhymes» selber schreiben und weitere stilbildende Elemente (Scratch, «double Voice») des Hip-Hops erkennen und anwenden. Einfache Songstrukturen selber komponieren und aufnehmen.
- Lateinamerikanische und afrikanische Rhythmus-Patterns unterscheiden. Spielen von einfachen Strukturen und Improvisation über diese Strukturen.
- Kennen der Instrumentierung einer Pop-Band und grundsätzliche Spieltechniken dieser Instrumente.
- Einfache Songstrukturen (Strophe/Refrain/Bridge) im Pop-/Rockbereich erkennen und eigene Songs komponieren.
- Einfache Songstrukturen der Elektromusik erkennen und eigene Songs mit einem Audiosequenzer (Computer) komponieren.
- Fremde Songs analysieren und nachspielen/covern.
- Ablauf in einem Radiostudio und Produktion einer Radiosendung kennen. Einfache Radiobeiträge/Jingles sprechen, schneiden und produzieren.

<sup>1</sup> PA steht für Power Amplifier und steht im Musikerslang für ein Verstärker-, Mischpult- und Lautsprechersystem, woran in der Regel die Mikrofone (=Gesangsanlage), Keyboards und andere Instrumente angeschlossen werden.

- Schlagzeug, Verstärker-/Musikanlage aufstellen und Einstellungen vornehmen (abmischen).
- Grundkenntnisse der Performance (Auftritte vor Publikum) wie dramaturgischer Aufbau, Show etc.

Die Vernetzung war eine der Stärken dieses Pilotprojektes: Zu den Eltern und zu Lehrpersonen der Teilnehmenden bestand eine sehr gute Vernetzung. Auch mit anderen Institutionen (Jugendarbeit St. Karl, Pfarrei St. Karl etc.) herrschte ein reger Austausch, und das Projekt erhielt von allen Seiten sehr viel Unterstützung. Die Aktivierung persönlicher Beziehungsnetze mit der lokalen Musikszene ermöglichte, ein Spektrum verschiedener, teilweise renommierter Musiker/innen für das Projekt zu gewinnen sowie für die Kinder (beziehungsweise den Proberaum) diverse Instrumente und Verstärker aufzutreiben. Ein Blog wurde unter [www.babel-sounds.net](http://www.babel-sounds.net) mit Videos, Musik und Text aufgeschaltet und regelmässig aktualisiert. Auszug daraus:

Workshop 1: Rhythmus entdecken (15. November 2006, Schlagzeugatelier, Kriens). Der erste Workshop befasste sich mit dem Fundament der Musik – dem Groove. Mit dem Schlagzeuger Christoph Schorro wurde ein Schlagzeug in seine Einzelteile (Bassdrum, Snare, Hi-hat) zerlegt. Mit diesem Schlagzeug in Einzelteilen wurden in der Gruppe verschiedene Grundbeats wie Hip-Hop, House oder Rock erlernt und gespielt. Anschliessend wurde das Schlagzeug wieder zusammengebaut und alle Workshop-Teilnehmer/innen versuchten, die erlernten Beats selber zu spielen, was zu einigen (Koordinations-)Schwierigkeiten führte. Workshopleiter: Christoph Schorro und Jesús Turiño.

Workshop 2: Art of Voice (18. November 2006, Musikhochschule Luzern) Bruno Amstad gehört zu den bekanntesten (Jazz-)Sängern Europas. Inspiriert durch ethnische Gesänge aus verschiedensten Kulturen, entwickelte Amstad eine eigene Sprache und somit seinen unverkennbaren Stil. Amstad gehört zu den wenigen Sängern, die ihre Stimme nebst konventionellem Gesang auch als Instrument verstehen und die schier unendliche Vielfalt der Stimme voll ausloten. Ein wichtiges Element in Amstads Arbeiten bildet auch die Elektronik, die er in vielen Projekten einsetzt. So konnten auch die Workshop-Teilnehmer/innen einen ganz anderen Zugang zu ihrer Stimme finden: Die Stimmen wurden verfremdet, Loops daraus gemacht und zu kleinen Songs arrangiert. Die Teilnehmer/innen brauchten ihre Stimme als Rhythmus-Instrument, machten Bassläufe und arrangierten so ihre Stimme zu eigenen Songs: Dies war sicher ein überraschender Workshop, bei dem die Kinder einen neuen Zugang zu ihrer Stimme fanden. Workshop-Leiter: Bruno Amstad, Musiker und Dozent Musikhochschule, und Jesús Turiño.

Workshop 3: Perkussionsinstrumente bauen (22. November 2006, Quartierwerkraum BaBeL). Zur Überraschung der Workshop-Teilnehmer/innen wurde nicht Musik gemacht, sondern die klassische Urform einer afrikanischen Trommel hergestellt. Mit einem oberen und unteren Spannung wurde das

nasse Ziegenfell auf grossen Blechbüchsen aufgespannt. Diese seit Jahrhunderten in Afrika und in Südamerika übliche Bauart überraschte alle Teilnehmer/innen mit dem einfachen, aber sehr wirksamen Aufbau. Während der Herstellung der Trommeln blieb viel Zeit, um über afrikanische Musik und Kultur in Südamerika zu diskutieren. Workshop-Leiter: Alexia, Sängerin, Leonardo Ponce, Theaterpädagoge, Musiker, und Jesús Turiño.

#### Workshop 4: Hip-Hop and more (25. November 2006, Sentitreff, Luzern)

Mit dem Zürcher Hip-Hop-Produzenten Etienne Schorro haben wir uns in die «Skills» des Hip-Hops vertieft: Als Einstieg wurde die Geschichte des Hip-Hops/Rap erklärt und vor allem auf die gewaltfreien Wurzeln dieser Szene hingewiesen. Nach dieser Einführung wurden Texte und «Rhymes» geschrieben und die Grundbeats auf einem «Yamaha rm1x» programmiert. Natürlich konnten am bereitstehenden Turntable die ersten Scratches erprobt und verbessert werden. Danach wurde es ernst: Die drei Songs wurden arrangiert und die Texte sowie die Beats nochmals geschliffen und verbessert. Dann wurden zuerst die Beats aufgenommen, anschliessend wurde darüber gereimt und am Schluss wurden die Songs noch mit Scratches oder Effekten ausgeschmückt! Das Resultat liess sich hören und die Kinder waren überrascht, wie schnell man die Grundzüge eines guten Rap-Songs produzieren kann. Workshop-Leiter: Etienne Schorro, Produzent, und Jesús Turiño.

#### Workshop 5: Ritmos – América latina y África (29. November 2006, Sentitreff, Luzern).

Nach einer kurzen rhythmischen Vorstellung wurde zuerst mit dem wichtigsten Perkussionsinstrument, dem Körper, gespielt. Die jungen Musiker/innen lernten, auf ihren Körpern zu spielen und spürten den «flow», den ein guter Rhythmus im Herzen auslöst. Und natürlich lernten sie auch die ersten Tanzschritte, um sich zum Rhythmus zu bewegen. Nachdem gewisse Grundrhythmen erlernt wurden und wir die verschiedenen Stimmlagen der Instrumente erklärt hatten, ging es sehr schnell zur Praxis: Zuerst wurden Grundrhythmen gespielt und darüber wurde soliert. Als grosse Schlüsselaufgabe des Workshops wurde selber eine Struktur – bestehend aus Intro, Grundbeats, Bridges, Soloteilen und Outro – einstudiert und gespielt. Workshop-Leiter: Leonardo Ponce, Theaterpädagoge, Musiker, und Jesús Turiño.

#### Workshop 6/7: It's only Rock'n'Roll (2./6. Dezember 2006, Rehearsal room,

Tonstudio, Littau). Endlich wurde es laut – Rock'n'Roll war angesagt: Mit der klassischen Rockbesetzung (Schlagzeug, Bass, Gitarren, Keyboard, Gesang und als Überraschung ein Cello) wurden die ersten Schritte im Rock'n'Roll versucht. Begriffe wie Einzählen, Grundriff, Breaks, Aufbau, Hookline etc. wurden gelernt und natürlich gleich umgesetzt. Ausser der Cellistin hatte noch niemand Erfahrung mit einem der selbst gewählten Instrumente, sodass wir bei den Gitarren mit offenen Stimmungen arbeiteten. Diese beiden Workshops waren sehr intensiv, und neben glücklichen Gesichtern gab es von Schlagzeugstöcken und Bass-/Gitarrensaiten an den Fingern einige wundere Stellen. Workshop-Leiter: Tobi Gmür, Musiker, Produzent, und Jesús Turiño.

Workshop 8: «on air» (9. Dezember 2006, Radio 3fach, Luzern)

Am Samstag waren wir zu Besuch beim Jugendradio 3fach. Samantha Taha hat zuerst das ganze Radio mit den drei Studios, dem CD-Archiv, dem Server-Raum etc. gezeigt. Nach einer kurzen Einführung zur Geschichte dieses Radios konnte die Produktion des Hörspiels «Mythenstrasse» und einer Live-Sendung direkt mitverfolgt werden. Anschliessend ging es ins Studio 1, wo die Kinder lernten, was ein Trailer ist, und auch eine kurze Einführung ins Schneidprogramm kriegten. Dann ging es schon an die Produktion einer eigenen Sendung: Neben dem Aufnehmen und Schneiden eines BaBeL-Trailers und gegenseitigen Interviews blieb noch Zeit, um die jungen Radiomacher/innen von 3fach über ihre Arbeit auszufragen. Workshop-Leiterin: Samantha Taha, Radio 3fach.

Workshop 9: Electro (16. Dezember 2006, Musikhochschule, Luzern)

In diesem Workshop wurde elektronische Musik produziert: Mit dem Programm «Ableton Live» schnitten und arrangierten die Workshop-Teilnehmer/innen ihre ersten elektronischen Songs. Die jungen Musiker/innen lernten mit Samples zu arbeiten und die Beats und Clips zu schneiden. Anschliessend wurden die Clips zu einem Song arrangiert und abgemischt. Es war ein grosser Vorteil, dass das Programm «Ableton Live» sehr intuitiv zu bedienen ist – so konnten in der kurzen Zeit sehr ansprechende Resultate erzielt werden. Da in anderen Workshops schon Spannungsbögen, Arrangement und Songstruktur diskutiert und erprobt wurden, konnten ein paar schöne Songs produziert werden: Und natürlich gab es bei den Teilnehmenden glückliche Gesichter, als sie am Ende des Workshops eine fertig produzierte CD mit ihren Songs mitnehmen konnten! Workshop-Leiter: Urban Lienert, Musiker und Dozent Hochschule Luzern, und Jesús Turiño.

Regelmässige Proben (Januar 2007, Pfarrei Sankt Karl, Luzern)

Endlich ist es so weit: Die «BaBeL Sounds Kids» – oder wie sie sich neu nennen: die «Holy Devils» – proben jeden Mittwoch in einem Raum der Kirche Sankt Karl, Luzern. Es stehen zwei Schlagzeuge, Gitarren, ein Bass, ein Keyboard, ein Sequenzer und sogar ein kleines PA im Raum. Das meiste sind Geschenke oder Leihgaben von Luzerner Musikerinnen und Musikern, wofür wir sehr, sehr dankbar sind. Es gibt nicht mehr viel zu sagen: «It's only Rock'n' Roll and we like it!» ... Probeleiter: Jesús Turiño.

Erstes Konzert (12. März 2007, Novilon, Luzern)

Die «BaBeL Sounds Kids» konnten es kaum mehr erwarten: Endlich hatten sie ihren ersten Live-Auftritt! An zwei Proben haben Pelayo Fernandez Arrizabalaga und Jesús Turiño mit «intuitive conducting» ein abendfüllendes Programm zusammengestellt. «Intuitive conducting» ist eine experimentelle Form, mit «Laien» neue E-Musik zu machen. Die Partitur ist grafisch notiert und die Musiker/innen schaffen musikalische Stimmungen, die mittels Symbolen definiert sind. Musikalische Leitung: Pelayo Fernandez Arrizabalaga, Musiker, und Jesús Turiño.

Konzert am St.-Karli-Schulfest (9. Juni 2007, Schulhaus St. Karli, Luzern)

Am 9. Juni 2007 traten die «Holy Devils» am Fest der Schule St. Karli auf. Dieses Mal war das Lampenfieber sehr gross – schliesslich trat man zum ersten Mal vor den eigenen Mitschülerinnen und Mitschülern auf. Ausserdem spielten Austin, Gabriel, Gowtham, Ivan, Janusan, Kajanthan, Nithya und Zoe ein eigenes Repertoire, welches querbeet vom tamilischen Popsong bis zum Rockklassiker «We will Rock You» gecovered war. Nicht nur die Schüler/innen des St.-Karli-Schulhauses, sondern auch die Eltern und die Lehrpersonen waren hell begeistert! Die «Holy Devils» sind nun sehr motiviert und freuen sich schon auf ihren nächsten Auftritt am «Plazafest» im Herbst 2007.

Auf den Abschluss des Projekts hin wurde gemeinsam mit den Kindern der Beratungsnachmittag für die Wahl von Instrumenten der Musikschule Luzern besucht. Dies führte zur bis heute andauernden nachhaltigen Wirkung des Projekts: Insgesamt sechs Kinder aus dem Projekt besuchen regelmässig den Instrumentalunterricht an der Musikschule, drei davon Schlagzeug, eines E-Gitarre, eines Cello und eines Klavier. Diese ersten Erfahrungen mit dem Projekt «BaBeL Sounds» haben gezeigt, dass ein experimentelles Setting, das Ansätze und Methoden der sozialräumlich angelegten Soziokulturellen Animation mit solchen der Musikpädagogik verknüpft, für die musikalische Aktivierung von Kindern aus Familien mit geringem kulturellem Kapital erfolgversprechend sein kann. Es wird nun Aufgabe der folgenden Phasen sein, diese Ansätze zu optimieren, auszubauen und durch eine wissenschaftliche Begleitevaluation für andere Quartiere und Städte verfügbar zu machen.

Bastian, Hans Günther (2000): Musik(erziehung) und ihre Wirkung. Eine Langzeitstudie an Berliner Grundschulen. Mainz: Schott Musik International.

Bourdieu, Pierre (1987): Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

## Projekt «Shop & Food»: Standortmarketing der besonderen Art

Das Projekt «Shop & Food» ist eine lokalökonomische Antwort auf die Lage vieler kleiner ethnischer Läden im Quartier Basel-/Bernstrasse. Die meisten dieser Läden können, wenn überhaupt, nur knapp vom Kundenkreis ihrer Landsleute leben; immer wieder wechselten in der Vergangenheit die Ladenbesitzer/innen. Das Projekt will den Kundenkreis dieser Läden erweitern, indem es die Schwellenangst der einheimischen Bevölkerung überwindet. In kleinen Gruppen werden Interessierte in einen kongolesischen Laden, einen mexikanischen, einen serbischen und einen sri-lankischen geführt, wo die Inhaber/innen die oft exotischen, zum Teil aber auch überraschend bekannten Lebensmittel erläutern. Die Gespräche ermöglichen Einblicke weit über die Ess-Kultur hinaus. Am Schluss der Führung wird in einem der Läden ein landestypisches Menü serviert. – Von Alex Willener

Der Charakter und die vielfältigen Wirkungen des Projekts «Shop & Food» lassen sich am besten durch zwei kleine Episoden illustrieren, die die derzeitige Tourenleiterin Andrea Paulo erzählt:

*Der Frauenverein eines voralpinen Dorfes hatte eine «Shop & Food»-Tour gebucht: eine Gruppe von Frauen ohne interkulturelle Vorbildung oder Belastung, die sich in das «Neuland» der Baselstrasse gewagt hatte und dort in völliger Unbekümmertheit ihre Fragen an den Mann oder die Frau in den fremdländischen Läden brachte. Im serbischen Laden hat eine spezielle Sorte von Rauchwürsten die Frauen fasziniert, kannten sie doch die Tradition des Räucherns aus der eigenen bäuerlichen Tradition. Beim Fachsimpeln über die Eigenschaften dieses Produkts ist der Funke zwischen den ländlichen Besucherinnen und dem serbischen Gewerbler gesprungen, die Fremdheit war plötzlich kein Thema mehr.*

*Im Rahmen einer jährlichen Zusammenkunft als ehemalige Pfadfinder nahm eine Gruppe von jungen Männern an einer Tour teil. Im afrikanischen «Calo Bazar» entdeckte einer von ihnen ein Djembe und begann darauf zum Erstaunen des Ladeninhabers recht virtuos zu spielen. Diese musikalische Spontan-Einlage liess Gastgeber wie Besucher aus dem Schema der Führung ausbrechen und in eine Party-Stimmung mit viel Lachen und Gesprächen übergehen. Zum Abschied wurde ein Gruppenfoto geschossen – samt dem Inhaber auf dem Bild, der sich zuvor nie hatte fotografieren lassen.*

## Das Gewerbe im Quartier

Wie das historische Kapitel zeigt, siedelten sich Anfang des 19. Jahrhunderts im Quartier erste handwerkliche Gewerbetreibende an, und später entwickelte sich das Gebiet zum Industriequartier. Nach dem Wegzug der Industriebetriebe hat sich das Gebiet von einem Quartier mit vielen Arbeitsplätzen zu einem mehrheitlich durch Wohnnutzung geprägten Quartier gewandelt. Anfang 2000 gingen gemäss Statistischem Jahrbuch des Kantons Luzern (2003) 88 Prozent der im Quartier wohnhaften Personen im erwerbsfähigen Alter (15–64 Jahre) einer Erwerbstätigkeit nach. In absoluten Zahlen waren dies 2377 Personen. Demgegenüber bot das Quartier «nur» 912 Arbeitsplätze.

Auffällig und als eine Stärke des Quartiers zu bezeichnen sind die vielen ausländischen Spezialitätenläden, die grosse, aber rückläufige Anzahl Restaurants sowie die Vielzahl von Selbständigerwerbenden im Grafik-, Illustrations- und Kunstbereich. Einer Projektarbeit von Wirtschaftsstudierenden (vgl. Spörri und Wurzbach 2003) ist zu entnehmen, dass die meisten im Quartier ansässigen Unternehmen eine geringe Wertschöpfung beziehungsweise eine geringe Rentabilität aufweisen. Die Kaufkraft der Quartierbevölkerung ist niedrig und wegen des schlechten Images besucht wenig Kundschaft von ausserhalb das Quartier.

Nicht überraschend ist denn der rege Wechsel der Gewerbetreibenden im Quartier. Diese Fluktuation und die teilweise niedrigen Mietkosten haben zwar den Vorteil, dass neu gegründete Gewerbebetriebe rasch ein Geschäftslokal finden und gewisse Freiräume für Experimente bestehen (vgl. Feller 2004); die Fluktuation hat aber auch eine Reihe negativer Effekte, die sich ungünstig auf die

Lebensqualität, die Identität, das Image und die Entwicklung des Quartiers auswirken. Gravierend ist natürlich die Gefährdung der ökonomischen Existenz der Gewerbetreibenden und Ladeninhaber und ihrer Familien durch die Schliessung ihrer Betriebe. Darüber hinaus verstärken die immer wieder leerstehenden, vernachlässigten Ladenlokale mit ihren plakatüberklebten Fenstern den Eindruck einer Verslumung des Quartiers. Zuweilen waren dubiose Kreditbetriebe oder Erotik-Videoläden die ungern gesehenen Lückenbüsser. Dies wiederum wird gefördert durch zum Teil überhöhte Mietpreise. Einem indischen Restaurant wurde die Miete in zehn Jahren verdreifacht. Die Inhaber liessen sich das nicht mehr bieten und zogen in ein anderes Quartier um. Einem Ceylon-Take-away wurde nach einem Besitzerwechsel der Mietpreis verdreifacht. Der Kommentar des Inhabers: «Ich kann das nicht bezahlen. Er macht das mit Absicht, um mich rauszubekommen. Nach mir wird wohl ein Bordell eingerichtet.»

## Zur Bedeutung der lokalen Ökonomie im Kontext des Quartiers

Läpple und Walter (2003) definieren den Begriff der lokalen Ökonomie als eine lokal verankerte oder lokal eingebettete Ökonomie, die allerdings von überregionalen und globalen Kräften beeinflusst wird. Die Einbindung in ihre lokale Umgebung erreichen die Gewerbebetriebe durch ihre Kundinnen und Kunden, über Kooperationspartner und Netzwerke von ähnlichen beruflichen Milieus. Häufig kommen die Mitarbeitenden aus der näheren Umgebung oder die Betreiber/innen wohnen selbst in der Nähe oder im gleichen Haus (Läpple und Walter 2003). Dem quartierbezogenen Kleingewerbe ist gemeinsam, dass es auf billige Mietflächen angewiesen ist und die Nähe zur Bewohnerschaft eines Quartiers als wichtig erachtet.

In der lokalen Ökonomie von benachteiligten Stadtteilen sichern Gewerbebetriebe von Zugewanderten zunehmend die ortsnahe Versorgung der Quartiersbevölkerung. Zugleich wird ihnen eine grosse Bedeutung für die Orientierung von Neuankömmlingen sowie für die Integration der zugewanderten Bevölkerung insgesamt zugeschrieben. Die selbständige Erwerbstätigkeit von Personen mit Migrationshintergrund sowie die Betriebe, die in einem spezifischen Migrantenumfeld verwurzelt sind, werden zusammenfassend als «ethnische Ökonomie» bezeichnet (vgl. Schuleri-Hartje et. al. 2005).

Eine funktionierende Ökonomie in der lokalen Umgebung kann zu einem grossen Mehrwert für ein Quartier werden. Ein starkes Gewerbe stärkt auch das Quartier. Es kann Identitätspunkte und Arbeitsplätze schaffen. Das Quartier wird belebt, da das Gewerbe Teil des Quartierlebens ist. Ausserdem nützen die Betriebe Räumlichkeiten, die für das Wohnen kaum nutzbar sind (BaBeL Journal 1/03/05).

In der Literatur herrscht allerdings Einigkeit, dass eine Förderung des lokalen Gewerbes in benachteiligten Quartieren ohne andere Massnahmen keinen Sinn machen würde. Erst im Zusammenhang mit Massnahmen in anderen Handlungsfeldern der Quartierentwicklung (Wohnen, Grünflächen, Soziales usw.) ist eine Förderung sinnvoll. Wenn dies gelingt, kann die lokale Ökonomie zur Aufwertung eines Gebiets und zur Verbesserung der Lebensverhältnisse beitragen. Dies ist auch im Projekt BaBeL der Fall, wie die verschiedenen Handlungsfelder

zeigen, die in den anderen Kapiteln beschrieben werden. Darüber hinaus startet BaBeL derzeit einen Prozess mit den Liegenschaftsbesitzerinnen und -besitzern. Das Ziel besteht darin, weitsichtige, faire Liegenschaftsbesitzer/innen zu stärken und miteinander in Kontakt zu bringen. BaBeL ist der Ansicht, dass es zudem gezielte liegenschaftspolitische Interventionen von Seiten der Stadt braucht, um eine positive Entwicklung herbeizuführen bzw. der negativen (Spekulation, Rotlicht/Drogen) Entwicklung entgegenzutreten. Ohne Einbindung der Vermieter ist eine nachhaltige Förderung der lokalen Ökonomie nicht möglich.

Wichtig ist die Brückenfunktion des Gewerbes. Eine nur auf die lokalen Bedürfnisse im engsten Sinne reduzierte Ökonomie kann die Isolation von bereits benachteiligten Quartieren und deren Stigmatisierung fördern (Läpple & Walter 2003). Umgekehrt wird durch Betriebe, die Kundinnen und Kunden aus anderen Stadtteilen anziehen, das Quartier belebt, was wiederum den Anschluss an die ganze Stadt fördert.

## Vorarbeiten

Genau an diesem Punkt setzte der BaBeL-Umsetzungsbaustein «Gewerbestrukturen stärken» an. Die übergeordneten Ziele bestanden darin, die häufigen Ladenschließungen zu verringern und das Image des Quartiers zu verbessern.

Die soziokulturelle Einrichtung «Sentitreff», die als Treffpunkt zuvor mehrheitlich eine projekt- und veranstaltungsorientierte «Komm-Struktur» betrieben hatte, ergriff die Initiative und nahm mit den ethnischen Ladenbesitzern Kontakt auf, um mit ihnen Massnahmen der ökonomischen Stärkung zu erarbeiten. Aufgrund der geringen Ressourcen der Einrichtung wurde dieses Vorhaben im Rahmen eines Projektpraktikums durch einen Studierenden der Hochschule Luzern geleistet. Voraus ging eine Erhebung der Gewerbebetriebe im Quartier. Auf der Basis von Begehungen und Telefonbucheinträgen wurden rund 180 Adressen von Betrieben ermittelt. Typischerweise musste diese Liste mehrmals angepasst werden, da etliche Betriebe im Verlaufe der Projektzeit wegzogen oder schlossen (vgl. Feller 2004).

Die Projektinitianten gingen davon aus, dass nicht alle Gewerbetreibenden gleich abhängig von der Zukunft und vom Image des Quartiers waren und sich deshalb dementsprechend mehr oder weniger betroffen fühlen und sich in unterschiedlichem Masse für eine aktive Beteiligung am Projekt gewinnen lassen. Um diesen Umstand zu berücksichtigen, wurden die Gewerbebetriebe in vier Kategorien eingeteilt, und zwar entlang der Fragen, inwiefern sie eine Grundversorgung anbieten und inwiefern sie auf Passantinnen und Passanten angewiesen sind oder nicht. Ausgewählt für weitere Abklärungen wurden zum einen jene, die mutmasslich am meisten unter dem schlechten Ruf des Quartiers zu leiden hatten und für die eine Förderung eine Chance bedeuten würde. Zum anderen hat man sich die Frage gestellt, was denn für Leute, die das Quartier nicht kennen, spannend (exotisch) sein könnte. Was lässt sich am besten «verkaufen»? So kam man auf die fremdländischen Lebensmittelläden und wählte die attraktivsten und kooperativsten aus. René Fuhrmann, der Koordinator des Sentitreffs bringt es so auf den Punkt: «Ein Ruck soll durch das Quartier gehen. Die nicht involvierten Ladeninhaber sollen nachfragen, warum sie nicht dabei

sind, und was es braucht, um dabei zu sein. Wirkung: Wir erhalten immer wieder Anfragen, wie man bei uns mitmachen kann oder wie sie auf die Webseite von «Shop & Food» kommen könnten.»

In der Analysephase ging es als Erstes darum, alle Ladenbesitzer/innen über das Vorhaben zu informieren und gleichzeitig ihre Erwartungen nicht zu hoch zu schrauben. René Fuhrmann berichtet: «Der Projektleiter/Praktikant ist von Laden zu Laden gegangen und hat die Ladenbesitzer gefragt, ob sie mitmachen wollen. Es zeigte sich in dieser Phase, dass insbesondere die ethnischen Ladenbesitzer/innen nur bis zu ihrer Ladentür denken, der Laden ist ihr Reich, das sie Tag und Nacht beschäftigt. Will man etwas von ihnen, dann muss man sie in ihrem Reich besuchen, man darf nicht erwarten, dass sie für ein Projekt aus ihrem Laden herauskommen. Es gab eine Phase, da wurde die Idee eines Baselstrasse-Marktes diskutiert. Doch der hätte direkt vor dem jeweiligen Laden eingerichtet werden müssen, damit die Inhaber/innen mitgemacht hätten.»

Dennoch konnte auf der Basis dieser Befragung ein Workshop mit Vertreterinnen und Vertretern der Gewerbebetriebe durchgeführt werden, in dem die Befragungsergebnisse diskutiert und die Anliegen der Ladeninhaber/innen erhoben wurden.

Nur wenige Ladenbesitzer/innen sahen von Beginn an die Chance eines gemeinsamen Projekts für ihren Betrieb. Die initiativste unter ihnen war eine rührige Mexikanerin, die neben ihrem Laden auch noch ein Catering betreibt.

Im Rahmen des Workshops mit den Besitzerinnen und Besitzern wurden die Ziele und die Prioritäten entwickelt. Auch betriebswirtschaftliche Themen wie Buchhaltung, Schaufenstergestaltung oder Werbung sowie Aspekte der öffentlichen Ordnung (Abfall, Littering etc.) wurden diskutiert. Hierfür wurde später ein Monitoring aufgebaut: Der Quartierpolizist, einige Ladenbesitzer und das Strasseninspektorat treffen sich zweimal im Jahr. In der Folge wurden auch einige pragmatische Massnahmen wie zusätzliche PET-Sammelstellen oder Verkauf von einzelnen, gebührenpflichtigen Abfallsäcken ergriffen. Das wichtigste Ergebnis des Workshops war aber die Suche nach einer Imageverbesserung des Quartiers, was schliesslich zum Projekt «Shop & Food» führte. Mit dem Ende des Projektpraktikums war das Vorprojekt abgeschlossen, das eine systematische Analyse der Gewerbestrukturen sowie eine erste Aktivierung von Gewerbetreibenden beinhaltete.

## Die Umsetzung: «Shop & Food»

Personell konnte auch diese Phase durch ein Projektpraktikum gewährleistet werden, und zwar durch eine Studentin, die auch selber im Quartier wohnte. Ihre Aufgabe war es, auf der Basis des Vorprojekts ein Umsetzungsprojekt mit nachhaltiger Ausrichtung zu entwickeln und durchzuführen. Dabei wurde der Fokus auf die ethnischen Lebensmittelläden entlang der Basel- und Bernstrasse gerichtet. Die mexikanische Ladeninhaberin Dora Cecchini formulierte schon in der Analysephase die Idee, mehr Leute in die Läden zu bringen. Durch die Kenntnis eines ähnlichen Projektes in einer anderen Stadt kam die Eingebung, mittels Touren Einheimische in die ethnischen Läden zu bringen.

Die Liste dieser Läden wurde nochmals aktualisiert, denn innerhalb eines Jahres waren wieder zwei von ihnen geschlossen worden. Es wurde ermittelt, dass die durchschnittliche «Lebensdauer» eines Ladens ca. 1,5 Jahre beträgt (vgl. Reichmuth 2006). Insgesamt wurden im Jahr 2005 14 Lebensmittelläden erhoben, die Liste der Herkunftsländer reichte von der Schweiz, Spanien, Serbien-Montenegro, Kosovo über Sri Lanka, Elfenbeinküste bis hin zu Mexiko und Santo Domingo. Eine vielfältige Mischung auf kleinstem Raum, wie man sie in Grossstädten nicht kennt, weil dort die ethnische Segregation und entsprechend die Versorgungsstrukturen in den Quartieren viel homogener sind.

In ihrem Projektbericht schreibt Christina Reichmuth: «Einmal im Laden, ist man mit einer Fülle fremdländischer Produkte und Gerüche konfrontiert. Es fällt auf, dass die meisten Kunden und Kundinnen aus der gleichen Ethnie stammen, und deshalb ist das Warenangebot speziell auf sie ausgerichtet. Viele Produkte sind nicht ins Deutsche übersetzt oder gar nicht beschriftet. Man kommuniziert hauptsächlich in der fremden Sprache. Es fällt auf, dass nicht nur gekauft und verkauft, sondern auch der persönliche Kontakt zur Kundschaft gepflegt wird. Oft sind es Familienbetriebe, die gegenüber Kunden aus dem eigenen Kulturkreis nicht nur die Funktion der Versorgung mit heimischen Waren ausüben, sondern oft ein Stück Heimat versinnbildlichen. Einerseits fasziniert diese eigenartige Authentizität und Atmosphäre in diesen Läden. Andererseits ist die einheimische Kundschaft oft mit so viel Fremdem überfordert und gehemmt, einen Schritt in die fremdländischen Lebensmittelläden zu wagen. Auch die oft vorhandene Sprachbarriere zu fremdländischen Ladeninhaberinnen und -inhabern ist zu hoch, als dass man gut beraten einen Einkauf tätigt» (Reichmuth 2006, S. 2).

Die Projektleiterin hat in zahlreichen Gesprächen mit den Ladeninhaberinnen und -inhabern und weiteren Bezugspersonen eine gute Basis der Zusammenarbeit aufgebaut. Viele sagten ihr immer wieder, sie würden nur «wegen dir» mitmachen. Informelle Kontakte waren bei diesem Projekt enorm wichtig. Ausserdem zeigte sich als Erkenntnis, dass für die Ladenbesitzer/innen jede Abmachung einen sofortigen Nutzen bringen muss. Das bedeutete, sehr kurzfristig erreichbare Zwischenziele und überschaubare Verhandlungsziele zu setzen. Die am Projekt schlussendlich teilnehmenden Läden wurden aufgrund von Auswahlkriterien selektioniert:

- Vier Kontinente sollten vertreten sein (Europa, Afrika, Asien, [Latein-]Amerika)
- Das Warenangebot und die Ladenpräsentation sollten ausreichend attraktiv sein.
- Ausreichende Deutschkenntnisse der Ladeninhaber/innen.
- Eine gewisse Offenheit und Bereitschaft gegenüber dem Projekt.

Die Einkaufstouren sollen kulinarisch Interessierte in die exotischen Lebensmittelläden führen, durch Degustationen einiger fremdländischer Produkte neue Geschmäcker und Gerüche näher bringen. Die Rundgänge werden mit einer abschliessenden Kochpräsentation kombiniert und mit einem exotischen Abendessen in einem der Läden abgerundet. Das Ziel bestand darin, dass neue,

auswärtige Kundschaft den Weg in die ethnischen Lebensmittelgeschäfte findet und dort Waren einkauft. In Zusammenarbeit mit den ausgewählten Ladeninhaberinnen und -inhabern wurden ein detailliertes Programm und der Ablauf festgelegt, Degustationen organisiert und Gastköche gesucht. In der Tour enthalten sind der geführte Rundgang durch vier ethnische Lebensmittelgeschäfte mit Degustationen und abschliessend einem Abendessen in einem der Läden.

Mit zwei Kommunikationsinstrumenten, ethnisch geprägten Informationsplakaten und kulturkreisspezifischen Rezeptkarten, wurden die ersten Touren beworben. Ein junges, im Quartier wohnhaftes Gestalter-Team durchkämmte fotografisch das fremdländische Warenangebot der ausgewählten Läden und liess sich durch die Vielfalt der Produkte, der Verpackungen, der Atmosphäre im Laden, den kulturellen Hintergrund usw. inspirieren. Mit den am Projekt beteiligten Ladeninhaberinnen und -inhabern diskutierten sie ihre Entwürfe und entwickelten ihre Ideen stetig weiter, bis vier reichhaltige und auffällige Plakate zu Lateinamerika, Schwarzafrika, Osteuropa und Sri Lanka entstanden waren. Gleichzeitig suchte die Soziokulturelle Animatorin zusammen mit Bewohnerinnen und Bewohnern, Ladeninhaberinnen und -inhabern, Köchinnen und Köchen nach authentischen Rezepten, nach Übersetzungen bestimmter Produkte, Tipps, Tricks und Verwendungsmöglichkeiten. Rund 50 Rezepte wurden gesammelt, viele davon getestet und schriftlich festgehalten. Schliesslich wurden vier exemplarische Rezepte ausgewählt (Reichmuth 2005). Die sprachliche Ausfertigung erfolgte durch eine Redaktorin von «Betty Bossi»<sup>1</sup>.

Die Touren waren von Beginn weg ausgebucht und viele Leute, die gerne teilgenommen hätten, mussten auf später vertröstet werden. Seither ist und bleibt «Shop & Food» eine Erfolgsgeschichte: Rund 70 Touren mit rund 800 Teilnehmerinnen und Teilnehmern fanden bis zur Niederschrift dieses Kapitels statt. Mittlerweile ist das Angebot ein Selbstläufer: Neue Staffeln werden nur noch auf der Website ausgeschrieben. Die Teilnehmer/innen kommen inzwischen aus der ganzen Deutschschweiz. Das Projekt senkt nicht nur die Schwellenangst der neuen Kunden; auf der Seite der Ladenbesitzer/innen sind diese neuartigen Kundenkontakte herausfordernd, indem sie sich auf eine neue Art präsentieren und die deutsche Sprache einsetzen müssen.

Ob dieser Erfolg den Ladenbesitzerinnen und -besitzern nachhaltig die nötige finanzielle Basis sichern kann, lässt sich zurzeit noch nicht beurteilen. Nachhaltig kann er dann sein, wenn wenigstens ein Teil der Teilnehmer/innen auch nach der Tour mit einer gewissen Regelmässigkeit einkaufen kommt. Jedenfalls kann gesagt werden, dass seit der Existenz der «Shop & Food»-Touren eine gewisse Stabilität der Läden besteht und die Fluktuation gebremst wurde. Dies kann auch durch andere Faktoren beeinflusst worden sein, aber Aussagen von Ladenbesitzern («Ohne «Shop & Food» hätte ich schon lange aufgehört» – Originalton eines serbischen Inhabers), dass die Einkünfte eine bedeutende Einnahmequelle sind, deuten darauf hin, dass das Projekt ursächlich zur Stabilisierung beigetragen hat.

Die gelungene Aktivierung der Ladeninhaber/innen und der Erfolg des Projekts lassen sich zu einem guten Teil auf die intensive Pflege der Kontakte, die regel-

1 Betty Bossi ist eine schweizweit bekannte – fiktive – Kochrezept-Autorin bzw. -firma.

mässige Präsenz und das durch die Projektverantwortlichen vermittelte Vertrauen in das Potenzial der Menschen zur Mitgestaltung zurückführen. Wichtig für das Projekt war aber auch die Unterstützung durch die städtische Wirtschaftsförderung, die neben dem Bestreben, Firmen mit hoher Wertschöpfung in der Stadt zu halten und neue anzusiedeln, auch diese mikroökonomische Ebene als relevant betrachtete.

- BaBeL Journal (2005): Starkes Gewerbe für eine starkes Quartier. Luzern: Nr. 1/03/05.
- Feller, Andreas (2004): Bedürfnisabklärung und Aktivierung der Gewerbetreibenden im Quartier Basel-/Bernstrasse: ein Projekt im Rahmen des BaBeL-Teilprojektes «Gewerbestrukturen stärken». Projektbericht. Luzern: Hochschule Luzern – Soziale Arbeit.
- Löhr, Rolf-Peter (2004): Lokale Ökonomie in der Sozialen Stadt. Chancen und Ansätze. Hannover: Vortrag gehalten im Rahmen der Werkstatt Stadtteilarbeit, 16.2.2004.
- Läpple, Dieter; Walter, Gerd (2003): Lokale Ökonomie und soziale Stadt. Berlin: erschienen in «Stadtbauwelt», 94. Jg., 28.3.2003.
- Reichmuth, Christina (2005): Shop & Food: die multikulturelle Plattform für aussergewöhnliche Gaumenfreuden: ein Projekt im Rahmen des Quartierentwicklungsprojektes Basel-/Bernstrasse Luzern im Baustein «Gewerbestrukturen stärken». Projektbericht. Luzern: Hochschule Luzern – Soziale Arbeit.
- Schuleri-Hartje, Ulla-Kristina; Floeting, Holger; Reimann, Bettina (2005): Ethische Ökonomie. Integrationsfaktor und Integrationsmassstab. Darmstadt, Berlin: DIFU.
- Spörri, Kilian; Wurzbach, Sandra (2003): Quartier Basel- und Bernstrasse in Luzern. Stärkung der Gewerbestrukturen und der Wertschöpfung. Projektarbeit. Luzern: Hochschule Luzern – Wirtschaft.
- Statistisches Jahrbuch des Kantons Luzern (2003). Luzern: Kanton Luzern.

Bildnachweis

Autoren und Quellen nach Kapitel geordnet:

- Umschlag: Nika Spalinger; Juliana Smith; Shop & Food; Rolf Notter
- 1 Historisches Museum Luzern; Stadtarchiv Luzern; Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern; Heinrich Hüsler
  - 2 Luca Schenardi
  - 3 Ursi Hess Hug/Rachel Pfaffen; Rolf Notter
  - 4 Stadt Luzern
  - 5 Alex Willener; Ruth Sommerhalder; Rolf Notter
  - 6 Hochschule Luzern – Technik & Architektur; Michele Marino; Adrian Walther; Marco Bamert
  - 7 Marcel Zürcher
  - 8 Nika Spalinger; «Kunstforum International»; [www.annelorenz.ch](http://www.annelorenz.ch); [www.artinfo24.com](http://www.artinfo24.com); [www.media.pixelpoint.at](http://www.media.pixelpoint.at); «Kunst des 20. Jahrhunderts», Taschen, Köln 2000; [www.guerillagirls.com](http://www.guerillagirls.com); «Art in context – Kunst heute» von Brandon Taylor, Dumont, 1995; «Freie Sicht aufs Mittelmeer – Junge Schweizer Kunst mit Gästen», Kunsthaus Zürich, Schirn Kunsthalle Frankfurt / Scalo, 1998; «Centre Culturel Suisse 2003-2005», Marc Domage (Katalog); [www.holzerkobler.ch](http://www.holzerkobler.ch); [www.flickr.com](http://www.flickr.com); Andreas Wiegand; Barbara Davi; Jessica Powers; Mathis Pfäffli; Martina Baldinger; Robert Müller
  - 9 Marcel Zürcher
  - 10 Michi Graber
  - 11 Shop & Food

## Autorinnen und Autoren

Dieter Geissbühler

lehrt im BA- und MA-Studium an der Hochschule Luzern – Technik & Architektur mit Schwerpunkt Entwerfen und Konstruieren. Im Masterstudiengang Architektur betreut er den Schwerpunkt «Material». Seit mehreren Jahren ist er an Projekten der Quartier- und Stadtentwicklung im Rahmen der Aktivitäten an der HSLU beteiligt und hat als freischaffender Architekt an verschiedenen Stadtplanungsverfahren mitwirken können. Dieter Geissbühler hat Architektur an der ETH Zürich studiert und anschliessend an der Cranbrook Academy of Arts weiter vertieft.

Heinz Horat

studierte englische Literatur, Philologie und Kunstgeschichte an der Universität Fribourg und am Trinity College Dublin. 1978 Doktorat in Kunstgeschichte. Er arbeitete in der wissenschaftlichen Inventarisierung der Kunstdenkmäler des Kantons Luzern, wirkte als Lehrbeauftragter in den USA und an verschiedenen Hochschulen der Schweiz, war 1987–2001 kantonaler Denkmalpfleger des Kantons Zug und ist seither Direktor des Historischen Museums Luzern. In seinen zahlreichen Publikationen behandelt er Themen der Architektur und der Alltagskultur.

Jürg Inderbitzin

studierte Geographie an der Universität Zürich mit Vertiefung im Bereich der Wirtschafts- und Sozialgeographie. Nach längerer selbständiger Tätigkeit übernahm er Lehrpensum an der Hochschule Luzern – Wirtschaft. Er leitet heute die Abteilung Regionalökonomie am Institut für Betriebs- und Regionalökonomie und engagiert sich in Forschungs- und Beratungsprojekten im Bereich der Stadt- und Regionalentwicklung und der Wirtschaftsförderung. Zusammen mit einer Vertreterin der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit leitet er den Master of Advanced Studies in Gemeinde-, Stadt- und Regionalentwicklung.

Nika Spalinger

ist Künstlerin und lehrt an der Hochschule Luzern – Design & Kunst im Bereich Kunst und Vermittlung mit Schwerpunkt räumliches Gestalten und Kunst im öffentlichen Raum. Sie war für den Aufbau und die Durchführung des MAS-MAPS (Master of Art in Public Spheres) verantwortlich und forscht seit 2005 zum Thema «Kunst & Tourismus». Als Künstlerin arbeitet sie in unterschiedlichen Medien – sie war an zahlreichen Ausstellungen im In- und Ausland vertreten und ist seit 2008 Mitglied der Eidgenössischen Kunstkommission.

Sibylle Stolz Niederberger

hat in Bern und Lausanne Ethnologie, Soziologie und Islamwissenschaften studiert und im Jahr 2000 mit dem Lizentiat abgeschlossen. Sie hat die Integrationsstelle der Stadt Luzern seit 2001 aufgebaut und leitet diese als Integrationsbeauftragte. Sie war von 2004 bis 2007 Mitglied der eidgenössischen Kommission für Wohnungsfragen. Im Projekt BaBeL vertritt sie seit Beginn und auch im weiterführenden Quartierentwicklungsprozess die Stadt Luzern.

### Jesús Turiño

ist Musiker, dipl. Ing. FH, Soziokultureller Animator FH. Er war über 10 Jahre in der Jugend- und Kulturarbeit tätig, zuletzt als Geschäftsführer der Zuger Jugendarbeit. Seit 2005 nach längerem Spanienaufenthalt selbständig. Seine Firma bonito-bonito, Büro für Kultur und Soziales, Luzern, bietet Dienstleistungen in den Bereichen Konzepte und Beratungen an und führt Projekte und Events im regionalen, nationalen und internationalen Kontext durch. Als Musiker spielt er in diversen Bands und Projekten vor allem im Jazz- und experimentellen Bereich und komponiert Musik für Theater, Film und neue Medien.

### Alex Willener

arbeitet im Kompetenzzentrum Stadt- und Regionalentwicklung der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit, lehrt im BA-Studium sowie in Nachdiplomstudiengängen mit Schwerpunkt auf Sozialraum und Stadtentwicklung und ist Mitglied des Studienteams für den Masterstudiengang «International Community Development». Seit mehreren Jahren leitet oder begleitet er Projekte in den Bereichen Quartier- und Stadtentwicklung, Kinder- und Jugendarbeit sowie Migration/Integration. Alex Willener hat Sozialarbeit in Luzern, Supervision und Organisationsberatung in Salzburg und Wien sowie Urban Studies in Milton Keynes studiert.

### Enrica Zwahl

ist seit 1982 in der Prävention tätig. Sie war an der Entwicklung der ersten strukturorientierten Suchtpräventionsaktivitäten in Schulen, Heimen, Betrieben, etc. in der Schweiz beteiligt. Seit mehreren Jahren doziert Sie und führt Projekte an der Hochschule Luzern, im Institut WDF, Bereich Prävention und Gesundheit sowie Sexualität. Ihre Studien: Lehrdiplom Bildende Kunst, Organisationsberatung /Supervision/Coaching BSO, NDS Psychodramapädagogik, Integrative Konfliktbearbeitung nach Transcend-Verfahren, Themenzentrierte Aktion.